J. F. Castelli's

Erzählungen.

Vollständige Ausgabe

letzter Hand, in strenger Auswahl.

Fünftes Bändchen.

Zweite vermehrte Auflage.

WIEN 1848.

Verlag von Mayer & Compagnie

(Singerstraße, deutsches Haus, im Eckgewölbe).

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Des Malers Abenteuer.

Novelle.

Der Abend begann, und die untergehende Sonne sendete nur einen letzten schwachen Strahl in das Atelier. Friedrich Garnier deckte den Stein, an welchem er an einer Lithographie arbeitete, zu, und trat zum Fenster zu Heinrich Leblanc, der sich damit unterhielt, den Sperlingen im Garten von Luxembourg Brot vorzustreuen.

„Nun, mein lieber Raphael, bist du fertig?“ — fragte dieser.

„Nein,“ erwiederte Friedrich, „es wird schon zu dunkel. Und doch will der Kunsthändler den Stein morgen haben.“ —

Leblanc zuckte die Achseln und sprach: „Ja, so weit sind wir gekommen, die Künstler sind die Sklaven der Krämer. Du bist zur unrechten Zeit auf die Welt gekommen, mein armer Junge. Du hättest geboren werden sollen, als die Kunst noch verstanden und geehrt wurde, und statt, daß du jetzt im leinenen Kittel in einer Stube von 10 Fuß an einem Steine für kargen Lohn arbeitest, würdest du in einem Sammtkleide in einer Cathedrale eine heilige Jungfrau malen.“ —

„Besser ein Arbeiter im Leinenkittel, als ein Sklave in Sammt und Seide.“

„Du bist also mit deinem Schicksale zufrieden?“

„Nicht so ganz, allein wer bürgt mir dafür, daß ich vor fünf Jahrhunderten zufriedener gewesen wäre?“

„Wahrhaftig, ich begreife dich nicht. Man sollte glauben, du seist gar kein Künstler; denn du beklagst dich niemals. Ich bin ein Mediciner und mich geht die ganze Geschichte nichts an, aber mich ekelt dieses Krämerjahrhundert an. Ich kann ein verkanntes Talent nicht sehen, ohne daß ich den Nervenkrampf bekomme, und man sieht das heut zu Tage immer fort. Noch gestern habe ich die Bekanntschaft eines jungen Menschen gemacht, der ein admirables Gedicht auf den Berg Carmel gemacht hat.“

„Hat er dir's gelesen?“

„Nein. Es war mir genug seinen Kopf zu sehen, um den großen Poeten in ihm zu erkennen. Er hat das ausgebildetste Organ der Idealität, das ich je gesehen habe. Und diesen Menschen kennt Niemand, er ist auch fest entschlossen, sich das Leben zu nehmen, wenn er keinen Verleger findet, und hat schon die Hälfte eines Abschiedliedes an die Welt verfaßt, welches er in seiner Tasche zurück lassen will, damit es die Journale publiciren.“

Friedrich Garnier lächelte betrübt ohne zu antworten, er kannte Heinrich zu gut, um zu versuchen, ihn zu bekämpfen. Schon lange hatte dieser die Vertheidigung der Künstler gegen den Zeitgeist übernommen, dieß war seine Eigenheit, und seine Collegen zitirten ihn, wenn nicht als den geschicktesten doch als den künstlerischesten aller Ärzte in

Paris. Leblanc hatte unter Andern die Eitelkeit, Alle die er kannte in große Männer zu verwandeln, um sich selbst in den Strahlen ihres Ruhmes zu sonnen. Immer den unbekannten Genies auf der Fährte, hatte er jeden Tag neue in seinem Portefeuille aufgezeichnet. Unglücklicherweise zeigte sich in der Folge bei den Meisten, daß er sie auf den Altar hinauf gehoben habe, ohne sie oben erhalten zu können.

Friedrich war entfernt, die Meinungen seines Freundes zu theilen, doch wollte er einen unnützen Wortstreit vermeiden, und wendete daher das Gespräch auf seine neue Wohnung. „Sieh einmal," sagte er, „die Bäume nicken mir zum Fenster herein, und der Gesang der Vögel weckt mich. Ich habe hier eine Thüre, welche in die Alleen führt. Des Morgens, wenn diese noch leer sind, steig ich hinab, und zwei Stunden kann ich mir einbilden: Luxembourg sei mein Schloßgarten; dann bin ich auch ganz allein in diesem großen Gebäude, alle anderen Bewohner sind auf dem Lande."

„Und willst du den ganzen Sommer hier zubringen?"

„Allerdings."

„Hast du also Verzicht geleistet auf deine Reise nach Italien?"

„Ja."

„Du hast Unrecht."

„Möglich."

Das Gespräch endete und Leblanc ging um sich nach dem Odeontheater zu begeben, wo er seit einigen Monaten als Theaterarzt angestellt war.

Als er fort war, setzte sich Friedrich zum Fenster, und die Stirne in die Hand gestützt, im Herzen trübe Ge-

danken, starrte er hinaus. Heinrich hatte, als er von der Reise nach Italien sprach, nicht bemerkt, daß er eine gestorbene Hoffnung berührt, und daß seinem Freunde Thränen in die Augen traten. Ermuthigt durch einige glückliche Erfolge (immer leichter zu erringen, weil sie Niemand in Schatten stellen) war diese Reise seit einem Jahre ein Lieblingstraum Garnier's, und wie dieß meistentheils bei jungen Leuten der Fall ist, er hatte diesen Traum statt als Hoffnung, seinen Freunden schon als fest stehender Entschluß verkündet. Allein die Unterstützungen von Seite seiner Gönner wurden immer schwächer und Friedrich sah ein, daß man mit ihm umgegangen sei, wie mit jungen Soldaten, denen in den ersten Tagen Alles Hilfe leistet, wenn sie aber einmal auf dem Marsche sind, so müssen sie Waffen und Gepäcke selbst schleppen. Seine Arbeit verminderte sich, man bezahlte ihm weniger, und er mußte auf seine schönste Hoffnung Verzicht leisten.

Lange blieb er am Fenster sitzen in Träumereien versunken, als ihn die Glocke daraus weckte, welche 10 Uhr schlug. Er bemerkte, daß der Garten stille und einsam geworden war. Die Abendluft trieb den Duft der Orangenblüthen zu ihm herauf und die weißen Statuen zwischen den dunkelgrünen Bäumen schienen ihm stumme Phantome. — Friedrich betrachtete einen Augenblick diese Nacht voll Sterne und Wohlgeruch, dann schloß er das Fenster mit einem Seufzer und that einige Schritte im Zimmer, allein die Dunkelheit in seinem Atelier versetzte ihn in eine seltsam aufgeregte Stimmung, es war ihm, als ob ihm Luft fehlte, und sein Gemach dünkte ihm ein Grab. Er setzte sich und blickte um sich. Einige Köpfe und Masken, welche an der

Wand hingen, schienen sich los machen zu wollen und ein phantastisch gekleideter Gliedermann in einer Ecke nahm menschliche Gestalt an. Friedrich fühlte sich beängstigt, an die Stelle des Trübsinns war eine Art vager, unbestimmter Furcht getreten, welche nichts anders als der Ausdruck der Abspannung seiner Seele war. Sein Alleinsein, welches früher Thränen in sein Auge gelockt hatte, verursachte ihm jetzt Schrecken. Er wagte es nicht aufzustehen, sein Ohr horchte aufmerksam und seine Augen, scheu umher blickend, schienen eine fremdartige Erscheinung zu erwarten.

Plötzlich ertönten leise Tritte von außen, die Thüre öffnete sich, und eine Frauengestalt erschien auf der Schwelle.

Friedrich sprang blaß und zitternd auf. Die Frau schien einen Augenblick in der Dunkelheit zu suchen, und als sie dann beim fahlen Licht, welches die Sterne an die Wand warfen, den jungen Mann sah, trat sie gerade auf ihn zu.

„Friedrich Garnier?“ fragte sie mit zitternder Stimme.

„Der bin ich, Madame.“

„Sie haben hier eine Thür, welche in den Garten von Luxembourg führt.“

„Ja, Madame.“

„Um Gotteswillen öffnen Sie mir diese.“

Friedrich wich staunend zurück.

„Ich beschwöre Sie, mein Herr,“ fuhr sie fort, „verweigern Sie mir es nicht, ich werde Ihnen mehr als das Leben danken.“

Alles dieses wurde in einem Accent gesprochen, welcher Friedrichen ganz fremd war, aber mit einer so herzzer=

reißenden Stimme, daß er dadurch tief bewegt wurde. Er lief maschinenmäßig zur Thüre, welche man ihm zu öffnen geboten hatte, sie war verschlossen. „Verziehen Sie einen Augenblick,“ sagte er, indem er auf dem Arbeitstische herum tappte, „ich suche den Schlüssel.“

„Dank! tausend Dank! — Nun haben Sie ihn?“

„Ohne Licht ist es schwer.“

„So zünden Sie Licht an. Nur schnell! — schnell!“

Friedrich machte Licht. Sein erster Blick fiel auf die Fremde, und er stand starr und wie geblendet von ihrer Schönheit.

„Den Schlüssel, mein Herr, den Schlüssel,“ wiederholt diese ängstlich flehend.

Er fand ihn endlich zwischen Papieren und eilte zur Thüre, sie zu öffnen. In diesem Augenblick fiel ein Schuß im Garten. Die junge Frau stieß einen Schrei aus, und hielt sich an der Wand.

„Was ist das?“ fragte Friedrich entsetzt. „Auf! die Thüre auf!“ — Er öffnete, und die Fremde stürzte in den Garten. Er sah sie durch die Allee, gerade zur nächsten Statue eilen, sich über etwas beugen, und dann zur Erde sinken. Er stürzte ihr nach und fand sie auf ihren Knien, in ihren Händen die Hand eines Jünglings haltend, der ohne Bewegung auf den Boden ausgestreckt lag.

„Was ist geschehen?“

„Zu Hilfe, zu Hilfe!“

Friedrich beugte sich nieder, um ihr zu helfen den Körper empor zu heben, allein dieser sank sogleich wieder leblos zurück. Die Frau schrie: „Todt! todt!“ und die Arme

öffnend sank sie leblos auf den Leichnam. Alles dieß war in wenigen Minuten vor sich gegangen. Friedrich war außer sich, doch der Anblick des Blutes und dieser Ohnmächtigen erhielten ihn in einer augenblicklichen Aufregung; er blickte starr auf die herzzerreißende Gruppe und wußte nicht was er beginnen sollte, als regelmäßige Tritte sich vernehmen ließen! er wandte den Kopf und sah beim Mondenlicht zwei Wächter, welche näher kamen. Der Gedanke, bei dem Leichname angetroffen zu werden, und vielleicht als Mitschuldiger eines Verbrechens zu gelten, machte ihn zittern, seine erste Bewegung war zur Flucht, dann aber schämte er sich eine Frau zu verlassen, zu deren Schützer ihn der Zufall berufen hatte. Er hob die Ohnmächtige auf, faßte sie in seine Arme und wollte sie durch die Allee tragen, aber er fand kaum Zeit, sich mit ihr hinter das Piedestal einer Statue zu verbergen, denn die Wächter waren nur mehr wenige Schritte entfernt.

Nun kam ein fürchterlicher Augenblick der peinlichsten Erwartung, die beiden Veteranen schwätzten vertraulich mit einander, der Jüngere hielt an, um von einer nahen Staude blühenden Hollunder abzubrechen und Friedrich fühlte sich von den herabgebogenen Zweigen berührt.

„Hier ist ein Strauß für Katharinen,“ sagte der Soldat, „sie riecht den Hollunder gern.“

„Eine schöne Nacht,“ versetzte der Andere. In diesem Augenblick waren sie noch näher zur Statue getreten, und der Eine stieß mit dem Fuße an den Leichnam. „Was ist denn das, Peter?“ rief er.

Peter beugte sich hinab und schrie: „Herr Gott! da liegt ein ermordeter Mensch.“

„Nicht möglich.“

„Sieh nur selbst.“

„Dem armen Teufel galt also der Pistolenschuß, den wir hörten?“

„Laufe doch zum nächsten Posten und mache die Anzeige, ich bleibe indessen hier.“

Friedrich wagte kaum zu athmen; da er nicht entfliehen konnte, bereute er schon, sich verborgen zu haben, und fühlte doch auch, daß es zu spät sei, sich zu zeigen. Er hörte bald vom Pallaste her Schritte und Stimmen. Der Wächter, der sich indessen überzeugt hatte, daß kein Leben mehr in dem Leichnam sei, ging nun den Ankommenden entgegen. Friedrich begriff wohl, daß jetzt der Augenblick sei, der Gefahr zu entgehen. Die junge Frau in seine Arme fassend, verließ er das Piedestal, schlich durch das Dunkel der Gesträuche, dann durch die Alleen, erreichte die Thüre des Ateliers und stürzte hinein.

Seine erste Sorge, nachdem er die Unbekannte auf sein Ruhebett gelegt hatte, war an's Fenster zu treten, und zu spähen, ob man ihn nicht beobachtet habe oder gar verfolge, allein Alles war ruhig im Garten, und nur von ferne auf der Seite, wo die Statue stand, sah er durch die Bäume Lichter sich bewegen. Er eilte dann zur jungen Frau zurück, welche anfing, ihrer Sinne wieder mächtig zu werden.

Friedrich's Verlegenheit war außerordentlich. In der ganzen Begebenheit herrschte ein so unbegreifliches Ge-

heimniß, daß er es nicht wagte, eine Frage zu thun. Er blieb also stillschweigend einige Schritte vor der Unbekannten stehen und erwartete ihre Befehle. Da er aber bemerkte, daß sie noch immer verstörte Blicke um sich warf, sprach er schüchtern zu ihr: „Sie sind in Sicherheit."

Sie heftete die starren Augen auf ihn, schwieg noch einige Augenblicke und murmelte dann leise unverständliche Worte. Bald aber wurde ihre Stimme lauter und kreischend rief sie den Namen „Franz!" Friedrich suchte vergebens ihr Trost zuzusprechen, ihre Geistesverwirrung ward immer größer, bis sie endlich, erschöpft von so vielen heftigen Gemüthsbewegungen, kraftlos und ohnmächtig auf das Ruhebett zurück sank.

Der junge Maler ergriff ihre Hände, sie waren eisig kalt, er berührte ihre Stirne, sie war glühend heiß. Einige Blutstropfen quollen zwischen den zusammengepreßten Lippen hervor, und der ganze Körper zitterte von Convulsionen.

Schrecken bemächtigte sich Friedrich's, Alles was vorgefallen war, hatte ihm seine gewöhnliche Geistesgegenwart geraubt, plötzlich mitten in ein wunderliches Abenteuer geworfen, hatte sich seine Einbildungskraft exaltirt, und in diesem Augenblicke hielt er Alles für möglich, ausgenommen etwas Gewöhnliches.

Der Gedanke, diese Frau könne bei ihm ihren Geist aushauchen, und er sich in eine Begebenheit verwickelt sehen, über welche man ihn zur Rechenschaft ziehen könne, war der erste, der sich ihm aufdrang. Schnelle Hilfe kann die Arme vielleicht noch retten, aber wo diese finden? Er hatte keine Nachbarn, der Portier selbst war abwesend und hatte in

seinem Stübchen nur seinen alten kranken Vater zurück gelassen. Plötzlich fiel ihm Leblanc ein. Das Theater war nur wenige Schritte entfernt und er gewiß, ihn dort zu finden. Hier war nicht zu zaudern, er warf noch einen Blick auf die Fremde, welche sich noch immer in demselben Zustande befand und eilte dann nach dem Theater.

Er wußte glücklicher Weise den Platz, wo sich Heinrich gewöhnlich befand, er drang ohngeachtet der Völle des Saales bis zu ihm, faßte ihn am Arme und zwang ihn, ihm zu folgen.

„Aber zum Henker, was hast du denn?“ fragte Heinrich, als sie einmal aus dem Gedränge waren.

„Du sollst Alles erfahren,“ antwortete Friedrich, indem er ihn mit sich fortriß, „eile nur so schnell als möglich.“

„Aber wohin führst du mich?“

„Zu mir.“

„Ist etwas geschehen?“

„Ja.“

„Jemand verwundet?“

„Ja.“

Sie kamen an, Friedrich stürzte in sein Zimmer. Die Fremde war nicht mehr da. Er lief zu dem Portier, wo ihm auf die Frage: „Ist Niemand, während ich weg war, aus dem Hause gegangen?“ mit „Nein“ geantwortet wurde, dann ließ er alle Treppen, alle Winkel des Hauses untersuchen, öffnete seinen Kleiderschrank, schaute hinter die Fenstervorhänge, vergebens, es war Niemand zu finden.

„Was suchst du denn?“ fragte endlich Leblanc etwas böse, der ihm überall gefolgt war. Friedrich fiel athemlos

auf das Ruhebett. Das Verschwinden der Fremden drückte das letzte Siegel auf das Geheimnißvolle dieses sonderbaren Abends. —

Am folgenden Tage verkündeten die Journale, daß der Leichnam eines jungen Mannes, den Niemand kenne, im Garten von Luxembourg gefunden worden sei. Fruchtlos hoffte der junge Maler auf nähere Aufklärung, denn bald schien die ganze Begebenheit vergessen, doch hatte sie in der Seele Friedrich's eine tiefe Erinnerung zurückgelassen. Bis hieher hatte er die Bücherwelt von der wirklichen Welt getrennt, und nur Dinge, welche sich täglich ereigneten, für möglich gehalten, allein jetzt gewann er eine neue Ansicht, er fing an auch das Außerordentliche zu glauben. Natürlich nahmen auch die Träume seiner Phantasie einen weiteren Ausflug. Da er jetzt an das Romantische zu glauben anfing, dachte er an nichts Gewöhnliches mehr, übergetreten zur Verehrung des Wunderbaren, hing er auch an demselben mit dem Eifer und der Heftigkeit eines Convertiten, und alle Trugbilder seiner Jugend tauchten in seiner Seele wieder auf. Es schien ihm unmöglich, daß jenes Abenteuer, worin er Mitschauspieler gewesen, auf diesem Punkte stehen bleiben könne, es war für ihn der Anfang eines Buches, das er in seiner Einbildung ergänzte, er baute Schlüsse auf Schlüsse, Folgen auf Folgen, und gab ihnen dann nach der Laune des Tages entweder einen glücklichen oder schrecklichen Ausgang.

Übrigens diente diese Crisis doch auch dazu, seinen ge-

beugten Geist wieder empor zu heben, die Hoffnung kehrte, wenn auch als Romanenheldin verkleidet, wieder bei ihm ein, Friedrich arbeitete wieder muthig, fest glaubend, daß sich irgend eine große Veränderung für ihn und sein Geschick vorbereite.

Und wirklich wurde seine Ahnung nicht getäuscht. Eines Morgens, als er eben mit großem Eifer an einem Bilde arbeitete, trat Leblanc in Begleitung eines Fremden in sein Zimmer.

„Laß dich nicht stören," rief der Arzt, „einen Maler muß man vor seinem Bilde sehen. Ich stelle dir Herrn Wartmann aus München vor, einen enthusiastischen Bewunderer deines Talentes.

Friedrich grüßte verlegen.

„Ein Kunstliebhaber, von dessen Sammlung du schon gehört haben wirst."

Friedrich verbeugte sich auf's Neue. Herr Wartmann war auf seinen Stock gestützt stehen geblieben. Friedrich bot ihm einen Stuhl, aber der Deutsche warf die Blicke um sich, und betrachtete dann zwei Landschaften, welche Friedrich für seine besten Werke hielt. Nachdem er sie lange angesehen hatte, wandte er sich an den jungen Künstler mit der Frage: „Sind diese Bilder verkauft?"

„Nein, mein Herr.

„Ich biete Ihnen hundert Louisdor's dafür — können Sie sie für diesen Preis geben?"

„O ja."

Wartmann zog sein Portefeuille heraus. „Ich werde sie heute noch abholen lassen," sagte er, indem er Fried-

rich die Summe übergab, dieser aber sah Leblanc an, zweifelnd, ob er nicht etwa das Opfer einer Mystifikation sei, dieser aber schien eben so erstaunt als er.

„Ich wünschte von Ihnen auch vier Ansichten von Rom zu haben," fuhr der Deutsche fort, „aber an Ort und Stelle aufgenommen. Waren Sie schon in Italien?"

„Ich werde dieses Land der Kunst in kurzer Zeit sehen," erwiederte Friedrich, einen freudigen Blick auf die Bankbillets in seiner Hand werfend.

„Ich zahle Ihnen 1000 Franks für jedes Bild," sprach Wartmann, und bei diesen Worten nahm er noch zwei Bankbillets, jedes zu 1000 Franks aus seinem Portefeuille und bot sie Friedrich an, welcher sie zurückweisen wollte, allein der Deutsche drang sie ihm auf indem er sprach: „das ist eine Darangabe, ich pflege es immer so zu halten, damit ich der Werke, welche ich zu erhalten wünsche, mich versichere."

Friedrich mußte nachgeben, und einen Empfangsschein über die Summe ausstellen, dann nahm Herr Wartmann Abschied. — Kaum war er fort, so stürzte Friedrich an Leblanc's Hals. „Ich werde nach Italien gehen," rief er freudetrunken, „ich werde die Meisterwerke Raphael's und Michael Angelo's sehen. Da blick nur her, ich bin ein reicher Mann, ich kann nun etwas auf meine Bildung verwenden, und will's Gott, auch ein tüchtiger Maler werden." Mit diesen Worten bewegte er die Bankbillete in seinen Händen gleich Castagnetten und tanzte in seinem Atelier herum, indem er alle Stühle umwarf. „O! wenn ich bedenke," fuhr er fort, „daß Glück, Ruhm, Alles von einigen Stückchen Papier abhängen kann, daß man mit 4500

Franks, wie ich sie jetzt hier in meiner Hand halte, ein großer Mann werden kann. O ihr himmlischen Papiere, meine Beschützer, meine guten Engel, meine Götter," und dabei küßte er sie. — „O der liebenswürdige Herr Wartmann! — und ich, ich konnte die Deutschen nicht leiden. Es ist die erste Nation für einen Maler. Von nun an will ich mein Morgen- und Abendgebet verrichten, indem ich meine Augen gegen jene Gegend wende, wo der Rhein fließt, so wie die wahren Gläubigen sich gegen Mecca wenden, ich will Tabak rauchen und Sauerkraut essen lernen. Aber sage mir Leblanc, wie zum Henker bist du zur Bekanntschaft dieses Ehrenmannes gekommen?"

„Ein Zufall lehrte mich ihn kennen. Ich fand ihn im Theater, wir sprachen über die Kunst, ich nannte dich, er hatte schon Bilder von dir gesehen, und wünschte dich kennen zu lernen."

„Du hast mir also das Thor des Glückes geöffnet, du bist mein Merkur. Ich will dich im Flanellleibchen malen, den geschlungenen Götterstab in der Hand und die kleinen Flügelchen an den Pantoffeln."

„Du wirst ja ein Narr."

„Aus Freuden, wohl möglich, ich bin so ein Glück nicht gewohnt. Apropos wir bleiben doch diesen Abend beisammen, ein solcher Tag darf nicht wie ein gewöhnlicher zu Ende gehen. Wir speisen mit einander bei **Verry. Bordeaux** her! Champagner! ich kann's bezahlen."

„Du thätest besser, zu Hause zu bleiben und abkühlende Getränke zu trinken."

„O du lieber Gott, laß mir doch nur Zeit mich in mein

Glück zu finden, sieh ich habe mit dem Teufel gespielt, meine Zukunft eingesetzt, und die Parthie gewonnen. Von jetzt an habe ich Vertrauen in mich selbst, ich bin reich, mächtig. — Komm, komm, ich will mir sogleich eine Reise-Chatoulle und einen Strohhut kaufen und einen Reisepaß besorgen."

Fünf Tage nachher befand sich Friedrich Garnier auf der Straße nach Marseille, wo er sich nach Italien einschiffte. Seine tolle Freude hatte sich etwas gelegt und einem ruhigen behaglichen Gefühle Platz gemacht.

Näher dem Lande, wo er die Wunder der Kunst sehen sollte, welche ihm so lange in seinen Künstlerträumen erschienen waren, bemächtigte sich seiner eine Art von Unruhe vergleichbar derjenigen, welche ein junges Mädchen fühlt, wenn sie zum Altare schreitet, wo sie ihr Bräutigam erwartet, und als man ihm nun Genua zeigte, welches aus dem Morgennebel emporstieg, konnte er sich eines Freudenschreies nicht erwehren. Italien, das ersehnte Land lag vor ihm.

Er besuchte nach einander Florenz, Pisa, Neapel, Venedig und Rom und fand überall, in den Musäen und auf den Straßen die sublimen Überlieferungen der Kunst. Die ersten Monate seiner Reise waren bloß der Bewunderung gewidmet, aber bald ergriff ihn auch die Begierde, ja das Bedürfniß, die Meisterwerke nachzuahmen, er nahm den Pinsel wieder in die Hand und bemerkte mit Vergnügen, daß der Anblick des wahren Schönen auch auf ihn die vortheilhafteste Wirkung ausgeübt habe. Sein Blick war umsichtiger, seine Hand sicherer geworden, er vollendete binnen drei Monaten ein schöneres Bild, als alle seine früheren wa-

ren, und sandte es nach Frankreich zur Ausstellung, welche eben Statt haben sollte.

Obschon er wohl fühlte, was seinem Werke noch mangle, hoffte er doch, daß es werde bemerkt werden. Er erwartete mit fieberhafter Ungeduld die Eröffnung der Ausstellung; endlich erhielt er von Leblanc einen Brief folgenden Inhaltes:

„Acht Tage sind es nun, daß die Gemälde-Gallerien offen stehen, aber bevor ich dir schrieb, wollte ich wissen, wie sich das Publikum über dein Werk ausspreche. Preise dich glücklich, Bruder, das Publikum hat dich begriffen, dein Genie hat sogar die Unwissenheit zur Bewunderung gezwungen. Gesegnet sei die Mutter, welche dir das Leben gab, denn das Vaterland dankt ihr einen seiner vorzüglichsten Künstler und ihr Sohn ist hoch emporgestiegen über seines Gleichen.“

„Du hast die Bahn zum Ruhme gebrochen, steig hinan zum Capitol, Triumphator, und kümmere dich um einige Schmähreden nicht, welche betrunkene Soldaten, deinem Siegeswagen folgend, laut werden lassen.“

„Lebe wohl, und vergiß nicht Cäsar, daß ich es war, der zuerst die Strahlenkrone um dein Haupt entdeckte.“

Heinrich Leblanc.“

„Nachschrift. Vergiß nicht mir die Violinsaiten und die Maccaroni zu senden, worum ich dich gebeten habe.“

Außer dem Postskriptum, welches sehr deutlich war, begriff Friedrich wenig von dem, was ihm sein romantischer Freund geschrieben hatte. Er sah nur aus den kurzen Absätzen, wie bei den Episteln an die Corinther, daß Heinrich den letzten Tag eines Verurtheilten von Viktor Hugo

mußte gelesen haben. Zum Glücke überzeugten ihn noch andere Briefe, welche in einem weniger erhabenen Style geschrieben waren, und die Journale, welche er empfing, von dem beifälligen Erfolge seines Werkes, der Preis, den man ihm zuerkannte, und Bestellungen, welche ihm von allen Seiten zukamen, vollendeten diese süße Überzeugung.

Friedrich fühlte sich nicht schwindelnd, aber wohl erhoben und gestärkt durch diese Anerkennung. Er begriff wohl, daß der Ruhm sein Talent nicht vergrößern könne, sondern ihm nur noch größere Pflichten auferlege, er gab sich selbst das Versprechen, desto strenger gegen sich zu seyn, als das Publikum nachsichtig gegen ihn war, und so zu arbeiten, daß er noch mehr verdiene, als man ihm zugestanden hatte. Er ließ sich nicht durch Künstlerstolz verblenden, doch gewann er mehr Vertrauen in sich selbst und war sich jener Kraft jetzt bewußt, welche er bisher noch bezweifelte.

Nachdem er Italien — nicht gesehen — einstudirt hatte beschloß Friedrich nach Frankreich zurück zu kehren, wohin ihn sein neu erlangter Ruf und viele angenommene Arbeiten riefen. Er wählte den Weg über Mailand und durch die Schweiz.

Er erwartete besonders in dem letzteren Lande erhabene Schauspiele, mächtige und süße Eindrücke; er hoffte in diesen Adlernestern würdige Abkömmlinge Wilhelm Tell's zu finden, er sah aber nur große Berge und kleine Menschen und der erhabene Reichthum der Schöpfung kontrastirte um so mehr mit dem habsüchtigen Geize der Menschen. Jene Schweiz, die er zu sehen hoffte, existirte nicht mehr, diejenige, welche er durchzog, war nur ein Zauberpanorama, wo

man alles theuer bezahlen mußte, vom Alpenkäse bis zu den Berglavinen, von der freundlichen Miene eines Wirthsmädchens bis zur Ansicht eines Wasserfalles.

Nur selten wurde es ihm so wohl irgend ein verstecktes Bergwasser unter Pinien, irgend ein Eismeer entfernt von der allgemeinen Fahrstraße, irgend einen See von Bergen eingerahmt, zu bewundern, an dessen Ufern sich nieder zu setzen und zu malen, ohne die Dazwischenkunft eines Engländers befürchten zu müssen; denn seit mehren Jahren fallen die Engländer so haufenweise ein, wie die Heuschrecken einst in das Reich der Pharaone, nur mit dem Unterschiede, daß die Heuschrecken Egypten auffraßen, indessen jetzt die Engländer von der Schweiz aufgefressen werden. Überall wo Ihr Einen seht, der da ißt, könnt Ihr das God save the queen mit der Überzeugung singen, verstanden zu werden.

Friedrich Garnier kam endlich einen Monat, nachdem er Mailand verlassen hatte, nach Basel, er hatte mehr Engländer als Gletscher gesehen, er war der blonden Haare und der grünen Schleier schon überdrüßig, und sehnte sich nach seinem Vaterlande. Im Augenblicke seiner Ankunft war in Basel großer Zusammenfluß der Wahlen wegen und alle Gasthöfe waren voll. Friedrich versuchte vergebens in sechs Gasthöfen ein Bett zu bekommen, es blieb ihm nur noch der Gasthof zu den drei Königen, er fuhr vor, der Gastwirth erschien sogleich am Wagen und Garnier fragte:

„Kann ich Unterkunft finden?“

„Unmöglich, mein Herr!“

„Zum Henker mit all euern Gasthöfen!“ rief Fried-

rich, „so will ich hier zu Mittag essen, und wieder weiter fahren."

„Sie sollen bedient werden," sprach der Wirth höflich, und half ihm aus dem Wagen. Beim Aussteigen fielen Friedrich's Blicke auf einen Reisenden, der unter dem Thore des Hôtels stand und mit einer verschleierten Dame sprach. Es war Herr Wartmann. Ein Ausruf der Überraschung entfuhr ihm, und er wollte hintreten, allein in diesem Augenblicke ging die verschleierte Frau hastig in's Haus und zog Herrn Wartmann mit sich.

Friedrich beeilte sich seine Rechnung mit dem Kutscher abzumachen und trat in den Speisesaal. Er fand hier viele Menschen, suchte unter diesen längere Zeit herum, endlich fand er den Wirth und fragte ihn wo Herr Wartmann sei.

„Er ist vor wenigen Minuten abgereist."

„Und wohin?"

„Nach Baden."

„Hielt er sich lange hier auf?"

„Nur zwei Tage. Ich glaubte nicht, daß er Basel so schnell wieder verlassen würde."

„Nun ist doch die Stube leer, welche er bewohnte?"

„Ich habe sie so eben wieder vergeben, aber das Zimmer seiner Nichte steht zu Ihren Diensten."

„Ich nehme es."

Nachdem Friedrich den Rhein bewundert, die Cathedralkirche und die Bibliothek besucht hatte, kehrte er ermüdet in den Gasthof zurück, und ließ sich sein Zimmer zeigen. Dieß war noch ganz in jener Unordnung, in der es die-

jenige zurückließ, welche es einige Stunden früher bewohnte, und Alles darin bewies die Hast einer unvorhergesehenen Abreise, zerrissene Papiere lagen umher, ein Gürtel war auf einem Stuhle vergessen, und ein Buch lag noch aufgeschlagen auf dem Tische. Es war die Valerie der Frau von Krüdener.

Nachdem unser Maler einige Seiten in diesem gefährlichen Buche gelesen hatte, trat er zum Kamin und erblickte dort ein glänzendes Medaillon, kaum hatte er die Augen darauf geworfen, als er in dem Portrait seine Unbekannte in Luxembourg erkannte. Sogleich fiel ihm auch die Frau ein, welche er nur im Vorübergehen mit Herrn Wartmann im Gespräche gesehen hatte, und er zweifelte nicht, daß sie es gewesen. Sie hatte ihn vermuthlich bemerkt, und ihre schnelle Abreise hatte gewiß nur den Zweck eine Zusammenkunft mit ihm zu vermeiden. Aber sollte sie wirklich die Nichte desjenigen Mannes seyn, der ihm die Mittel verschafft hatte, die Reise nach Italien zu unternehmen? Und wenn sie es ist, so war vermuthlich dieß Alles ihr Werk, und der Kauf der Bilder nur ein Vorwand, um ihn auf unbeleidigende Art eine Wohlthat zuzuwenden, oder war es vielleicht das einzige Mittel um ihn aus Frankreich zu entfernen?

Garnier verlor sich in Vermuthungen, allein, welcher auch der Beweggrund seyn mochte, er brannte vor Begierde dies Geheimniß zu erforschen, und die Begegnung in Basel hatte auf's Neue seine ganze Neugierde rege gemacht. Oftmals, wenn er Lebensbeschreibungen alter berühmter Meister las, beneidete er sie um ihre Abenteuer. Es schien ihm jetzt, daß es nur von ihm abhänge, seinem künftigen

Biographen auch Stoff zu einer abenteuerlichen Begebenheit zu hinterlassen. Er glaubte, wenn es ihm gelänge, Herrn Wartmann und seine Nichte aufzufinden, sich auch das Räthsel lösen müsse, und er entschloß sich daher, gleich morgen nach Baden abzureisen.

Allein als er dort ankam, waren Beide schon nach Wien abgegangen. Friedrich hatte Zeit und Geld, er setzte also seine Reise auch dahin fort. Onkel und Nichte waren ihm richtig überall vorgeeilt und er verlor ihre Spur erst, als er in der Hauptstadt Österreichs anlangte.

Wien ist wahrhaft eine recht große Stadt, das Paris Deutschlands — sagen die Franzosen. Das Leben ist hier angenehm, das Volk fröhlich und gutmüthig, die Vergnügungen zahlreich. Garnier war nicht so ganz und gar mit seiner Unbekannten beschäftiget, daß er alles Übrige darüber vergessen hätte, er besuchte die öffentlichen Gebäude und Denkmäler, die Museen und Kabinete fleißig. Eines Abends, als er in das Theater ging, hörte er hinter sich französisch sprechen, er wendete sich um und erblikte Heinrich Leblanc.

Der Arzt und der Maler umarmten sich.

„Ich glaubte dich in Rom,“ sagte Leblanc.

„Und ich dich in Paris. — Was zum Henker machst du hier?“

„Ich will hier auf eine neue Art kuriren lernen. Man spricht seit einiger Zeit sehr viel von den deutschen Doktoren, welche die Erfindung gemacht haben, mit unendlichen Kleinigkeiten, ja man kann sagen mit Nichts zu heilen. Das Ding will ich mir nun mit ansehen, und wenn ich nach Paris zurückkehre, ist der Homöopath fertig. Man weiß, daß ich

in Deutschland war, die Sache an der Quelle studirt habe, und mein Glück ist gemacht."

„Das heißt, du betrügst das Publikum."

„Nicht mehr und nicht weniger als meine Herren Collegen, aber wo wohnst du? — Garnier gab ihm seine Adresse. Morgen komm ich zu dir, ich werde dich in viele große Häuser einführen, ich hatte Empfehlungsschreiben an die ersten Familien und wurde überall mit offenen Armen empfangen."

Garnier nahm das Anerbieten seines Freundes um so lieber an, als er dadurch hoffte Erkundigungen über Herrn Wartmann und seine Nichte einziehen zu können. Um diese Nachforschungen sich zu erleichtern, beschloß er das kleine Miniaturbild im Großen zu copiren. Er vollendete eben diese Arbeit, als Leblanc bei ihm eintrat.

„Ach!" — sprach er. — „Du hast schon Arbeit in Wien bekommen."

„Ich? — wie so?"

„Nun, du machst ja das Portrait einer Dame, die ich hier kennen gelernt habe."

„Du? hier? und weißt du ihren Namen?"

„Man hat ihn mir gesagt, aber es ist einer von jenen barbarischen Namen, die man nicht behalten kann. Ich habe die Dame öfters mit ihrem Mann bei der Gräfin R** gesehen."

„Sie ist also verheirathet?"

„Ja, mit einem Ungar, der mit seinem ungeheueren Schnurbarte einer ausgestopften Tigerkatze nicht unähnlich ist. Alle Welt fürchtet sich vor ihm, seine Gattin nicht aus-

genommen, die ihm, wie man sagt, nur gezwungen ihre Hand gereicht hat.“

„Wie das? weißt du etwas Näheres?“

„O, das ist eine seltsame Geschichte. Das Mädchen soll die Tochter eines armen Pastors auf dem Lande gewesen seyn, der Ungar verliebte sich in sie, und da sie mit einem andern versprochen war, so hat er diesen als Wildschützen anklagen und verurtheilen lassen, und das Mädchen selbst geheirathet.“

„Und einen solchen Menschen empfängt man in guten Gesellschaften?“

„Er ist reich, willst du noch einen Grund?“ Friedrich stellte keine Frage mehr, aus Besorgniß Heinrich's Neugierde zu erregen. Er bat ihn nur, ihn bei der Gräfin R** einzuführen. Aber noch an demselben Abend, als sie sich in die Leopoldstadt dahin begaben, machte ihn Leblanc auf eine schöne Equipage aufmerksam, welche vor einem großen Gasthofe hielt. „Siehst du,“ sagte er, „das ist die Equipage deines Portraits.“

Garnier blickte hin, sah aber nur einen großen Mann, der allein aus dem Wagen stieg.

Am andern Tage schon wohnte Garnier in demselben Gasthofe in der Leopoldstadt, und aus seinem Fenster konnte er gerade in den Hof und auf das Hausthor sehen. Einige Fragen an das Stubenmädchen verschafften ihm Gewißheit, daß hier ein Ungar mit seiner Frau wohne, und er beschloß nichts unversucht zu lassen, um seiner Unbekannten endlich auf die Spur zu kommen.

Unter den Fenstern im Hôtel bemerkte er zwei, deren Vorhänge immer geschlossen waren, er vermuthete, daß dies

das Zimmer der jungen Frau sei. Mehre Tage vergingen, ehe er sich davon überzeugen konnte, endlich am fünften Tage öffnete sich eines der Fenster und der ungarische Edelmann lehnte sich aus demselben.

Die letzten Strahlen der untergehenden Sonne fielen bis in das Innerste des Gemaches und Friedrich glaubte darin auf einem Canapé eine weiß gekleidete Frauengestalt zu erblicken, allein sie war zu entfernt, und die Beleuchtung zu matt, um sie erkennen zu können. Der Ungar blieb lange Zeit allein am Fenster, und die Abenddämmerung brach allmälig ein, als Friedrich bemerkte, daß er sich umwandte und aus seinen Bewegungen folgerte, daß er etwas gegen den Hintergrund rede. Hierauf schien sich die weiße noch undeutliche weibliche Gestalt vom Sofa aufzuheben und langsam gegen das Fenster zu treten. Da hob Friedrich den Vorhang seines Fensters, hinter welchem er sich bisher verborgen hatte, etwas mehr auf, und sah starren Blicks hinüber, mit Ungeduld erwartend, daß die Gestalt bestimmter sich zeigen werde. Die Frau, welche mit gesenktem Kopfe jetzt zum Fenster getreten war, erhob plötzlich ihre Blicke, diese begegneten jenen Friedrich's, der junge Mann wollte sich schnell zurück ziehen, allein bevor dies noch geschehen war, sah er sie die Arme ausbreiten und ein Schrei drang an sein Ohr. Einige Augenblicke blieb er unbeweglich stehen, und wagte es nicht, seinen Vorhang wieder zu lüften, allein bald hörte er, wie ein Fenster mit Heftigkeit zugeschlagen wurde, er blickte hinaus, der Ungar und die Unbekannte waren verschwunden und die Fenstervorhänge wieder fest geschlossen.

Noch an demselben Abend erfuhr er, daß man über ihn Erkundigung eingezogen, um seinen Namen, sein Vaterland, seine Beschäftigung und um die Ursache, weßwegen er sich hier in Wien befinde, nachgefragt habe. Friedrich errieth leicht die Ursache dieser Nachforschungen, man hatte ihn erkannt. — Er fühlte wohl auch, was er in einem fremden Lande ohne Schutz, und im Besitze eines Geheimnisses, welches man für jeden Preis wird verwahren wollen, zu fürchten habe, und beschloß daher die größte Vorsicht zu beobachten.

Einige Tage verflossen, ohne einem neuen Ergebnisse, die Fenster der Wohnung des Ungars hatten sich nicht mehr geöffnet, und Garnier besorgte schon, die Unbekannte könne wohl gar abgereist seyn, als eines Abends Leblanc mit zwei Billetten zu Sperrsitzen in das Operntheater erschien. „Mache fort," sagte er, „man gibt heute eine neue Oper und es wird sehr voll seyn."

Sie hatten wirklich Mühe, zu ihren Sitzen zu gelangen. Endlich begann die Ouverture, der Vorhang rollte empor, und Friedrich erkannte gleich bei den ersten Scenen eine französische Oper, deren erste Darstellung er noch in Paris gesehen hatte. Dialog, Gesänge, Instrumentation, alles war dasselbe, die Sänger sangen gut, und wenn sie auch ebenso gut gespielt hätten, so hätte er glauben können sich in der Opera comique zu Paris zu befinden.

Schon waren die ersten zwei Akte zu Ende und der Vorhang erhob sich eben zum dritten Male, als Garnier, welcher an der Ecke einer Bank saß, sich ein Billet in die Hände gesteckt fühlte, er sah sich um, erblickte aber nur Je-

mand, der tief in einen Mantel gehüllt sich eiligst durch die Menge zurückdrängte.

Das Billet enthielt nur folgende Worte mit Bleistift geschrieben: „Finden Sie sich Donnerstag bei dem maskirten Ball der Gräfin R** ein, im Costüm eines Albanesen, und wenn man Sie frägt, was Sie hier suchen, so antworten Sie: „Weiß ich es selbst?“

Die Schrift war von einer Frauenhand und Friedrich zweifelte nicht einen Augenblick, daß sie von seiner Unbekannten komme. Leblanc hatte ihn schon im Hause bei der Gräfin aufgeführt, und es war ihm auch schon eine Einladungs-Karte zu dem Balle zugesandt worden, es hinderte ihn also nichts, dahin zu gehen, was er jetzt mit um so größerer Sehnsucht erwartete.

Der bestimmte Tag erschien, Friedrich nahm die verabredete Kleidung und begab sich auf den Ball. Seine Ungeduld war der festgesetzten Stunde zuvorgekommen, und es befanden sich bei seiner Ankunft noch sehr wenige Gäste in den Sälen. Nachdem er alle Anwesenden genau gemustert hatte, stellte er sich zur allgemeinen Eingangsthüre, um die Ankommenden bei sich vorbeigehen zu lassen, hoffend, der Zufall werde ihn die Erwartete kennen lehren, aber das Gedränge nöthigte ihn, den eingenommenen Platz zu verlassen, er mußte sich also auf's Warten verstehen.

Die Mitternacht rückte allmälig heran, mit ihr die Ruhestunde. Das wohlbesetzte Orchester schwieg, und die Gäste begaben sich in die Speisesäle. Ermüdet von dem Gewühle, dem Lärmen und der Musik begab sich Garnier, abgesondert von den Tänzern, in ein Gemach, dessen Thüre

offen stand, und befand sich in einer matt beleuchteten kleinen Bibliothek. Er sank dort auf ein Canapé und ein Seufzer entrang sich seiner Brust, als leise Tritte ertönten, und gleich darauf eine Frau in spanischem Costüme vor ihm stand?

„Was suchen Sie hier?“ fragte die Maske.

„Weiß ich es selbst?“ antwortete Friedrich.

Sie machte eine heftige Bewegung, und blickte unruhig nach allen Seiten — „Nur leise, mein Herr!“ fuhr sie dann fort.

„Wir sind allein, Madame!“

Sie näherte sich mehr und fragte hastig: „Was machen Sie hier in Wien, mein Herr?“

„Ich suche Sie.“

Die Frau wankte zurück. — „Mich? und warum?“

„Ich muß Ihnen zum zweiten Male antworten: Weiß ich es selbst? Ihr erstes Erscheinen war etwas so Außerordentliches in meinem Leben, daß jetzt, da ich Sie wieder finde, meine Sehnsucht verzeihlich wird, mir die Lösung dieses Räthsels zu verschaffen.“

„Was wollen Sie wissen?“

„Alles, denn ich habe nichts von jenem Trauerspiele verstanden, zu dessen Zeugen und Mitspieler Sie mich gemacht haben. Ich weiß nicht, was ich davon glauben soll, und ich muß es Ihnen gestehen, dies ganze Geheimniß drückt mich fast wie ein Gewissensbiß. O Sie glauben mir wohl, wenn ich Ihnen sage, daß dies Gefühl etwas anders als bloße Neugierde ist. Es ist vielmehr die romanenhafte Hoffnung, zu einer großen Genugthuung Ihnen dienlich zu seyn, es ist

das Gefühl, Ihnen für das zu danken, was Sie für mich gethan haben, denn ich halte mich überzeugt, jener Herr Wartmann, der mich mit einem Male so reich machte, daß ich meinen Lieblingswunsch: Italien zu besuchen, erfüllen konnte, war von Ihnen gesandt, was ich für einen glücklichen Zufall hielt, war eine verborgene Wohlthat — verzeihen Sie mir, Madame — ich will, ich muß wissen, unter welcher Bedingung sie mir gesendet wurde, und welche Verpflichtung sie mir auferlegt. Was wollten Sie durch dieses Geld in Ihrer Idee bezahlen, einen Ihnen geleisteten Dienst oder eine ewige Verschwiegenheit?"

„Beides, mein Herr!"

„Dann muß ich es zurückweisen," rief Heinrich heftig, „ich verkaufe weder meine Dienste noch meine Verschwiegenheit."

„O hören Sie mich," erwiederte die Maske fast flehend. „Sie haben gesagt, Sie seien hieher gekommen, um mir nützlich zu seyn, wohlan! so wissen Sie, Alles das, was geschehen ist, ist nicht mehr gut zu machen, mein Unglück ist nicht von mir zu nehmen, ich muß es tragen, aber Ihre Gegenwart kann mich ganz verderben. Ich bin eine Sklavin in der Höhle eines wilden Thieres angeschmiedet, bei dem geringsten Verdachte ist mein Tod gewiß. Das Geheimniß, welches Sie von mir zu wissen zu verlangen, muß ein Geheimniß bleiben. O ich beschwöre Sie, verlassen Sie Wien so schnell als möglich, und kehren Sie nach Frankreich zurück. Sie wissen nicht, welcher Gefahr Sie selbst sich hier aussetzen. Sie haben bereits die Eifersucht meines Mannes aufgeregt. Ich werde überall verfolgt, überall beobach-

tet. Nur der Zufall und das Gewirre dieses Festes gaben mir die Mittel Sie zu sprechen, ganz gewiß sucht er mich schon.“

Diese Worte sprechend, blickte die Maske voll Bangingkeit um sich. Plötzlich hafteten ihre Augen starr auf den Hintergrund des Gemaches, und sie wankte, indem sie einen Schrei des Schreckens ausstieß, Friedrich erblickte im Spiegel vor sich den Wiederschein eines Kopfes, der bei der geöffneten Thüre herein sah. Er trat gegen die Thüre und ein Mann, als Armenier gekleidet, stand an der Schwelle.

„Störe ich?“ sprach dieser mit vor Wuth zitternder Stimme.

„Was wollen Sie, mein Herr, und welches Recht haben Sie, uns zu behorchen?“ fragte Friedrich.

Ohne ihm zu antworten, wollte sich der Armenier der jungen Frau nähern, allein Garnier vertrat ihm den Weg. Die beiden Männer blickten sich einen Augenblick schweigend und in ausfordernder Stellung an. Dann aber riß der Armenier seine Larve ab, und zeigte Friedrich das Gesicht des ungarischen Edelmannes.

„Kennen Sie mich?“ fragte er mit fürchterlicher Stimme.

„Ich besitze nicht die Kunst, Namen auf den Gesichtern zu lesen,“ antwortete Friedrich kaltblütig.

„Ihre Gesellschafterin wird darin geschickter seyn. Herab diese Larve!“

„Zurück, mein Herr!“

Der Ungar hob seinen nervigen Arm und Friedrich machte sich gefaßt, dem Schlage auszuweichen, allein in diesem Augenblicke ertönte die Musik wieder, und viele Masken drangen lachend und sich neckend in die Bibliothek. Frie=

drich benützte diesen Augenblick, der Frau die Mittel zu erleichtern, zu entwischen, und als er sich dann umwandte, den Armenier zu suchen, fand er auch ihn nicht mehr.

Am andern Morgen, er befand sich allein in seinem Zimmer und war beschäftiget, seinen Koffer zu packen, trat der Ungar trotzig herein. Bei seinem Anblick erbebte Friedrich. Der Ungar trat vor, hielt ihm einen Brief vor und sprach: „Lesen Sie!“

Garnier nahm den Brief und erkannte beim ersten Blick dieselbe Hand, welche ihm das erste Billet geschrieben, er öffnete und las:

„Wir sind nur durch ein Wunder meinem Gemahl entkommen, eine zweite Zusammenkunft würde uns verderben. Wenn ich Ihnen jemals einige Theilnahme eingeflößt habe, so reisen Sie auf der Stelle ab, vielleicht kann ich einst auf die Fragen antworten, welche Sie an mich gestellt haben, allein dazu gehört Zeit und Freiheit. Reisen Sie also, ohne mehr etwas zu fragen, ohne etwas zu erwarten, und suchen Sie eine Nacht zu vergessen, deren Erinnerung ich gerne mit meinem Blute aus meinem Gedächtnisse waschen möchte.“

Margarethe.“

„Sie haben gelesen?“ fragte der Ungar Garnier.

„Ja, mein Herr.“

„Welche Waffen wählen Sie?“

„Ich verstehe Sie nicht.“

Der Ungar schrie mit einem wüthenden Grinsen: „An wen lautet die Adresse dieses Briefes?“

„An mich.“

„Und wer schrieb ihn?“

„Ich weiß es nicht.“

„Diese Verstellung ist unnütz,“ kreischte der Ungar mit dem Fuße stampfend. „Halten Sie mich für blind und taub? Ich habe nie eine Unbild ungestraft gelassen. Einer von Uns muß sterben. Hoffen Sie nicht, mir diesmal zu entkommen, wir sind nicht mehr bei der Gräfin R**. Suchen Sie Muth zu gewinnen, so lange will ich warten, aber ich verlasse dies Zimmer nicht mehr ohne Genugthuung erhalten zu haben.“

Bei diesen Worten setzte sich der Ungar an den Kamin, und als er seine Hand auf die Brüstung desselben legte, ergriff er das Medaillon, welches Friedrich in Basel gefunden hatte. Er besah es und erkannte das Bild seiner Frau; wüthend sprang er auf, und die Zähne zusammengepreßt schrie er, „ich hole meine Waffen, in einer Stunde bin ich hier, und wenn Sie's verweigern, sich mit mir zu schlagen, so ermorde ich Sie.“

Friedrich, nun allein, dachte unruhig über das Geschehene nach, und an die Stelle seiner früheren Neugierde trat ein Gefühl von Reue. Indem er ein Geheimniß zu durchdringen suchte, welches sich an die Person jener Frau kettete, hatte er einer poetischen Laune und einer romantischen Eitelkeit Folge geleistet. Er hatte ein ganzes Drama geträumt, in welchem er sich selbst die schönste Rolle zutheilte, allein er sah nun wohl ein, daß er die Schwierigkeiten, ja selbst die Gefahren nicht berechnet habe, und daß ein solches Abenteuer besser zu lesen, als zu spielen sei. Es war ihm wohl möglich den Irrthum zu zerstreuen, in welchem sich der Ungar befand, und welcher der Grund zur Herausforderung zu seyn schien, aber dann mußte er alles erzäh-

len und ihm ein Geheimniß ausliefern, von dem die Ehre, das Leben einer Frau abhing, und dies Mittel sich selbst zu retten, verwarf er als feig und niederträchtig. Allein welchen andern Beweis konnte er für die Wahrheit seiner Worte geben? Wird ihn der Ungar auch nur anhören? War es denn auch gewiß, ob dessen Eifersucht nicht etwa nur ein Vorwand sei, und er einen lästigen Zeugen unter dem Anscheine eines Nebenbuhlers aus dem Wege räumen wolle?

Friedrich wußte nicht, welcher seiner Vermuthungen er glauben sollte, indessen schrieb er für jeden Fall einen Brief an seinen Freund Leblanc, in welchem er ihm alles Vorgefallene erzählte und ihm, wenn er unterliegen sollte, seinen letzten Willen mittheilte.

Als er diesen Brief vollendet hatte, überlas er ihn noch einmal und fühlte sich von tiefer Traurigkeit durchdrungen, dieses Lebewohl vom Leben, es wäre ihm minder schwer gefallen, wenn er es ein Jahr vorher ausgesprochen hätte. Da er noch arm und unbekannt war, damals band ihn noch nichts an diese Welt, sterben hätte für ihn nur geheißen die Augen schließen und nicht mehr leiden, aber es schien als wollte das Glück ihm erst die Annehmlichkeiten des Lebens zeigen, es hatte ihn wohlhabend, glücklich, bewundert gemacht, und jetzt inmitten des Vergnügens streckte der Tod die Sense nach ihm aus. Dieser Gedanke preßte eine Thräne aus dem Auge des Jünglings, allein er unterdrückte seine Bewegung und faltete den Brief.

Kaum hatte er dies vollendet, so trat der Ungar, zwei Pistolen in der Hand haltend, herein.

„Ich bin gleich zu Ihren Diensten,“ redete ihn Friedrich an.

Der Ungar legte die Waffen auf den Kamin. Friedrich siegelte den Brief an Leblanc und stand dann auf. „Bevor wir den ernsten Gang gehen,“ sprach er, „nur noch ein Wort, das letzte. Ich schwöre Ihnen bei meiner Ehre, daß ich Ihre Gattin nie geliebt, daß ich sie nur zweimal in meinem Leben gesehen habe, und daß mir selbst ihr Name nicht bekannt ist, daß dieses Porträt, in welchem Sie vermuthlich ein Liebespfand sahen, von mir in Basel gefunden wurde, wo sie es vergessen hat.“

„Lüge! schändliche Lüge! — und der Brief?“

„Über ihn kann nur diejenige Aufklärung geben, welche ihn geschrieben hat.“

„Und das will sie auch,“ sprach eine Stimme, und die Gattin des Ungars erschien inner der geöffneten Thüre.

„Margarethe!“ schrie dieser, „was willst du hier?“

„Dich hindern, ein Verbrechen zu begehen.“

„Fort, fort!“

„Ich weiche nicht von hinnen, außer mit dir.“

„Ah, du fürchtest für deinen Geliebten?“

Sie warf auf den Ungar einen langen verachtenden Blick. „Mein Geliebter,“ sprach sie dann mit zitternder Stimme, „o, du weißt nur zu gut, daß er nicht hier ist.“

„Aber dieser Brief — dieser Brief?“

„Hast du schon vergessen, daß ein Jüngling existirt, dem ich mein Herz geschenkt und meine Hand versprochen hatte, und den du in das Gefängniß werfen ließest, um mich ihm zu entreißen.“

„Es ist hier nicht die Rede von Franz.“

„Wohl muß hier die Rede von ihm seyn, denn er war es, den ich liebte, allein liebte, ewig lieben werde, du brachtest es dahin, daß er als ein Verbrecher verurtheilt wurde, bevor du mich nach Frankreich führtest, und dennoch kam auch er dahin, mich dort zu suchen.“

„Er? das ist unmöglich.“

„Du warst damals in London, mit politischen Intriguen beschäftiget, ich konnte ihn also ohne Furcht empfangen.“

Der Ungar streckte die Hand gegen die Pistolen aus.

„Noch nicht,“ sprach die junge Frau mit einem bittern Lächeln, „du mußt erst alles wissen; Franz befand sich schon zwei Wochen in Paris, als du mir deine Zurückkunft verkündetest. Er schlug mir vor mit ihm zu entfliehen, allein ich besaß mein Kind, ich hielt mich übrigens auch versichert, daß wir deinen Nachstellungen nicht entgehen könnten, und daß dies Franzen das Leben kosten würde. Ich wollte ihn retten und verweigerte ihm zu folgen. Ich erhielt dann ein Billet mit folgenden Worten von ihm: „Diesen Abend werde ich mich unter deinen Fenstern einfinden, entweder um mit dir zu fliehen, oder um von meiner eigenen Hand zu sterben.“

„Ich wohnte auf dem Lande, und eilte in der fürchterlichsten Angst herbei; der Garten von Luxembourg war schon geschlossen; ich eilte zu diesem Herrn, der unter uns wohnte, er öffnete mir seine Thüre in den Garten, und als ich dort ankam, — fand ich Franzen in seinem Blute.“

Die junge Frau verbarg ihr Gesicht in ihre beiden Hände und schluchzte laut. „Nun wirst du begreifen,“ nahm

sie nach einem langen Stillschweigen wieder das Wort," warum mich der Anblick dieses Malers so erschreckte, warum ich ihn zu sprechen wünschte und warum ich ihm schrieb, ich wollte ihn dazu vermögen, sich sobald als möglich zu entfernen."

Der Ungar hatte alles dieses mit einer entsetzlichen Kälte angehört, in jeder Hand eine Pistole haltend, mit starrem Blicke und die Hände fest zusammengeklemmt. Jetzt trat er zu Garnier, der stumm und entsetzt da stand.

„Wollen Sie morgen Wien verlassen?" fragte er barsch. Friedrich machte eine Bewegung, aber die Frau hob flehend die Hände gegen ihn empor.

„Ich werde morgen abreisen," antwortete er.

Dann faßte der Ungar seine Frau am Arme, die sichtbar erbebte, und zog sie mit sich fort.

Einen Monat nachher begegnete Friedrich seinem Freunde Leblanc der eben von Wien angekommen war. Die beiden Freunde schwätzten vertraulich.

„Apropos," sagte plötzlich Heinrich, „ich weiß jetzt den Namen deiner Ungarin, es ist die Frau von C—y.

„Wie hast du ihn erfahren?"

„Ich fand ihn in der Todtenliste.

„Wie?" rief Friedrich — „die Frau—"

„Ist gestorben am Morgen nach deiner Abreise."

Einäugig und hinkend.

Eine kleine Erzählung.

In einem schönen Hause in der Mitte der Oxford-Street, dieser ungeheuren Gasse, welche London in einer Länge, ich weiß nicht von wie viel Meilen durchschneidet, saßen zwei junge Frauen am Kamin und überließen sich einem vertraulichen Gespräche, welches keine Zeugen leidet und gerne geheim gehalten wird. Die Eine, Mistriß Anna Darley, war eine junge reiche Witwe, welche im Begriffe stand, sich wieder mit Sir Lionel W** zu verehelichen, die Andere Mistriß Lucy Scarlett, besaß einen Gatten mit dem sie zugleich mißvergnügt und eifersüchtig war, und dem sie vorwarf, er sei ein Sausewind, ein Verschwender, und habe für den Champagner und Claret eine außerordentliche Schwäche.

Die beiden Frauen waren eben im eifrigsten Gespräche begriffen, als man Sir Lionel meldete. Der Gentleman wurde von Mistriß Anna mit jener Anmuth empfangen, welche eine Frau stets zu entfalten versteht, welche liebt und geliebt werden will. Sir Lionel seinerseits war galant, zuvorkommend, artig und trug die Wünsche seines Herzens so bescheiden vor, daß die schöne Witwe

nur ihr Versprechen, ihm ihre Hand zu reichen, wiederholen konnte. Der junge Engländer war sehr schön, in allen seinen Bewegungen entfaltete sich jene Ungezwungenheit, welche die Folge einer genauen Proportion der einzelnen Körpertheile ist, lebhafte feurige Augen, edle männliche Züge und ein herrlicher Körperbau gestalteten ihn zu einem jener Männer, denen ein Frauenherz gleich beim ersten Anblicke zufliegt. Zu diesen äußern vorzüglichen Eigenschaften fügte er auch noch ein edles Herz, ein gesundes Urtheil, gebildeten Verstand und stete Heiterkeit, zudem besaß er auch ein bedeutendes Vermögen, und sein Haus, seine Pferde und Wagen wurden mit zu den schönsten in London gerechnet. Nachdem er einige Zeit da geblieben war, empfahl er sich wieder, und die beiden Frauen setzten ihre vertrauliche Unterredung fort.

„Ich will dich, liebe Freundin," sagte Mistriß Scarlett, „nicht unruhig machen, allein mir scheint, Sir Lionel ist zu hübsch, als daß eine Frau mit ihm glücklich seyn könnte. Er wird überall gesucht, schöne Männer benützen gewöhnlich ihre Vorzüge und sind nur gegen ihre eigenen Frauen grausam. Ach Anna! Wenn du wüßtest wozu ein solcher Ehemann fähig ist? Der meinige, zum Beispiel, der sich übrigens mit Lionel gar nicht vergleichen kann, macht mich so unglücklich, daß ich oft meine Freiheit sehnlich zurückwünsche. Je mehr du Lionel liebst, je gefährlicher ist eine Verbindung mit ihm für dich, liebe Anna!"

Die junge Witwe lächelte, warf einen Seitenblick in ihren Spiegel und es blickte ihr ein so schönes Köpfchen ent-

gegen, daß diese Warnungen ihrer Freundin keinen Eindruck auf sie machten. „Aber er liebt mich,“ sagte sie, „warum sollte er mich nicht immer lieben?“

„Ja,“ erwiederte Mistriß Scarlett, „du bist schön und liebenswürdig und kein Männerherz kann unempfindlich gegen deine Vorzüge seyn, aber du bist auch reich, und so bedeutend das Vermögen Lionels auch seyn mag, er wird doch mit Vergnügen seine Einkünfte vermehren. Das Geld ist bei der Ehe von gar großem Gewichte.“

Mistriß Darley zitterte vor Ungeduld.

„Anna! liebe Anna!“ fuhr die Freundin fort, „du bist die Königin aller Feste und Bälle, Niemand tanzt so schön wie du den deutschen Walzer und die französische Quadrille, dein Vermögen und deine Schönheit stellen dich an die Spitze unserer fashionablen Damen, wenn du alle diese Vorzüge verlieren solltest, so würde sich auch zugleich die Liebe deines künftigen Gemahls vermindern, der ein schöner Mann und ein Mann nach der Mode ist.“

Anna erröthete vor Zorn. „Mistriß Scarlett,“ rief sie, „was für ein Vergnügen finden Sie darin mich zu quälen? warum wenden Sie mein Glück gegen mich selbst? Wollen Sie, daß ich Sir Lionel verabschiede, weil er ein vollendeter Mann ist? Sie nehmen mir durch diese Bemerkungen meine Ruhe. Allein ich will Sie überzeugen, daß Sie vorschnell und lieblos urtheilen. Wollen Sie mir versprechen, mich zwei Tage nicht zu verlassen, so will ich eine entscheidende Probe anstellen.“

Mistriß Scarlett willigte ein, zwei Tage bei der schönen Witwe zu bleiben und diese schrieb sogleich an

Sir Lionel und bat ihn sich zu ihr zu bemühen. Eine Stunde nachher erschien Lionel. So offen und freimüthig auch Anna war, so besaß sie doch auch den gehörigen Theil, der ihrem Geschlechte eigenthümlichen Feinheit, und Sir Lionel fand nicht mehr das fröhliche Gesicht, welches er vor Kurzem verließ, Wolken umzogen die schöne Stirne, die schönen Augen waren trübe, als hätten sie Thränen vergossen, und sie wußte ihrer Stimme jenes leichte Zittern zu verleihen, welches eine schlecht verborgene innere Bewegung zu erkennen gibt.

„Was ist Ihnen, Mistriß?“ fragte Lionel, „und welchem Zufalle danke ich das Vergnügen, Sie heute noch einmal zu sehen?“

„Ach, mein Freund!“ antwortete Anna, „ich habe Sie zu mir bitten lassen, um Ihnen Ihr Wort zurück zu geben und das meinige von Ihnen zurück zu nehmen. Ich habe Ihnen die Gefühle meines Herzens nicht verborgen, ich liebe Sie, Sir Lionel, aber an eine Verbindung ist dennoch nicht mehr zu denken. Eine Heirath ist nicht nur allein eine Folge der Liebe, sondern auch die Verhältnisse der Convenienz und des Lebens kommen dabei in Betrachtung. So lange mein Vermögen dem Ihrigen gleich war, nahm ich Ihre Besuche an und willigte ein, Ihnen meine Hand zu geben, jetzt würd' ich alle Delikatesse verletzen wenn ich unser Verhältniß nicht alsogleich abbräche, mein Stolz würde es nie zugeben, Ihnen Armuth zur Mitgift zu bringen. Ich bin zu Grunde gerichtet, Sir Lionel. Mein Bruder, der Bankier N*, hatte mein ganzes Vermögen in seinen Händen, er hat seine Zahlungen einge-

stellt, und ich bin ein Opfer dieses Unglückes, es bleibt mir nichts mehr. Ich weiß, was Sie sagen wollen, ich kenne Ihr Zartgefühl und Ihre Großmuth, aber Alles ist vergebens, mein Entschluß steht fest, ich werde selbst arm, nie einen reichen Mann heirathen.“

„Ich habe hierauf nichts zu antworten,“ versetzte Lionel, „ich begreife das Gefühl, welches Sie so zu sprechen bestimmt, und ehre es, erlauben Sie mir nur Ihnen eine Frage zu stellen: Lieben Sie mich wahrhaft, Mistriß, und bestimmen Sie nur diese Gründe mir Ihren Besitz zu verweigern?“

„Keine andern Sir Lionel, wenn unsere Vermögensverhältnisse gleich wären, so würde ich mich glücklich schätzen, Ihre Frau zu seyn.“

„Wohlan, so preise ich denn das Unglück, welches Sie betroffen hat, theure Anna! Sie könnten wahrlich nicht zu gelegenerer Zeit zu Grunde gerichtet seyn; denn dieselbe Ursache, welche Sie von mir entfernen soll, hat auch mir schon schlaflose Nächte verursacht. Sie wissen, daß nur meines Vaters Vermögen mich in den Stand setzte, glänzend leben zu können, nun wohl, so vernehmen Sie: Mein Vater will sich wieder vermählen und sein ganzes Vermögen seiner jungen Gattin verschreiben. Ich besitze also nichts mehr als das ganz unbedeutende Erbtheil meiner Mutter. O wie fühle ich mich jetzt mit dem Wenigen so glücklich! Scheint es doch als beschütze der Himmel selbst unsere Liebe, er ebnet uns den Pfad zum Glück, er hebt alle Hindernisse, die uns trennen könnten, und unsere Vereheligung wird so nur eine Folge unserer innigen Zuneigung seyn. Ich genieße von

dem Erbtheile meiner Mutter wohl noch die mäßige Summe von 2000 Livres Sterling jährlicher Einkünfte, ohne Zweifel werden Sie vielleicht eben so viel noch aus dem Schiffbruche Ihres Vermögens retten können und dieß wird hinreichen, um uns in irgend einem bescheidenen Häuschen in der Schweiz zu ernähren, wir werden allein seyn, fern von der Welt, aber auch frei von den ermüdenden Rücksichten, welche sie auferlegt. Gott gebe meinem Vater ein langes Leben und segne Ihren Bruder, sie haben uns Beiden einen großen Gefallen erwiesen.

Annas Gesicht hatte sich entwölkt und ihre Augen wieder ihren ganzen Glanz gewonnen, sie reichte dem Manne ihres Herzens ihre Hand und freute sich innig über den Sieg der Liebe. Lionel wurde zum Mittagsmahle da behalten und dieses war ganz vortrefflich, da Mistriß Darley ungeachtet ihres Vermögensverlustes ihre Küche noch nicht eingeschränkt hatte. Man machte Pläne für die Zukunft, man ordnete alle die idyllischen Ideen, welche in den Köpfen der Verliebten so seicht entstehen und doch so schwer auszuführen sind, man war sehr fröhlich, scherzte und lachte und vor allem leuchtete das Vergnügen aus Mistriß Darleys Augen, daß Lionel die Probe so glücklich bestanden und sie ihrer Freundin den Beweis gegeben hatte, daß bei dieses Mannes Liebe Geld gar nicht in Betrachtung komme.

„Nun hast du gehört, hast du gesehen?“ sprach sie zu Mistriß Scarlett, als Lionel fortgegangen war, „bürgen solche Gefühle nicht für die Zukunft, und war es nöthig, daß ich mich zur Verstellung herabließ und den lieben guten Mann hinterging?“

„Hm! einen solchen Betrug wird er leicht verzeihen,“ antwortete Mistriß Scarlett, „ich muß nun freilich zugeben, Lionel ist ein uneigennütziger großmüthiger Mann, aber wer ist es nicht in manchen Augenblicken? Ist es nicht das Geld, vielleicht hat seine Liebe eine andere schwache Seite. Du bist jung, schön und herrlich gebaut, vielleicht besitzt er den Stolz zu glauben, daß nur du allein würdig bist, seine Gattin zu werden. Würde er bei dir einen kleinen körperlichen Fehler entdecken, könnte er dir eine der tausend Schwachheiten vorwerfen, welche die Menschen quälen, vielleicht würde dann diese große Liebe sich vermindern.

Am andern Morgen erhielt Lionel folgenden Brief:

„Sir!

„Wir täuschten uns gestern beide, als wir meinten, der Himmel beschütze unsere Liebe und räume alle Hindernisse aus dem Wege, um uns zu vereinigen. Ich muß dem geträumten Glücke Lebewohl sagen, mein theurer Freund! Nachdem Sie gestern von uns weggegangen waren, wollte ich mit Mistriß Scarlett einen Besuch in der Regent-Street machen, als ich in den Wagen steigen wollte, war ich so unglücklich auszuglitschen und mir das Bein zu brechen. Der Arzt hat mir den Fuß eingerichtet, ich werde wohl geheilt werden, allein der Bruch ist so unglücklich, daß ich nach seiner Meinung hinken werde. Nein, mein Freund! Sie sollen keine entstellte krüppelhafte Frau haben, die an Ihrer Seite auf einer Krücke wandeln müßte.

Leben Sie also wohl fürs ganze Leben.

Anna Darley.“

Alsogleich nach Empfang dieses Briefes eilte Lionel in die Oxford-Street und verlangte bei Mistriß Darley vorgelassen zu werden. In England steht das Schlafgemach eines Mädchens gewöhnlich nur ihrer Mutter, jenes einer Frau nur ihrem Manne offen. Hier aber wich die Gewohnheit und Schicklichkeit der Liebe. Zudem rechtfertigte auch der Zustand, in welchem sich Lionel befand, diesen Eingriff in die englischen Gebräuche. Er war blaß, zerstört, seine Toilette, gewöhnlich sehr gewählt, trug Spuren eines Menschen, welcher leidet; ein breites schwarzes seidenes Band bedeckte einen Theil seines Angesichtes sammt dem linken Auge. Als Anna ihn eintreten sah, erschrak sie über seine Bläße und sein sonderbares Aussehen; sie selbst lag zu Bette unbeweglich, und auf viele Polster gelegt, die Rosen auf ihren Wangen wurden durch den weißen Battist der Überzüge nur noch mehr erhöht, und ungeachtet der Schmerzen und der Schlaflosigkeit in der verflossenen Nacht strahlten ihre Augen doch in dem gewöhnlichen Glanze.

„Was ist Ihnen begegnet, Sir Lionel," rief sie ihm entgegen, „was soll diese Binde bedeuten? Warum diese Bläße?"

„Schreiben Sie einen großen Theil meiner Verstörung dem Schmerze über Ihr Unglück zu," erwiederte Lionel verbindlich, „allein es liegt hier auch noch eine andere Ursache zum Grunde."

„Was ist geschehen?"

„Gestern, Mistriß, und ich glaube es muß in demselben Augenblicke gewesen seyn, als Sie in die Regent-Street fahren wollten, war ich bei dem jungen Lord Seymour, wir

übten uns im Fechten, ein Augenblick der Zerstreuung fiel mir zum Unglück aus, das Rappier des Lords drang mir ins rechte Auge, und"

Anna schrie laut auf — „und — um's Himmelswillen was geschah?"

„Ich verlor das Auge."

„Ihr Auge verloren?" schrie Anna und machte eine Bewegung, die gewiß sehr schmerzhaft für sie hätte seyn müssen, wenn sie den Fuß wirklich gebrochen hätte, „Ihr schönes Auge dahin, Sir Lionel?"

„Ja, Mistriß, allein ich erhielt Ihren Brief und dankte dem Himmel für dieses Unglück."

„Sie dankten dem Himmel, daß er Sie einäugig werden ließ?"

„Ja, weil er Sie hinkend werden ließ. Er wollte uns in Allem gleich halten. Sie schlugen, ungeachtet Sie mich lieben, meine Hand aus, im gerechten Stolze, mir nicht Alles danken zu wollen, allein der Zufall wollte daß in dem Augenblicke, als Sie Ihr Vermögen verloren, auch mich die Heirath meines Vaters in dieselbe Lage versetzte. Bis hieher ging Alles gut. Gestern macht Sie ein unglücklicher Zufall zum Krüppel, und in demselben Augenblicke werde auch ich es. Sie sehen wohl ein Mistriß, eine Hinkende kann einen Einäugigen wohl heirathen."

„O was mußten Sie leiden, Sir Lionel?"

„Fast eben so viel als Sie Mistriß. Sie wissen wohl, das eigene Leiden dünkt uns immer das größte. Hören Sie meinen Vorschlag, theure Anna: Der Arzt versichert mich, daß, wenn die Wunde geheilt seyn wird, man leicht das Un-

gestaltete meines Gesichtes dadurch werde vermindern können, wenn man mir ein gläsernes Auge einsetzt, wir haben hierin jetzt sehr geschickte Künstler. Wenn auch Ihr Fuß, wie ich hoffe, gut hergestellt seyn wird, wenn Ihnen statt zu hinken nur jener ungleiche schwankende Schritt zurückbleibt, der bei manchen Frauen mehr anmuthig als unangenehm ist, dann werde auch ich dem Rathe meines Arztes folgen und mir ein Auge von Glas einsetzen lassen, im Falle aber Sie Krücken brauchen sollen, werde auch ich meinen Körperschaden nicht zu verbergen suchen und mit Vergnügen einäugig seyn."

Bei diesem Zuge von Liebe konnte sich die schöne Witwe nicht länger zurückhalten, sie reichte Lionel die Hand und laut weinend vor Freude und innerer Bewegung verbarg sie ihr Gesicht an dem Busen ihres Geliebten. „Ich bin sehr strafbar, mein Freund," sagte sie, „ich zweifelte an Ihrer Liebe und sprach die Unwahrheit, um diese zu prüfen. Allein verzeihen Sie mir, Mistriß Scarlett ist an Allem Schuld, sie glaubt, Sie müßten leichtsinnig seyn, weil Sie wohlgebildet, untreu, weil Sie liebenswürdig sind, sie prophezeite mir baldige Abnahme Ihrer Neigung, deren Sie unfähig sind. Vergebung mein theurer Lionel! Vergebung — ich habe den Fuß nicht gebrochen."

„Ich verzeihe Ihnen gerne, geliebte Anna, aber Sie hatten sehr wohl gethan, mir die Wahrheit zu sagen; denn wäre ich in dem Wahne von Ihnen gegangen, so hätte ich mir das Auge ausgebrannt."

„Das andere?" fragte entsetzt Anna.

„Nein, jenes, welches ich verloren zu haben vorgab. Ich besitze es noch; bevor ich es opferte, wollte ich mich über-

zeugen, ob Sie nicht zu großen Widerwillen gegen einen Einäugigen haben."

Und also sprechend, nahm Lionel die schwarze Binde ab, und seine beiden glühenden Augen hefteten sich mit unbeschreiblicher Liebe auf Anna. „Sie sehen," sprach er, „was ich opfern wollte, um Sie die Meinige zu nennen, allein ich fühle auch zu sehr das Glück, Sie sehen zu können, als daß ich ohne die äußerste Noth blind werden möchte."

„Ach!" seufzte Anna, „und einen solchen Mann konnte ich zweifach hintergehen? Lionel! — wissen Sie nun auch, daß ich noch reich bin und nicht einen Schilling von meinem Vermögen verloren habe."

„Das wäre sehr schlimm," versetzte Lionel, „und könnte wirklich unsere Trennung herbeiführen, wenn nicht zum Glücke hierin der Zufall uns zu Hülfe käme. Wohlan! so erfahren auch Sie, die Bande des Blutes haben bei meinem Vater den Sieg über eine augenblickliche Leidenschaft davon getragen, er hat die Überzeugung gewonnen, daß das junge Mädchen, das er heirathen wollte, eine geheime Liebe für einen Andern in ihrem Busen nähre, und mir geschrieben, ich möchte mir an seiner Statt eine Frau nehmen, unter dieser Bedingung wolle er bis an sein Ende Witwer bleiben."

„Nun Mistriß Scarlett?" frug nun Anna höhnisch lächelnd. Diese verließ aber beschämt das Gemach, um sich den erzürnten Blicken, welche aus Lionel's beiden Augen auf sie fielen, zu entziehen.

Der Affe.

Traum eines Studiosi medicinae, von ihm selbst erzählt.

Als jüngst die **Examina** heranrückten, hatte ich vierzehn Tage so angestrengt studiert, daß ich ganz verwirrt wurde, und als ich mich am fünfzehnten Tage um 2 Uhr Nachts auf das Bett warf, am folgenden Morgen um 8 Uhr unter dem Bette erwachte. Ich hatte in dieser Nacht folgenden seltsamen Traum:

Mir träumte, die Rigorosen seien gut überstanden, und ich zum **Doctor medicinae** promovirt worden, aber — in Persien, welches Reich ich in meinem Leben nicht gesehen hatte. Ich war sehr unwissend und sehr eingebildet, es bedurfte wohl nicht mehr, um mir in jedem Lande eine schnelle Celebrität zu verschaffen; da man sich aber in Suza rühmte, Geschmack und Urtheilskraft zu besitzen, so hielt kein Mensch etwas auf mich, und ich glaube die Pest hätte die halbe Stadt wegraffen dürfen, es hätte doch nicht ein Kranker seine Zuflucht zu mir genommen. Indessen setzte mich bald eine außerordentliche Begebenheit in Kredit.

Die erste Kammerfrau einer Geliebten des Schahs wurde krank. Ich ward gerufen und erkannte sogleich, daß hier nur ein wenig Migraine im Spiele sei, was ich mich aber laut

werden zu lassen wohl hütete. Im Gegentheile machte ich die Krankheit sehr bedenklich, und da die Favorite ihre Kammerfrau zu ihren geheimen Intriguen sehr nöthig hatte, so gab es kein Versprechen, das sie mir nicht leistete und zu erfüllen versprach, wenn ich diese heilen würde. Ich fing also an zu kuriren, und wandte Mittel an, welche die Krankheit um zwei Monat verlängerten, welche in zwei Stunden hätte geheilt seyn können.

Die Favorite streute mir Gold mit vollen Händen, ich ließ mich erweichen und gab ihr die Kammerfrau zwar von ihrer Krankheit genesen, aber so entkräftet wieder, als ob sie ein Wochenbett ausgestanden hätte. Der Schah, unterrichtet von der Probe meiner Geschicklichkeit, verlangte mich zu sehen, und — Dank sei es der Favorite, ernannte mich zu seinem ersten Hofarzte mit einem Gehalte von 1000 Dariken.

So war ich denn mit Einem Male auf die höchste Sprosse der Glücks- und Ehrenleiter emporgehoben, aber ein quälender Gedanke verbitterte mir mein Glück. Unerachtet meiner natürlichen Eigenliebe konnte ich mir doch nicht verhehlen, daß ich außer dieser Kur, welche der Zufall mehr als meine Kenntnisse glücklich zu Ende geführt hatte, bisher nur immer unbedeutende Unpäßlichkeiten behandelt hatte; aber der Schah selbst konnte krank werden und was finge ich dann an? Meine Behandlung würde unter Aufsicht gesetzt und auf solche Art meine Unkenntniß an den Tag kommen. Ich hätte hundert gemeine Leute hinüberspediren können, kein Hahn würde nachgekräht haben, aber mit dem Leben eines Schahs ist es etwas Anderes, und stürbe er mir, so erwartete mich die seidene Schnur.

Der Schah war übrigens glücklicher Weise von gesunder, kräftiger Leibesbeschaffenheit, leider aber war sein Liebling, dessen Geschichte mit der meinigen genau zusammenhängt, anderer Natur.

Hastiag liebte ganz närrisch einen — Affen, das häßlichste und bösartigste Thier seiner Art. Er gab den fremden Gesandten niemals Audienz, ohne daß dieses Beest nicht an seiner Seite auf einem prächtigen Stuhle saß, und wenn es ihm beifiel, einige Sprünge auf die Stufen des Thrones zu machen, so lachte Hastiag aus vollem Halse, wollte es aber doch nicht leiden, daß Andere auch darüber lachten. Der Affe, der die schwache Seite seines Herrn ausgespürt hatte, nahm sich die größten Freiheiten heraus. Es gab fast keinen Tag, wo er nicht den Ministern ihre Papiere unter einander warf, ihnen Zuckerwerk aus den Taschen stibitzte, ihre Kinder biß und die Kleider der Prinzessinnen beschmutzte: Alles zur größten Ergötzlichkeit des Schahs. Da ich immer freien Zutritt bei Hofe hatte, so war ich auch Zeuge aller dieser Unartigkeiten des königlichen Lieblings, die ich aber, als ein echter Hofmann, liebenswürdige Naivetäten und belustigende Scherze nannte. Es war gerade, als ob das Thier meine Artigkeiten verstünde, denn ich war es eben, den es sich vorzugsweise zur Zielscheibe seiner Späße wählte. Bald riß mir der Affe den halben Bart aus, bald zerfetzte er mir meine Tunika, so daß mich nur meine 1000 Dariken und die Gesundheit des Schahs darüber trösteten. Glücklich wär' ich gewesen, wenn ich stets nur mit diesen kleinen Unannehmlichkeiten zu kämpfen gehabt hätte, allein bald donnerte ein grösseres Unglück auf mich ein.

Ein reicher Kaufherr in Suza, der die Lieferung für die Armee zu erhalten trachtete, welche Hastiag gegen die Meder senden wollte, suchte den obersten Finanz-Satrapen durch ein Geschenk von einigen Fässern Syrakuser und Muskatnüssen von der vorzüglichsten Qualität für sich zu gewinnen. Der Affe hatte sich die letzteren so unmäßig schmecken lassen, daß er eine Unverdaulichkeit, verbunden mit einer heftigen Kolik, davontrug. Ich kann die Verzweiflung des Schahs nicht beschreiben, er ließ auf der Stelle seinen Rath versammeln, wozu er nicht nur seine Hofärzte, sondern auch alle berühmten Ärzte der Hauptstadt und alle Kronbeamten berief. Die Ärzte, welche mit Vergnügen die Gelegenheit ergriffen, mich zu stürzen, erklärten sich unwürdig und incompetent das theure Haupt zu behandeln, und baten den Herrn, sich hierin allein auf meine Kenntnisse und Geschicklichkeit zu verlassen. Der Gardekapitän, der es mir nie verzeihen konnte, daß ich ihm seine Frau glücklich kurirt hatte, stimmte mit ein und meinte ebenfalls, ich allein sei im Stande, den durchlauchtigen Affen Baguzi aus der Patsche zu helfen. Hastiag, in Thränen schwimmend, glaubte diesen Einstreuungen und übertrug mir bei Verlust meines Kopfes die Sorge, dem Thiere das Leben zu erhalten, das ich haßte. Von Schrecken ergriffen, schwieg ich, dieses nahm man als ein Zeichen an, daß ich zu gehorchen bereit sei, und man sperrte mich daher mit dem Affen in ein Gemach mit dem Verbote, bei Todesstrafe einen Menschen zu sehen und zu sprechen, bis zu des Affen gänzlicher Wiederherstellung.

Gerne hätte ich meiner Würde und meinem Gehalte entsagt, hätte ich nur entfliehen können; aber doppelte Wache

hatte meine Thüre besetzt, und ich besaß nicht so viel Gold, um ihre Treue auf die Probe stellen zu können. Ich suchte Trost darin, daß ich dem Affen gute Worte gab, der auf einem Purpurbette dahinlag, und der selbst jetzt bei dem Herannahen seiner letzten Stunde noch auf ein neues Schelmenstück gegen mich zu sinnen schien. O! warum konnte er mich jetzt nicht mehr beißen? ich hätt' es jetzt so gerne gelitten!

Indessen mußte ich doch Heilmittel an ihm versuchen, aber welche? ich kannte ja sein Temperament nicht. Mit Hilfe langen Nachdenkens hielt ich mich überzeugt, daß ich, da seine Krankheit von großer Hitze herrührte, zu Säuren, als kühlenden Mitteln, meine Zuflucht nehmen müsse. Ich ließ daher Essig bringen und goß dem Affen trotz seines Widerstandes eine ziemliche Quantität ein. Mein Spezificum verdoppelte, wie es schien, den Schmerz, der ihm die Eingeweide zerriß, er machte mit Geschrei ungeheure Sprünge und fiel endlich todt zur Erde nieder.

Wie groß mein Schmerz war, kann Jeder denken, der sich meine Lage vor Augen hält. Ich fiel an seiner Seite hin und zwar in einem Zustande, dem seinigen ziemlich ähnlich, und als ich meine Besinnung wieder erhielt, befand ich mich in Ketten auf Stroh in einem Kerker. Selbst die Hoffnung, dieser letzte Funke, der jedem Unglücklichen flimmert, mir blinkte er nicht mehr. Ich ahnte nur zu wohl, daß der Schah meine Martern dem Schmerze ähnlich zu machen suchen würde, den er über den Verlust des Affen empfand, und schon sah ich mich auf dem Blutgerüste. Vertieft in solche grausame Gedanken hörte ich die großen eisernen Riegel meines Kerkers öffnen, Wachen mit entblößten Säbeln traten ein, nah-

men mir die Ketten ab, und führten mich bei Fackelschein vor das Gericht derjenigen Männer, welchen Hastiag seinen ganzen Zorn übertragen hatte.

Die Natur des Criminalprozesses, den man mir machte, gab wohl zu keinen Debatten Anlaß, der Fall war klar, aber aus Achtung für die alten Formen hörte man dennoch einige Zeugen ab. Ich erblaßte, als ich unter diesen den fürchterlichen Gardekapitän gewahrte. Er sagte aus, daß er bei mehr als Einer Gelegenheit gehört habe, wie ich gegen den illüstren Seligen Schimpfreden ausgestoßen hätte, und daß ich diesen einmal sogar sehr unsanft weggeschleudert hätte, als er unschuldig und liebreizend mit meinen Ohren spielte. Alle Richter stießen bei dieser Anklage ein entsetzliches, durch alle meine Gebeine dringendes „Wehe!“ aus, mehre zerrissen sich die Kleider und ich wurde überwiesen, aus Haß und Rache den unvergleichlichen Affen des unvergleichlichsten Herrschers vergiftet zu haben. Vergebens rief ich den Himmel und die Erde zu Zeugen meiner Unschuld an, vergebens richtete ich in einer schönen, den herrlichsten Zeiten Griechenlands würdigen Prosopopä meine Worte an den Verblichenen selbst, und beschwor ihn vor meinen Richtern und Anklägern zu erscheinen, er erschien nicht, und einstimmig fällten meine Richter das grausame Urtheil, ich sollte mit dem unschuldigen Schlachtopfer meiner schändlichen Rache zugleich lebendig begraben werden. Man kannte in Persien keine Kassationstribunale und Appellationsgerichte, daher war das Urtheil unumstößlich. Aus ganz besonderer Gnade gönnte man mir noch eine Viertelstunde, mein Verbrechen zu gestehen. Ich hielt mich fest, und verwendete diese Viertelstunde

nur dazu, um meinen Richtern, dem Gardekapitän, den Satrapen und dieser ganzen Bande von Mördern zu fluchen. Sie hörten meine Verwünschungen mit kaltem Blute an, und als die Viertelstunde verflossen war, führten mich die Wachen wieder in meinen Kerker zurück.

Der untröstliche Hastiag ließ Alles zu einem prächtigen Leichenbegängnisse bereiten. Man sah bei Hofe nur blasse Gesichter gleich Schatten umherwandeln; denn alle Hofleute hatten, dem Schmerze ihres Herrn zu fröhnen, sich mit Safran die Gesichter eingeschmiert. Alles besuchte den Sarkophag des verblichenen Lieblings und ließ Thränen auf die leblose Hülle fallen. Mehre, über die fröhlichen Spiele ihrer Kinder erbost, gaben ihnen die Ruthe, damit auch sie weinten und auf diese Art Alles in den allgemeinen Schmerz einstimmte.

Am folgenden Morgen bei Aufgang der Sonne setzte sich der Trauerzug in Bwegung. Es eröffnete ihn ein Regiment Fußvolk, welches seine Spieße zur Erde gesenkt trug. Die Großwürdenträger des Reiches, ganz schwarz gekleidet, folgten. Dann kamen alle Pallastdamen mit entblößten Busen und aufgelösten Haaren. An diese reihten sich junge Mädchen, welche Körbchen mit Rosmarin und Cypressenzweigen trugen, womit sie den Weg bestreuten. Vier Satrapen folgten ihnen, auf ihren Schultern trugen sie den Sarg, worin der Affe sichtbar lag. Hundert Sklaven waren rings um den Sarkophag vertheilt, welche goldene Gefäße trugen, in welchen sie das köstlichste Rauchwerk verbrannten. Die vornehmsten Einwohner von Suza und eine Abtheilung Reiter beschlossen den Zug. Die Stille, womit diese Ceremonie gefeiert

ward, wurde nur durch die folgende Trauerhymne unterbrochen, welche der vorzüglichste persische Dichter Abu-Hal-Fazi verfertigt hatte.

Die Krieger.

Du, den der Wind der Wüste
Einst auf der Blätterwiege geschaukelt,
Der dann von grausamen Sterblichen
Ward gefangen beim unschuld'gen Spiele
Und verkauft an den Herrscher der Herrscher,
Wo du in Prunkgemächern nun haustest,
O du lieblicher kleiner Baguzi!
Hörst du uns nimmer?

Die Mädchen.

Sprößling des Indus!
Herrlicher Tänzer!
Lieblicher Springer!
Ach! welche Anmuth
Herrschte in Allem,
Was du vollbrachtest!
Selbst wenn du Fratzen
Freunden und Feinden
Schnittest zum Hohne,
Standen die Maler,
Haltend begierig
Pinsel, Palette,
Um jene schönen,
Trefflichen Bilder
Schnell festzuhalten,
Und sie der Nachwelt
Aufzubewahren;

O mein Baguzi!
Seh'n wir denn wirklich
Nimmer dich mehr?

Die Krieger.

Du standest Wache und marschirtest
Du hieltst den Spieß und präsentirtest,
Mit Kokosnüssen und mit Feigen
Begannest du so manche Schlacht,
Als Vorbild wußtest du zu zeigen
Die Tugenden, die Kriegern eigen
Und wie der Sieg dem Helden lacht.
Baguzi! du verstandst die Waffe
Zu führen so mit ganzer Seele,
Du warst ein General, kein Affe!
Und Affen sind die Generäle.

Die Mädchen.

Ach! daß der Himmel dir die Frist nicht gab,
Dieß sticht das trauervolle Herz uns ab
Mit tausend zweiunddreißigschneid'gen Lanzen;
Schon wählte die Gefährtin man dir aus,
Die Hochzeitkerzen lichterloh schon brannten,
Da brach der Tod in's unglücksel'ge Haus,
Entriß dich uns, der Gattin, den Verwandten.

Die Krieger.

Keine Nüsse
Keine Mandelkerne
Hart' und süße
Wachsen dort in blauer Ferne,

Aber and're Früchte,
Süßer noch als jene,
Reifen dort am Himmelslichte,
Laben deine Zähne.
Mein Baguzi! beiße
Immer für und für,
Schwarze, Braune, Weiße,
Trauern hier und heiße
Thränen folgen dir!

Krieger und Mädchen zusammen.

Bei Jupiters Adler
Wirst du sitzen,
Mit Juno's Pfauen
Wirst du spielen,
Cytheren's Tauben
Werden dich schnäbeln,
Zev's selber begrüßt dich
Als Stier.
Sieh noch hernieder,
Hör' uns're Lieder,
Ach nimmer wieder
Sehen wir dich!

Als der Zug an dem bestimmten Begräbnißplatze angekommen war, senkte man uns Beide, den Affen und mich, in ein unterirdisches Gewölbe, in welchem nur eine einzige Lampe brannte, ich hörte noch ganz deutlich einen ungeheuren Stein vor die Öffnung wälzen.

Ich fiel vor Schmerz und Angst in eine Ohnmacht, von der ich nicht weiß wie lange sie dauerte. Als ich wieder

zu mir kam, warf ich meine Blicke umher und erblickte den Urheber alles meines Unglückes auf einem Paradebette. Ich schleppte mich zu ihm und dort wurde ich neuerdings ohnmächtig, aber der Geruch der Kräuter, womit der Verstorbene balsamirt worden war, brachte mich bald wieder zum Bewußtsein zurück. Wüthend riß ich den Cadaver vom Bette, trat ihn mit Füßen und verfluchte ihn. Da sah ich plötzlich eine ungeheure Schlange gegen mich kommen, welcher dieses unterirdische Gewölbe vermuthlich zur Wohnung diente. Ihre blitzenden Augen, ihre spitze Zunge, und das Geklapper ihrer Schuppen setzte mich in den größten Schrecken. Nun hielt ich mich für verloren, aber in der Meinung, mein Leben doch noch einige Augenblicke zu verlängern, warf ich ihr den Affen hin, hoffend, sie werde sich für's Erste mit dieser Beute zufrieden stellen. Allein das Ungeheuer begeiferte ihn nur und zurückgeschreckt von dem Geruch der Kräuter kam sie neuerdings auf mich zu, als eine zweite Schlange aus der andern Ecke des Gewölbes hervorschoß. Ein hartnäckiger Kampf erhob sich nun zwischen den beiden scheußlichen Thieren. Die zweite Schlange erhielt die Oberhand, tödtete ihre Gegnerin und zog sich dann zurück. Ich Unbesonnener dankte Gott für diese augenblickliche Rettung und bedachte nicht, daß mir noch ein viel schrecklicherer, qualvollerer Tod bevorstehe: der Hungertod.

Nicht wenig staunte ich, als ich jetzt noch eine dritte Schlange gewahrte, welche mir jünger schien als die beiden vorhergehenden. Sie näherte sich der getödteten Schlange und als sie sah, daß diese unbeweglich sei, entfernte sie sich eiligst. Einige Augenblicke nachher erschien sie wieder, ein

Kraut in ihrem Munde haltend, welches mir ganz unbekannnt war. Dieses ließ sie auf den Cadaver fallen, schlängelte sich dann um ihn und preßte ihm das Kraut auf die Gegend des Herzens und des Kopfes, bis er sich zu meinem nicht geringen Erstaunen erhob und seiner Wohlthäterin liebkoste. Dieses Wunder nahm mir den letzten Rest meines Muthes, endlich ermannte ich mich aber doch; fest entschlossen, das wunderbare Kraut mir zuzueignen, es koste auch was es wolle, brach ich einen Stein aus der Mauer, in der Absicht, ihn nach der Schlange zu werfen, aber — gerade als ob sie ahnte, was ihr drohte — ließ sie das Kraut fallen und entfernte sich mit der Geretteten.

Ich beeilte mich, eine neue Probe mit der Wunderpflanze anzustellen, ich rieb damit dem Affen Kopf und Herz, und sieh da, er fing an sich zu bewegen, sein Herz schlug, er öffnete die Augen und um mir ein Zeichen des Lebens zu geben, zerkratzte er mir das Gesicht. Ich schlug ihn, er biß mich, ich schrie und die Wachen, welche an dem Steine standen, der unser Grab deckte, schoben diesen weg, und fragten mich um die Ursache dieses seltsamen Geschreies. Ich sagte ihnen, daß der edle Baguzi wieder lebe und daß mein Geschrei nichts anderes sei, als ein Freudengeschrei. Sie wollten meinen Worten nicht glauben. Um sie zu überzeugen, zwickte ich den Affen, der ebenfalls ein durchdringendes Geschrei ausstieß. Die Wachen erkannten seine Stimme und eilten sogleich dem Schah die freudige Nachricht zu überbringen. Seinem Befehle gemäß wurden wir beide auf der Stelle an das Tageslicht gefördert und vor seinen Thron geführt. Hastiag war außer sich beim Anblick

seines Lieblings. Als er ruhiger geworden war, verlangte er die Ursache des Wiederauflebens seines Getreuen zu wissen. Ich beeilte mich seine Neugierde zu befriedigen, und Hastiag, der in dem Abenteuer eine besondere Huld der Götter gegen mich wahrzunehmen glaubte, nahm mich wieder in Gnaden auf, und setzte mich in meine vorige Stelle mit verdoppeltem Gehalte ein.

Ich fing schon an meine böse Zeit zu vergessen, als die Ärzte des Hofes und der Stadt, besorgt es könnte die Eigenschaft meiner Pflanze ihre ganze Kunst entbehrlich machen, dem Schah eine Bittschrift überreichten, wo sie ihn anflehten, meinen Händen einen Schatz zu entwinden, den nur ein Zufall in meine Gewalt gegeben hatte. Dieses außerordentliche Mittel, sagten sie, dürfe nur dazu dienen, zum Glücke von Persien die glorreichen Tage des Herrschers der Herrscher zu verlängern, und sie zweifelten keineswegs, daß ich dem Throne und dem Staate mit Freuden dieses Opfer bringen würde.

Hastiag ließ mich rufen, und wandte List, Drohungen, Versprechen und Schmeicheleien an, um das zu erlangen, was er von mir wünschte. Ich aber widersetzte mich mit aller Festigkeit, versprach ihm aber, ja ich leistete einen Schwur, ihn nie zu verlassen und ihn wieder zu beleben, sobald er der Natur den unvermeidlichen Tribut bezahlt haben würde. Hastiag traute mir nicht und ließ mir durch seine Leibwachen das unschätzbare Kraut entreißen, welches ich in meinem Busen trug. Er befahl auch, daß man mir meine reichen Kleider nehme, und verbot mir jemals mehr vor seinem Antlitze zu erscheinen. Ich verließ

halb nackt den Pallast, ohne ein Geldstück in der Tasche, aber meine Freiheit hatte ich gerettet.

Ach! ich erfreute mich derselben nicht lange, denn kaum hatte ich einige Schritte durch die Straßen der Stadt gemacht, als man mich neuerdings verfolgte und in Ketten warf. Der Urheber dieser plötzlichen Verhaftung war der höllische Gardekapitän. Er hatte den Schah überredet, daß meine Widersetzlichkeit gegen seine Befehle ein Beweis eines verbrecherischen Vorhabens sei, daß ich den Besitz der Pflanze nur darum wünschte, um die öffentliche Ruhe zu gefährden, den Gesetzen Hohn zu sprechen, und Jene wieder in's Leben zu rufen, welche das Schwert der Gerechtigkeit ereilt hatte.

Drei Tage seufzte ich in meinem Gefängnisse, als man mir verkündete, daß ich beim Anbruche des nächsten Tages mit dem Stricke vom Leben zum Tode hingerichtet werden sollte. Wirklich führte man mich auf den Richtplatz und der Scharfrichter hatte bereits den Knoten um meinen Hals geschlungen, da erscholl es „Gnade! Gnade!“ Ein Großwürdenträger des Schahs drängte sich durch das Volk und wehte mit einem weißen Tuche.

Sobald ich mich in dem Zustande befand, Erkundigung über diese schnelle Veränderung meines Schicksals einzuziehen, erfuhr ich, daß der Affe mein Retter war und zwar auf folgende Weise:

H a s t i a g hatte die Pflanze in seinen Schreibtisch eingeschlossen; genöthigt ihn zu öffnen um Papiere herauszunehmen, hatte der Affe, gewohnt überall herumzusuchen, darin die Pflanze gefunden und sie ganz aufgefressen. Er endete eben seine Mahlzeit als der Schah dazu kam. Ha-

stiag raufte sich verzweifelnd die Haare aus, nahm dann einen Stock und schlug den Affen. Dieser sprang ihm in's Gesicht, kratzte ihm ein Auge aus und floh dann auf das Dach des Pallastes. „Sieh," sagte der Mann, der mich aus dem Kerker führte, „da sitzt er noch oben!" Ich sah hinauf, rieb mir die Augen, sah mich aber nun unter dem Bette; denn ich war erwacht.

Die Kokette.

I.

Es war einer jener unfreundlichen Äquinoktialabende, wo der Wind den feinen Regen in's Gesicht schlägt, als ein ältlicher Mann in seinen Mantel gehüllt durch die Straße, welche zum Luxembourg in Paris führt, ging. Die Straßen waren menschenleer, und nur eine Drehorgel spielte noch falsch in einem Hause. Es hatte 8 Uhr geschlagen, und der Mann trat in den Salon seiner Schwester, der Marquise de Pons. Die Marquise war eine Frau von ehedem. Sie hatte die schönen Tage ihres Lebens am Hofe der Königin Maria Antoinette verlebt und üble Tage folgten darauf. Endlich hatte sich ihr Schicksal wieder gebessert und sie lebte zufrieden und glücklich mit dem, was sie aus diesem großen Schiffbruche gerettet hatte. Beim ersten Anblicke schien die Marquise etwas geziert und schroff, aber wer sie näher kannte, fand sie mit Recht sehr liebenswürdig; unter den Runzeln blickte noch ihre vormalige Schönheit hervor, und ihr hoher Wuchs voll Anmuth und Würde war weit entfernt, ihre achtzig Jahre anzukünden. Es war ihr von der großen Welt, in welcher sie gelebt hatte, ein Firniß von Kälte und Zurückhaltung geblieben, aber waren nur die ersten

Komplimente vorüber, so wurde sie fröhlich, gesprächig, ja sogar leichtsinnig wie ein Mädchen von fünzehn Jahren. Alle ihre Neigungen, so wie jene ihres Bruders, des Chevalier de Vilcour, vereinigten sich in der Tochter ihrer verstorbenen Schwester, in dem Engel Gabriele.

An diesem Abende war Familienzirkel. Die Marquise arbeitete an der Tapisserie, Gabriele saß zu ihren Füßen und hatte auf ihrem Schooße ein großes Bouquet von Herbstblumen liegen, welche schon von der Kälte gebrannt waren, aber im warmen Zimmer doch noch Wohlgerüche ausdufteten. Auf der andern Seite des Tisches zeichnete Theobald in einem Album, sein Blick schweifte öfters von seiner Zeichnung auf die Gruppe ihm gegenüber und er lächelte. Binnen einem Monate sollte Theobald von Montmaur die schöne Gabriele heirathen.

Der Chevalier Vilcour stand mit dem Grafen Anatole de Saint-Servien am Kamine, die Verwandtschaft des Grafen mit Theobald gestattete ihm Zutritt im Hause. Er war ein guter Junge, unbedeutend in jeder Hinsicht, ein Mensch, den man wohl leiden kann, ohne seine Anwesenheit zu fühlen, oder seine Abwesenheit zu bedauern. Der Chevalier fühlte sich beim Anblick der Seinigen von guten Vorbedeutungen für die Zukunft ergriffen. Theobald war allerdings der Mann, den er für seine geliebte Gabriele wünschte. Ein ehrenvoller Name, wenig Vermögen, aber eine Stellung, welche für die Folge Hoffnung gab, ein freier offener Charakter und ein tadelloser Lebenswandel. Auch Gabrielens Herz war mit dem Wunsche ihrer Verwandten einverstanden; ihr schüchterner Blick hing an Theo-

bald mit unbeschreiblichem Ausdruck von Zärtlichkeit und Vertrauen, dann fiel er dankbar auf Tante und Onkel. „Kommen Sie daher zu mir, lieber Onkel,“ sagte sie zum Chevalier, „Theobald muß Sie auch in das Album zeichnen.“

„Ei! ich merke schon Spitzbübin,“ antwortete der Chevalier, „du willst, daß meine alte Figur deine jugendlichen Reize noch erhöhe. Aber hiezu glaub ich, wären die achtzig Jahre deiner Tante schon hinreichend.“

„Ach daran dacht' ich gar nicht,“ erwiederte Gabriele, „Sie wissen wohl, ich bin nicht eitel, und worauf sollt ich es auch seyn? ich bin ja nicht schön.“ Sie war übrigens sehr schön, als sie so sprach; es lag viel Sanftmuth in ihren blauen Augen und viel Anmuth in ihrem Lächeln.

Der Chevalier trat hinter Theobald; seine Zeichnung war vortrefflich, nur Gabrielen's Kopf, weil er retouchirt werden mußte, war ein wenig undeutlich, man sah, der Künstler wollte das Bild noch verschönern.

„Mademoiselle,“ sagte Theobald, indem er eben eine Linie ausstrich, um sie zu verbessern, „wollen Sie nicht den Kopf etwas beugen?“

Gabriele beugte sich gegen ihre Tante und ihre schönen blonden Haare fielen in langen Locken auf ihre Wangen. „So ist's gut,“ sagte Theobald und zeichnete weiter.

In diesem Augenblicke schlug der Regen heftig gegen die Fenster. „Welch entsetzliches Wetter,“ sagte der Graf Anatole, der seit einer halben Stunde kein Wort gesprochen hatte.

„Es ärgert mich sehr,“ erwiederte die Marquise, „denn ich erwartete diesen Abend einen Besuch: die Madame de las Bermejas?“

„Madame de las Bermejas?" wiederholte der Graf mit vieler Lebhaftigkeit, „Madame de las Bermejas, eine Spanierin, deren Mann in Navarra getödtet wurde, und die den Insurgenten selbst nur durch ein Wunder entkommen ist?"

„Dieselbe, Herr Graf!"

„Diese Frau ist eine Heldin; spricht sie französisch?"

„Wie eine Eingeborne, sie wurde ja in Paris erzogen."

„Desto besser, es wird mir großes Vergnügen machen, sie zu verstehen. Und wenn der abscheuliche Regen nicht eingetreten wäre, so würde sie gekommen seyn, sagen Sie? Das wird Ihnen auch recht unlieb seyn, Theobald, nicht wahr?"

„Keineswegs," antwortete Theobald lächelnd, Gabrielen anblickend, „dieser Besuch würde die Vertraulichkeit unsers Abends gestört haben. Wir sind so angenehm hier beim Kamin, und das Wetter scheint mit uns einverstanden, indem es Fremde von uns entfernt hält. Übrigens liebe ich auch die Heldinnen nicht. Mir gefällt eine sanfte schüchterne Frau besser, als eine, die ein Pferd zu bändigen weiß, und einen Schuß thut, ohne daß ihr Auge dabei zwinkert."

„Eine solche Heldin ist eine Monstruosität. Ich begreife, daß Sie für eine zarte anmuthige weibliche Gestalt mehr Sympathie fühlen, aber ich liebe die starken Frauen. Ich stelle mir Madame de las Bermejas groß, braun, mit stolzem Blick und edler Haltung, vielleicht sogar etwas häßlich vor, aber so häßlich, daß dieses Häßliche doch immer etwas äußerst Interessantes hat. Nicht wahr Marquise, ich habe ein wahres Bild entworfen?" „Ja beinahe!"

antwortete die Marquise lächelnd, „ich werde Sie nächstens bei ihr aufführen und Sie werden selbst sehen“ —

In diesem Augenblicke brach sich das Wasser gleich einem Sturz am Fenster, wurde aber doch vom Gerassel eines Wagens übertäubt, welcher am Thore hielt.

„Das ist vielleicht doch Madame de las Bermejas,“ sprach Gabriele, indem sie Theobald zulächelte, als wollte sie ihn über diesen Besuch trösten.

„Ich glaube wahrhaftig, mir pocht das Herz,“ sagte der Graf, indem er seine Finger ordnend durch die Haare gleiten ließ, und jetzt trat ein Bedienter ein, und meldete Madame de las Bermejas an. Sie trat ein, erhob ihren schwarzen Schleier, grüßte alle Anwesenden und setzte sich zur Marquise.

Eine allgemeine Stille herrschte nach den ersten Begrüßungen, denn Allen, vor Allen aber den Chevalier, der sie zum ersten Male sah, flößte Ines de las Bermejas beim ersten Anblicke Überraschung und Bewunderung ein. Man stelle sich einen jener Köpfe vor, welchen die Imagination eines Malers in einem der glücklichsten Augenblicke schuf, den er aber nicht im Stande ist, so herrlich als er ihn gedacht auf die Leinwand zu übertragen, ein majestätischer Wuchs, ein herrlicher Nacken, durch einen verschwenderischen Aufwand von schwarzen Spitzen durchstrahlend und zwei zarte weiße Hände etwas kokett über ein Trauerkleid gekreuzt.

Der Chevalier hörte kaum was diese Frau sprach, so war er in stille Betrachtung ihrer Schönheit versunken, besondern Eindruck machte der Ton ihrer Stimme auf ihn, sie war sanft und wohlklingend und ihre Aussprache etwas

fremdartig, obschon sie rein französisch sprach. Auch Theobald betrachtete mit Erstaunen die Heldin, allein bald fuhr er wieder fort, an seiner Zeichnung zu arbeiten.

Dann fixirte Madame de las Bermejas Theobald, worauf ihr Blick auf Anatole fiel. Es war kein Vergleich zwischen diesen beiden Männer zu machen. Theobald besaß eine jener Physiognomien, welche zur Imagination der Frauen sprechen, einen Blick voll Gedanken, ein unbeschreibliches Lächeln. Anatole frischfärbig und etwas kurzsichtig, glich vielen Andern, er machte sich so viel möglich bemerkbar, um die Aufmerksamkeit der schönen Frauen auf sich zu ziehen, welche, ohne sich um seine Bemühungen zu bekümmern, ohne weder auf ihn, der sie immer ansah, noch auf Theobald, der sie gar nicht ansah, zu achten, mit der Marquise schwätzte.

Die Marquise war sehr vergnügt, sie liebte die Überraschungen und diese war vollständig. Übrigens vergaß Anatole nicht, daß Madame de las Bermejas eine Geschichte zu erzählen wußte, deren Heldin sie war und welche durch die Zeitungen theilweise bekannt gemacht — ganz Paris interessirte. Er lenkte das Gespräch so geschickt, daß Madame de las Bermejas davon reden mußte. Vielleicht war es ihr auch nicht unangenehm, ein Drama darzustellen, worin sie eine große Rolle spielte. Auf eine direkte Frage Anatole's antwortete sie ganz einfach: „Ja, es ist wahr, daß ich bereits zum Tode verurtheilt, und mit Pulver und Blei gleich einem Soldaten hingerichtet werden sollte.“

„Zum Tode verurtheilt?“ wiederholte die Marquise, „auch ich war es im Jahre 93, aber ich war versteckt. Und die Ungeheuer hatten doch Mitleid mit Ihnen?“

Madame de las Bermejas schüttelte den Kopf und sagte: „Nur durch ein Wunder bin ich der Gefahr entronnen,“ dann schwieg sie wie erschüttert von dieser fürchterlichen Erinnerung, nahm aber bald wieder, einen Blick auf Theobald werfend, welcher eifrig fortzeichnete, das Wort.

„Mein Gemahl wurde unter den Mauern von Viktoria getödtet, ich blieb allein in einem Lande, wo Feuer und Schwert herrschten, zwischen zwei Parteien, die sich mordeten. Ich beschloß anfangs in die Gebirge zu flüchten und mich in einem Dorfe zu verbergen, allein welche Sicherheit würde ich dort gehabt haben? wer würde mich auch dort gegen die Banditen geschützt haben, welche ungestraft ihr schändliches Handwerk trieben? Ich entschied mich endlich dafür, nach Frankreich zu fliehen. Ein einziger Diener begleitete mich und wir verließen Viktoria in meinem eigenen Wagen und ohne auffallendes Gepäcke, so, als ob wir auf das Land fahren wollten. Mein Gold und meinen Schmuck hatte ich in die Seitenwände des Wagens verborgen.“

„Gott, welche Reise! Wir eilten durch ein zu Grunde gerichtetes Land, fürchterliche Wege, Felder ohne Kultur, Dörfer, in welchen die bereits decimirten Einwohner vor jeder Fahne, vor jeder Uniform flohen, denn sie fürchteten Karlisten und Christinos gleich.“

„Indessen ging Anfangs alles gut, wir suchten durch Umwege jene Gegenden zu vermeiden, welche die Guerillas besetzt hielten, und zwei Nächte brachten wir in einzelnen abgelegenen Häusern zu. Am Abende des dritten Tages gelangten wir zu einer kleinen Venta (Herberge) in der Umgegend von Estella. Meine Maulthiere waren so er-

schöpft, daß sie nicht mehr weiter konnten. Wissen Sie wie eine solche Venta aussieht? Sie ist eine Art Stall, in welchem Kaufleute, Soldaten, Bettler und Maulthiertreiber unter einander essen und schlafen. Ich mußte dennoch dort einsprechen. Nach dem Abendessen stieg ich in meinen Wagen, um darin die Nacht zuzubringen, und Periko mein Diener legte sich nicht weit davon unter freiem Himmel auf ein Bischen Stroh. Es war eine jener herrlichen milden Nächte, wie sie in Spanien nicht selten sind. Mein Wagen stand am Thore der Venta unter einem großen Maulbeerbaum, wo ich eine Aussicht in die Ferne genoß. Um Mitternacht stieg der Mond hell und glänzend auf, man glaubte es komme schon der Tag. Vor mir erblickte ich eine weite Ebene mit Baumgruppen besetzt, und in der Ferne ragten die Wälle und Thürme einer Stadt hervor, von schwarzen Hügeln umgeben. Alles schlief in dieser einsamen Gegend, nur die Grille zirpte am Wege. Wie herrlich war der Himmel, wie ruhig die Natur in diesem Augenblicke, wie angenehm konnte man in diesem glücklichen Lande leben, es schien unmöglich, daß Raub, Feuer und Mord so nahe seien.“

„In solche Gedanken verloren, starrten meine Augen in das Helldunkel, und es schien mir bald, als ob in der Ferne von Zwischenraum zu Zwischenraum Feuer sich zeigte. Dann glaubte ich ein sonderbares Geschrei zu vernehmen. Alsbald stand Periko bei dem Wagen und rief mir zu: „Sennora, die Karlisten ziehen von Estella heran, was ist zu thun?“

„Wir müssen auf der Stelle fort,“ antwortete ich. Binnen zehn Minuten waren wir auf dem Wege. Wir zo-

gen die ganze Nacht durch entsetzliche Wege, zwischen Wäldern und Abgründen."

„Bei Tagesanbruch befanden wir uns am Eingange eines Thales, durch welches ein Waldstrom brauste. Hundertjährige Eichen beschatteten den durch grauenvolle Abgründe durchschnittenen Weg, über den sich himmelhohe nackte Felsen erhoben, über deren Gipfel eine Schaar Raben krächzend hin- und herzog. Nie werd' ich den fürchterlichen Anblick dieser Gegend vergessen; noch seh' ich jeden Baum, jeden abgehauenen Stock, jeden Stein und das hölzerne Kreuz hart am Wege aufgerichtet, um die Stelle zu bezeichnen, an welcher irgend ein unglücklicher Reisender zu Grunde gegangen war.

„Wir glaubten am Ende der Welt in einer Wüste allein zu wandeln, als plötzlich eine Stimme hinter den Bäumen ein fürchterliches: Halt! uns entgegendonnerte. Periko hieb in die Maulthiere, da fielen Schüsse von beiden Seiten des Weges, Periko sank über den Kutschbock herab, die Maulthiere blieben stehen und ich stieg aus dem Wagen."

„Und," unterbrach die Erzählerin Anatole, „gaben muthig Feuer auf die Räuber?"

„Nein," erwiederte Madame de las Bermejas mit liebenswürdiger Naivetät, „ich hatte Furcht und fing bitterlich zu weinen an. Soldaten umgaben meinen Wagen und ich erkannte an ihren Uniformen in ihnen Karlisten. Der Offizier, der sie befehligte, trat zu mir, ich hatte mich am Rande des Weges auf einen Abhang gesetzt, und wendete den Blick von dem Körper Periko's, der blutend dalag. Ich antwortete den Fragen des Offiziers, daß ich eine Französin sei, und in mein Vaterland zurückkehren wolle."

„Während dem erbrach man meinen Koffer, durchsuchte alles, was er enthielt, schrie und fluchte um mich herum. Ich hatte unendliche Furcht und war einer Ohnmacht nahe.“

Madame de las Bermejas schwieg und fuhr mit der Hand über die Stirn. Theobald hatte den Silberstift niedergelegt und betrachtete sie. In diesem Blicke lag eine Art Freude und quälender Besorgniß.

„Diese Männer waren wahre Spanier,“ fuhr Madame de las Bermejas fort, als ob sie Theobald's Gedanken antwortete, „sie waren fanatisch, grausam, im Stande eine Frau zu ermorden, aber nicht sie zu beschimpfen. Der Offizier führte mich etwas abseits, zwei Soldaten bewachten mich in einiger Entfernung und man berathete sich mitten auf dem Wege. Es waren bei diesem Rathe fünf oder sechs Offiziere, ein Mönch und zwei oder drei Männer, welche keine Uniform trugen. Man begleitete das was man sprach mit heftigen Geberden. Beiläufig hundert Soldaten hielten sich in einiger Entfernung ganz stille. Es kam mir nicht in den Sinn, daß mein Leben in Gefahr schweben sollte, und dennoch bebte ich und betete zu Gott inbrünstig für mich und den armen Periko, dessen Tod ich verursacht hatte. Meine Augen wendeten sich voll Abscheu von dem Leichnam, an dessen Seite ich in dieser Einöde verlassen zu werden glaubte. Die Anwesenheit der Karlisten tröstete mich in diesem Augenblicke mehr, als sie mich erschreckte, denn ich fürchtete nichts so sehr, als hier allein zu bleiben.“

„Truppen entfernten sich und kamen wieder. Von Zeit zu Zeit hörte ich in der Ferne schießen. Man schlug sich in der Umgegend. Alles dies dauerte beiläufig eine Stunde.

Endlich führten mich die Soldaten, welche mich bewacht hatten, an den Weg. Die Gruppe des Kriegsrathes umgab mich, alle Gesichter waren ernst und hart, alle Blicke wendeten sich von mir."

„Donna Ines de las Bermejas trete näher," sprach ein Offizier, der die Zeichen eines höheren militärischen Grades trug.

Ich zitterte, als ich meinen Namen hörte.

„Donna Ines de las Bermejas, fuhr der Offizier fort, „du bist der Espionage angeklagt und überwiesen; empfehle deine Seele Gott, das hier versammelte Militärgericht verurtheilt dich zum Tode."

„Ein fürchterlicher Schrecken, eine unbeschreibliche Angst bemächtigte sich meiner. Sterben, sterben, mit zwanzig Jahren! Ich stürzte auf meine Knie, betheuerte meine Unschuld, ich flehte um mein Leben. Ich wollte, ich konnte nicht sterben, die härteste Bedingung, ich hätte sie angenommen."

Theobald betrachtete Madame de las Bermejas mit der frühern unruhigen Neugierde, sie fuhr fort: „Ja alles, ausgenommen Entehrung. Aber diese Männer hatten kein Mitleid mit mir, sie entfernten sich. Der Mönch allein blieb bei mir, um mir den letzten Trost der Religion zu ertheilen. Ich versuchte mit ihm zu sprechen, aber die Stimme versagte mir. Ich kniete bewußtlos vor ihm im Staube und meine Blicke hingen starr an einem Bündel Gewehre, welche am Wege standen. Ich weinte nicht mehr, ich flehte nicht mehr um Gnade, ich sah nichts mehr als diese fürchterlichen glänzenden Gewehre und über mir den herrlichen blauen Himmel. Der Mönch betete über mir, ich hörte ihn erst, als er

sprach: „Meine Tochter, bete zerknirrscht zu deinem Schöpfer, für dich ist keine Hoffnung mehr.“ Da sah ich zum Priester empor, er war ein ehrwürdiger alter Mann und hatte Thränen in den Augen. „Mein Vater!“ schrie ich, indem ich ihn krampfhaft an seiner Kutte faßte, „ich bin unschuldig, rette mich. Ich klammere mich an dich, ich lasse nicht los von dir, dann können sie, werden sie mich nicht tödten. Habe Mitleid mit einem armen Weibe. Sieh' ich bin noch so jung, so voll Leben und soll es schon enden. Ich habe noch so viele Zeit vor mir, sie werden Gott Rechenschaft geben müssen, wenn sie mir diese Zeit grausam abkürzen.“

„Der Mönch versuchte, sich von mir los zu machen, aber ich klammerte mich immer fester an ihn, so daß er mich auf den Knien im Staube mit sich fortschleppte. Dann hörte ich hinter mir die Ladstöcke in die Flintenläufe stoßen, ich erbebte, ließ die Kutte des Priesters los, er entfernte sich, kurze Stille, dann Flintenschüsse, und ich stürzte, meiner nicht mehr bewußt, zu Boden.“

„Als ich wieder zu mir kam, lag ich am Wegesrande auf den Polstern meiner Kalesche; der Mönch saß neben mir, seine Zigarre rauchend. Wir waren allein. Ich erinnerte mich an alles Vergangene, als ich die Augen öffnete, ich fühlte wohl, daß ich noch lebe, allein ich glaubte doch schwer verwundet zu seyn. Der Mönch versuchte mich empor zu richten, er gab mir etwas Wein, der mich stärkte. „Meine Tochter,“ sprach er vergnügt, „deine Furcht war größer als dein Unglück, fasse Muth und danke Gott!“

„Ich wollte ihm danken, denn ich begriff wohl, daß er mich rettete, allein ich konnte nur weinend die Hände falten.

„Was willst du jetzt beginnen, meine Tochter?“ fragte mich der würdige Priester.

„Ich will die Grenze zu gewinnen suchen, antwortete ich, und nach Frankreich flüchten.“

„Nach Frankreich?“ sprach er kopfschüttelnd, „alles Unglück Spaniens kommt von dort her. Ein wahrer Spanier kann dort nicht leben.“

„Aber hier droht mir der Tod,“ erwiederte ich ängstlich.

„Wohlan,“ sprach er, indem er aufstand und mir die Hand reichte, „so will ich dein Wegweiser seyn, und so mein Werk vollenden.

Meine Kalesche stand noch in der Mitte des Weges, aber die Maulthiere waren verschwunden. Ich suchte mit den Blicken den Leichnam Periko's, der Mönch zeigte mir einen frischaufgeworfenen Erdhügel, unter dem hölzernen Kreuze. Armer Periko! er war auch noch so jung, gewiß liebte auch er das Leben.“

„Ich nahm mein Gold und meinen Schmuck aus der Kalesche. Ich wollte alles mit dem Mönch theilen, allein er verweigerte es. Wir zogen zu Fuß fort. Am andern Morgen befand ich mich über der Grenze.“

„Bevor mich mein Retter verließ, gab er mir noch seinen Segen und sprach: „Wenn du über jenen Bergen seyn wirst, so vergiß dein Vaterland nicht und bete für Fra Antonio de Leon.“

Madame de las Bermejas schwieg. Gabriele und die Marquise drückten ihr die Hand mit Thränen in den Augen. Auch der Chevalier schien bewegt, der Graf Anatole machte seiner Verwunderung durch Exklamationen Luft. — Theobald schwieg ganz.“

II.

Bald wurde Madame de las Bermejas eine intime Freundin des Hauses. Wenige Frauen besaßen die Kunst, zu gefallen, so vollkommen. Sie verband mit ihrer Schönheit auch eine außerordentliche Anmuth in ihrem Benehmen und eine seltene Lieblichkeit im Schwätzen. Dazu kam noch das Sonderbare ihrer Lage, sie war Witwe ohne Familie und also mit ein und zwanzig Jahren vollkommen Herrin ihres Willens und ihres Schicksals. Der Chevalier äußerte sich manchmal gegen seine Schwester, er glaube zwischen ihr und dem Grafen Anatole spinne sich etwas an, allein bald bemerkte man, daß sie den Grafen auffallend kalt behandle, ja viel kälter als Theobald, gegen den sie vom ersten Tage an einen gewissen freimüthigen und nachlässigen Ton annahm. Es schien, als wenn sein Bräutigamstitel ihn für sie ganz gleichgültig gemacht hätte. Der Chevalier sah dieses übrigens mit andern Augen, und war nichts weniger als ruhig hierüber; doch behielt er seine Muthmaßungen für sich, da er auf Theobald's Klugheit und auf den immer näher heranrückenden Verlobungstag vertraute.

Madame de las Bermejas schien sich darin zu gefallen, Theobalden immer wegen seiner leidenschaftlichen Liebe und mackellosen Treue für Gabrielen zu beloben, allein sie besaß gewiß zu viele Menschenkenntniß, um dort eine Flamme zu sehen, wo nur ein schwaches Licht dämmerte, und der Chevalier konnte ihr diese Falschheit nicht verzeihen, deren Zweck er nicht einsah.

Eines Abends waren wieder alle im Hause der Marquise versammelt; das Gespräch wendete sich zum Ernsthaften.

Man stritt über die Ehe. Der Graf Anatole nannte eine Vereinigung, wo beide Theile liebend sich, gleichsam zu einem Wesen verschmelzen, ein irdisches Paradies, und der Chevalier setzte hinzu: „der vernünftige Mann könne seiner halbvergeudeten Jugend kein glücklicheres Ziel setzen, als wenn er eine Frau nehme.“

Madame de las Bermejas horchte etwas zerstreut zu, und spielte mit ihrem Fächer, dem leichten Szepter in der Hand einer schönen Frau, dann beugte sie sich gegen den Chevalier, und sah ihn verschmitzt und lächelnd an. „Eine Convenienzheirath ist eine traurige Thorheit,“ sprach sie. „Ich kann begreifen, wie man seine Freiheit einer tiefen Leidenschaft aufopfern kann, ich kann begreifen, wie man sich freudig in ein unauflösliches Joch schmiegen kann, wenn man außer diesem nur Sehnsucht und Verzweiflung sieht, das ist eine Heirath aus Liebe. Ich finde es sogar auch begreiflich, daß man sich fesseln kann, um zu Ehren und Würden zu gelangen. Das ist eine Heirath aus Ehrsucht. Aber ohne Liebe, ohne Ehrgeiz seine Unabhängigkeit zu den Füßen eines Weibes hinwerfen, seine Zukunft binden und ganz kalt sagen: Ich bin nicht verliebt, ich mache weder mein Glück, noch stell ich mich dadurch höher, ich schließe bloß eine Convenienzheirath, diese Thorheit begreife ich nicht.“ „Auch ich nicht,“ fiel Gabriele rasch ein. Das arme Kind liebte ihren Verlobten ja so zärtlich und innig.

„Auch ich nicht,“ erwiederte Anatole feurig. Theobald sprach nichts und heftete einen tiefen, traurigen Blick auf Madame de las Bermejas, einen Blick, den Gabriele nicht bemerkte.

„In früheren Zeiten,“ nahm nun die Marquise de Pons das Wort, „schloß man nur Convenienzheirathen und es gab sehr glückliche Ehen. Als ich den Marquis de Pons heirathete, hatte ich ihn nur zweimal gesehen. Konnte ich einen Mann lieben, den ich nicht kannte? Allein als wir verheirathet waren, liebten wir einander recht herzlich und innig. Der Graf Anatole, verließ die Gesellschaft früher, weil er auf einen Ball geladen war. Der kleine Zirkel zog sich noch näher an den Kamin zusammen. Theobald stützte sich auf den Tisch und seine Hand ließ den Silberstift zerstreut auf dem ersten Blatte von Gabrielen's Album dahingleiten. Der Chevalier warf einen Blick dahin und erkannte das zarte Profil der Madame de las Bermejas mit wenigen Strichen. Plötzlich schien Theobald aus seinen Träumereien zu erwachen, er zeichnete rascher und das Porträt fügte sich so geschickt in die Zweige einer dazu gezeichneten Trauerweide, daß man es nur nach größerer Aufmerksamkeit heraus zu finden vermochte.

Um 11 Uhr stand Madame de las Bermejas auf, um sich wegzubegeben. Gewöhnlich brachte sie ein Lohnwagen nach Hause. Der Chevalier klingelte, um ihren Bedienten davon zu benachrichtigen. Sie aber trat an's Fenster, zog die Vorhänge zurück und sagte: „Welch' herrliche Nacht, wie sanft der Mond die Erde beleuchtet! Eine Bewegung wird wohlthätig seyn, ich werde mich heute zu Fuß nach Hause begeben“. „Theobald wird Sie begleiten“ sagte die gute Gabriele, und als Madame de las Bermejas mit einer ablehnenden Geberde dankte, setzte jene hinzu: „Nein, nein, Sie können nicht allein gehen, und ein Bräutigam, das kann ja nicht zu boshaften Anmerkungen Anlaß geben.“

Theobald schien unentschlossen. Seine erste Bewegung schien der Marquise und Gabrielen so sonderbar, daß Beide zu lachen anfingen. „Wohlan! Monsieur Theobald, wenn Sie so gütig seyn wollen," sprach die Spanierin, indem sie den schwarzen Spitzenschleier über ihr Gesicht zog, in welchem sie so reitzend war. Theobald zog seine Handschuhe an, antwortete aber nicht, denn der Ton seiner Stimme würde seine innere Bewegung verrathen haben. Madame de las Bermejas legte ihren Arm in den Seinigen, da erblaßte er und zitterte, sie aber lächelte und Beide gingen mit einander fort.

Die Marquise ging in ihr Kabinet und der Chevalier setzte sich zum Kamin. Gabriele ließ sich zu seinen Füßen auf einen Schämel nieder. Sie schien in tiefes Nachdenken versunken und der Chevalier betrachtete sie ängstlich, als sie seine Hand faßte und ihn mit der Heiterkeit eines Engels fragte: „Nicht wahr Onkel! ich bin doch recht glücklich?"

Am folgenden Tage gab die Marquise ein kleines Fest. Gabriele wollte noch einmal in dem Hause ihrer Tante alle ihre Jugendgespielinnen versammeln, vielleicht in unschuldigem Stolze auf ihr Glück, um ihnen ihren Bräutigam zu zeigen. Es sollte getanzt werden und zum ersten Male in ihrem Leben sah sie sich als die glückliche Königin eines Balles.

Um 9 Uhr kam Madame de las Bermejas. Sie hatte ihr Trauerkleid abgelegt, und erschien in einem ganz einfachen weißen Atlaßkleide, ihre langen geflochtenen Haare waren durch einen Veilchenkranz zurückgehalten. Keinen Schmuck, keine Spitzen, sie war unbeschreiblich schön. Alle Blicke richteten sich auf sie, als sie eintrat, dann umgaben sie die

Tänzer. Sie erklärte nicht tanzen zu wollen und setzte sich zu einem Tische, wo zwei alte Frauen eine Schachpartie begonnen hatten.

Gleich darauf trat Theobald ein. Sein erster Blick suchte Madame de las Bermejas. Gabriele erröthete freudig bei seinem Erscheinen, sie hatte ihn den ganzen Tag nicht gesehen.

Man tanzte im Salon. Der Graf Anatole, dessen Aufforderung zum Tanze von Madame de las Bermejas hartnäckig zurückgewiesen worden war, tröstete sich, indem er um einige hübsche Frauen herumschwärmte. Theobald schien traurig aber ruhig. Er tanzte den ersten Contretanz mit Gabrielen und setzte sich dann in ein Nebenzimmer.

Der beobachtende Chevalier fing eine Partie Ecarté mit einem alten Freunde an; er saß so, daß er Madame de las Bermejas den Rücken zuwendete, allein ein Spiegel vor ihm zeigte sie ihm ganz en face, so daß er ihr Gesicht genau sehen konnte. Sie blieb ruhig lächelnd in ihren Lehnstuhl gedrückt sitzen, antwortete kaum denjenigen, welche sie anredeten und schien nur auf das Schachspiel aufmerksam. Das dauerte bis 1 Uhr Morgens. Dann näherte sich ihr Theobald, da drehte sie sich gegen ihn und lächelte ihm freundlich zu. Theobald setzte sich neben sie.

„Haben Sie einen fröhlichen Tag verbracht?“ fragte sie ihn theilnehmend.

„Nein, Madame,“ antwortete er leise, „ich hatte zu quälende Gedanken, als daß mich irgend Etwas hätte zerstreuen können.“

„Ah, Skrupel über Ihr Glück.“

„Ich wünschte nur derjenigen, die es so sehr verdient, mehr Liebe geben zu können, als ich ihr geben kann.“

„Nun ich sehe hier keine Unmöglichkeiten. Gabriele ist ein charmantes Wesen. Ich muß sagen, ich kann es nicht begreifen, Sie immer so kalt zu finden, lieber Theobald! O Sie wissen nicht was es für eine Seligkeit ist, wenn Zwei so ganz Eines sind, nur Einen Gedanken, Einen Willen, Eine Seele haben, das ist ein Glück, wie es die Engel im Himmel haben.“ So sprechend heftete sie ihre schwarzen von Schwermuth etwas verschleierten Augen fest auf Theobald. Dieser zitterte, seine Lippen erblaßten, er athmete kaum. Endlich fragte er mit seltsam bewegter Stimme: „Sie haben den Herrn de las Vermejas wohl auf diese himmlische Art geliebt?“ Sie antwortete nicht, aber ein spöttisches Lächeln umschwebte ihren Mund, welches klar sagte: Weder Herrn de las Vermejas noch irgend Jemand auf der Welt.

„Also haben auch Sie eine Convenienzheirath geschlossen?“ fragte Theobald mit einer Art von Freude.

„Ja, ich war damals sechzehn Jahr alt, jetzt würde ich das entsetzliche Ja, welches mich für meine ganze Zukunft bindet, nicht mehr so leicht aussprechen.“

„Sie wollen sich nicht mehr verheirathen.“

„Nein,“ antwortete sie nach kurzem Schweigen und mit tiefer Schwermuth, „nein lieber Theobald, ich will keine Convenienzheirath mehr schließen.“

„Aber eine Heirath aus Liebe.“

Sie schüttelte traurig den Lockenkopf. „Liebe?“ seufzte sie, „Liebe, dies ist der Name, welchen man jetzt den Äußerungen einer eitlen Kokettterie, den Zudringlichkeiten einer

faden Galanterie beilegt. Blicken Sie um sich, glauben Sie etwa Graf Anatole wisse was Liebe sei? O nein, er hat zu rosenrothe Wangen, er tanzt mit zu vieler Grazie, er lächelt zu viel allen Frauen zu, um Eine zu lieben; oder meinen Sie, Gabriele kenne die Liebe? Das glückliche Kind, welches noch nie weinte wenn sie Sie erwartete, und das nie zitterte und erblaßte wenn es Ihre Tritte vernahm? Und Sie selbst Theobald, auch Sie lieben Gabrielen nicht, werden sie nie lieben. Sie wird aber auch nie sich deßwegen unglücklich fühlen, weil sie nicht weiß, was zu ihrem Glück mangelt.“

„Und glauben Sie, daß ich weiß was wahre Liebe sei?“ fragte Theobald.

Sie sah ihn einen Augenblick stillschweigend an, dann antwortete sie: „Ja.“

Da lispelte er ihr mit nicht mehr zu verbergendem Schmerze zu: „So können Sie denken, was ich leide.“

„Armer Theobald!“ seufzte Madame de las Bermejas, und es schien als glänzte eine Thräne auf ihrer schwarzen Wimper.

Theobald erblaßte, er faßte die Hand der schönen Frau und mit einer zitternden Stimme sprach er: „Aber ich bin ja noch nicht verheirathet, bin noch frei und habe begreifen gelernt wie glücklich ich seyn könnte.“ Madame de las Bermejas schlug die Augen nieder und antwortete nicht, sie verstanden sich aber ohne Worte. Gabriele, das glückliche Mädchen voll Vertrauen, tanzte im Salon und lächelte von ferne ihrem Bräutigam zu.

Madame de las Bermejas ging eine Viertelstunde nachher fort. Theobald setzte sich in ihren Stuhl und blieb

da in tiefes Nachdenken versunken sitzen. Um 3 Uhr, als die ganze Gesellschaft sich entfernt hatte, trat Theobald zum Chevalier und fragte ihn, wann er ihn zu Hause treffen werde, er habe etwas sehr Nothwendiges mit ihm zu sprechen.

Tag und Stunde wurden bestimmt und angenommen, da trat Gabriele zu Theobald und sagte zu ihm sanft: „Lieber Theobald! Sie haben sich heute nicht gut unterhalten. Mir ist auch unser kleiner Zirkel am Kamin lieber.“

Am folgenden Tage besuchte nach der Abrede der Chevalier Theobald, er fand ihn allein in seinem Kabinette, er stand auf, ging ihm entgegen und reichte ihm traurig aber ruhig die Hand. Sie setzten sich.

„Herr Chevalier,“ sprach Theobald, indem er einen offenen Brief vorzeigte, „mein Onkel ist gestorben, Anatole ist sein Erbe und ich habe ein Legat von 200,000 Franken erhalten.

„Ich wünsche Ihnen recht herzlich Glück;“ sagte der Chevalier, „Sie rechneten auf dieß Vermächtniß gar nicht.“

„Nein, aber es verdreifacht mein kleines Vermögen und ich freue mich darüber mehr für Gabrielen als für mich selbst, und indem er dieß sprach, faltete er den Brief wieder, und warf ihn heftig auf seinen Sekretär.

Der Chevalier begriff wohl, daß in Theobald's Seele noch ein edles Gefühl für Gabrielen sich rege, und er sprach zu ihm: „Theobald, Sie sagten mir ja, Sie hätten mir etwas Nothwendiges anzuvertrauen, ich bin gekommen um zu hören und Ihnen mit meinem Rathe beizustehen, wenn Sie ihn bedürfen.“

„Nein, es ist nichts,“ erwiederte Theobald, „nur eine

augenblickliche Grille und ich muß Sie um Vergebung bitten, daß ich Sie herbemüht habe.“

„Theobald! versetzte der Chevalier mit sehr theilnehmendem Tone, wenn Sie Kummer haben, so können Sie ihn ungescheut in den Busen eines alten Freundes niederlegen.“

Theobald wendete den Kopf kalt und zurückhaltend weg, und das Gespräch endete hiemit.

Ein Kalender lag auf dem Tische, Theobald nahm ihn und zeigte mit dem Finger auf den 25. November. „In 10 Tagen also, sprach er; ist keine Formalität vergessen worden?“

„Keine mein Freund,“ erwiederte der Chevalier betroffen über die gleichgültige Kälte, womit Theobald den wichtigsten Schritt seines Lebens behandelte.

Man servirte das Frühstück, das Gespräch blieb bei demselben Gegenstande stehen. Man redete über verschiedene Details der Trauung. Anatole konnte derselben nicht beiwohnen, er mußte verreisen, um die Angelegenheiten jener Erbschaft zu ordnen, welche ihm 60,000 Franken jährliches Einkommen abwarf.

Es war schon lange bestimmt, daß die Verehligung auf dem Lande in einem schönen Landhause bei Meudon vollzogen werden sollte. Gabriele war dort erzogen worden und die Marquise bestand mit einer Art Aberglauben darauf, sie müsse in derselben Kapelle getraut werden, wo sie getauft worden war. Übrigens sollte die Trauung ohne großen Prunk nur im Familienzirkel vollzogen werden, und besonders hielt der Chevalier fest darauf, um einen Vorwand zu haben, Madame de las Bermejas von der Feierlichkeit auszuschließen.

Als der Chevalier von Theobald weg ging, begab er sich nach Hause. Gabriele lief ihm entgegen und setzte sich auf den Schämel neben seinem Lehnstuhl. „O lieber guter Onkel! sprach sie, wissen Sie schon was Theobald für ein Glück gehabt hat? Er hat 200,000 Franken geerbt. Meine Liebe für ihn kann das freilich nicht vermehren, denn mein Herz gehörte sein, wenn er auch ein Bettler wäre.“ Sie schwieg darüber erröthend, daß sie das ganze Gefühl ihres Herzens ausgesprochen und verhielt sich das Gesicht mit den Händen, der Chevalier küßte sie auf die Stirn und fragte: „Was hast du, mein gutes Kind?“ „Nichts Onkel!“ erwiederte sie, indem sie durch Thränen lächelte, ich bin so glücklich, so glücklich, daß ich fürchte, es könnte mir ein großes Unglück begegnen.

„Thörichtes Kind, versetzte der Chevalier, „bin ich nicht da um über dich zu wachen? Deine Zukunft lächelt gleich der Morgenröthe, und binnen wenigen Tagen bist du Theobald's Weib.“

„Ja,“ sagte Gabriele ernst, „nur der Tod kann mein Glück zernichten.“

III.

Denselben Tag reiste die ganze Familie auf das Land. Sie war dort ganz allein. Theobald ging nicht ein einziges Mal nach Paris. Jeder der ihn sah mußte glauben, daß er mit ganzem Herzen an den Engel hänge, der nur in ihm lebte, er hatte die zarteste Sorgfalt für sie und schien nur mit der Zukunft beschäftigt, welcher sie Beide Arm in Arm entgegen gingen; aber ach, es lag hierin nur der feste Wille, eine heilige Pflicht zu erfüllen.

Die zehn Tage vergingen schnell und der 25. November erschien strahlend wie ein Frühlingsabend. Der Chevalier begrüßte ihn freudig als den Endpunkt seiner Besorgnisse und den Anfang eines Glückes, welches unsinnige Leidenschaften nicht mehr vernichten konnten.

Alles was er fürchtete, schien ihm so nahe dem Ziele verschwunden.

Mit fröhlichem Herzen umarmte er Gabrielen, als sie am Morgen des feierlichen Tages zu seinem Bette hinkniete und um seinen Segen bat.

Den Morgen brachten alle im Gemache der Marquise zu, nur Theobald blieb auf seinem Zimmer, aus Achtung vor den Gemüthsbewegungen, welche sich bei einer Braut ohngeachtet aller Liebe in den letzten Augenblicken vor ihrer Vermählung immer zeigen. Die Marquise war zärtlich und heiter, sie beschäftigte sich den ganzen Morgen mit Gabrielen's Toilette, sie ging ab und zu, gab Aufträge und lächelte dem Chevalier nur von Zeit zu Zeit selbstgefällig zu.

Die Verlobung sollte um 6 Uhr Abends in der Mairie und dann die Einsegnung in der Kirche zu Meudon vollzogen werden, nur die Beistände waren dazu gebeten, die Marquise frühstückte mit Gabrielen auf ihrem Zimmer. Der Chevalier ging zu Theobald, er war wie berauscht, man sah es daß er sich selbst gewaltsam steigerte, um sich Muth zu dem großen Opfer einzuflößen. Der Chevalier fühlte wohl, daß etwas auf seinem Herzen laste, was er ihm, seinem Freunde, seinem zweiten Vater entdecken wollte, aber wohin sollte das führen? In zwei Stunden sollte er sich mit Gabrielen verbinden, und so war es ja besser, daß ein Name

nicht genannt werde und daß diese Schmerzen kein Echo finden. Theobald kleidete sich an und erschien dann in der Bibliothek, wo sich auch der Chevalier befand. Nie war der Jüngling so schön, sein schwarzes Kleid, sein blasses aber dabei beseeltes Antlitz gaben übrigens dem Zweifel Raum, ob er zu einer Hochzeit oder zu einem Begräbniß gehe. Theobald näherte sich einem Schranke, nahm ein Buch heraus, und warf es gleich wieder von sich, indem er sich zum Kamin setzte und zu lächeln suchte, aber seine Hände zitterten. Der Chevalier sah das Buch an, es war eine Reise nach Spanien, welche Madame de las Bermejas der Marquise zum Geschenk gemacht hatte.

Als beide gegen 6 Uhr in den Saal traten, schien Theobald kalt und gefaßt, er trat zu Gabrielen, welche den Arm ihrer Tante gab und küßte ihr die Hand. Gabriele war weiß gekleidet, trug einen Kranz von Orangenblüten und den Brautschleier. Hold und sittig stand sie da wie ein guter Engel, bei dessen Anblick alle bösen Gedanken, alle thörichten Leidenschaften schweigen. Theobald fühlte diesen Einfluß, sein Blick wurde heiter und in diesem Augenblicke vergaß er vielleicht die Spanierin.

Der Saal war hell beleuchtet, die vielen Lichter vervielfältigten sich in den hohen Spiegeln wieder, natürliche Blumengewinde schmückten die Wände; die kleine Gesellschaft verlor sich fast in dem glänzenden Gemache und der Chevalier meinte, man sollte in den kleineren Salon gehen. „Nein, nein, antwortete die Marquise mit einem triumphirenden Blicke; denn wir werden Besuch bekommen, habt ihr etwa geglaubt, ich will meine Nichte am Kamin verheirathen.“

Kaum hatte sie diese Worte gesprochen, als die beiden Thürflügel sich öffneten, es traten viele Verwandte und Bekannte ein, unter ihnen auch Madame de las Bermejas.

„Das ist eine Überraschung, welche ich bereitet habe,“ sagte die Marquise zu Gabrielen, welche die Glückwünsche der Angekommenen erröthend und freudig empfing.

Madame de las Bermejas nahm ruhig an der Seite der Braut Platz. Sie war ganz weiß gekleidet und trug auch weiße Blumen in dem rabenschwarzen Haar; man hätte sie auch für eine Braut halten können. Theobald hatte sein Sacktuch vor sein Gesicht gedrückt, man sah nichts als seine blasse Stirne, mit welcher sein weißes Batisttuch dieselbe Farbe hatte.

Eine Viertelstunde ging mit Glückwünschen und Complimenten hin, dann wurde gemeldet, daß die Wagen vorgefahren seien. Alles erhob sich; in diesem Augenblicke näherte sich Madame de las Bermejas Theobalden. Er schien eine außerordentliche Gemüthsbewegung, einen tiefen Schmerz bemeistern zu wollen. Sein Blick war starr, seine Knie brachen, er stützte sich an die Thür. Der Chevalier vernahm, wie Madame de las Bermejas dem Verlornen ins Ohr lispelte: „Muth, Muth, Theobald!“

„Ach ich bin ein unglücklicher Wahnsinniger, erwiderte er mit unterdrückter Stimme, „denn ich liebe dich, himmlisches Weib, dich!“

In diesem Augenblick war die Koketterie dieser Frau befriedigt, ihre Eitelkeit feierte ihren Triumph, ein stolzes Lächeln schwebte auf ihren Lippen, und sie entfernte sich von Theobald mit einem Ausdruck von Überraschung und Mitleid, welcher der größten Schauspielerin Ehre gemacht haben würde.

Gabriele trat in diesem Augenblicke aus dem Zimmer ihrer Großtante, wo sie ihren Segen empfangen hatte. Der Chevalier führte Theobald zur Marquise, welcher er den Arm reichte, und er folgte ihm wie eine Maschine. Der Chevalier führte Gabrielen, sie stand da so blaß und bewegt, daß sie einer Ohnmacht nahe war.

Alle verließen das Haus und stiegen in die Wagen.

Gabriele drückte sich stumm in den Hintergrund des Wagens und die, welche mit ihr fuhren, achteten ihr Schweigen in einem so feierlichen Augenblicke. Als sie bei der Mairie abstiegen, zitterte die Arme sichtbar und schwankte über die Stufen hinauf. Im Salon ließ sie sich neben Theobald hinführen und stand mit ihm unbeweglich vor dem Maire, welcher die Verlobung mit der gesetzlichen Formel begann: „Ihr wollt euch verbinden im Namen des Gesetzes?“

Der glänzende Kreis der Freunde umgab das Paar, ringsum herrschte Stille, nur die Marquise weinte und drückte dem Chevalier die Hand. Die Spanierin fixirte Theobald.

Der Maire fragte: „Herr Theobald de Montmaur ist es Ihr Wille, Mademoiselle Gabriele de Pons zur Gattin zu nehmen?“

„Ja,“ antwortete Theobald mit fester Stimme.

„Und Sie, Mademoiselle Gabriele de Pons, empfangen Sie Herrn Theobald de Montmaur als Ihren Gatten?“

„Nein,“ erwiederte Sie mit versagender Stimme und sank ohnmächtig zu Boden.

Ein allgemeiner Schrei des Entsetzens erscholl. Die Marquise stürzte auf Gabrielen hin und rief: „Sie ist wahnsinnig, mein Gott, habe Mitleid mit ihr.“

Theobald blickte starr vor sich hin und seine Züge verzerrten sich. Er faßte die Hand seiner Verlobten, preßte sie in die seinige und sprach zur Marquise: „Beruhigen Sie sich, es war nur eine Folge zu heftiger Aufregung, es wird sich geben hoff ich zu Gott.“

Man reichte Gabrielen Geister, man spritzte ihr kaltes Wasser ins Gesicht, endlich öffnete sie die Augen. Ihr Blick heftete sich auf Theobald, der über ihre Hände gebeugt einen Kuß auf dieselben drückte; sie versuchte zu sprechen, aber die Stimme versagte ihr und neuerdings fiel sie in fürchterlichen Konvulsionen stöhnend zurück.

Alle Zeugen dieser unerhörten Scene befanden sich in der größten Bestürzung. Madame de las Bermejas hielt sich in der Ferne. Man trug Gabrielen fort und die Marquise stieg zu ihr in den Wagen; der Chevalier führte Theobald fort, welcher ganz vernichtet war.

„Theobald, sprach er mit Thränen im Auge, die er nicht verbergen konnte, Theobald, ich beschwöre dich bei Allem was dir heilig ist, sei aufrichtig gegen mich, was hast du dem armen Kind gesagt?“

„Nichts,“ antwortete er weinend, „ich schwöre es Ihnen bei meiner Ehre.“

„Dann,“ rief der Chevalier, „war es die Spanierin.“

Theobald verneinte heftig.

„Dann ist das arme Kind wahnsinnig und alles ist abgebrochen.“

„Nein,“ antwortete Theobald, „ein Anderer als ich würde das was vorgefallen ist für eine Beschimpfung ansehen, ich aber halte es nur für ein Unglück und nichts ist abgebrochen.“

Als sie nach Hause kamen, fanden sie Gabrielen zu Bette. Einige Freunde saßen noch bestürzt im Salon. Madame de las Bermejas war nach Paris zurückgekehrt mit dem Versprechen, sogleich einen Arzt zu senden.

Die Konvulsionen waren zwar verschwunden, allein stumm, schwach und fast bewegungslos lag Gabriele da. Die Marquise ließ sich ein Bett neben dem ihrigen bereiten und wachte mit dem Chevalier die ganze Nacht. Theobald kam von Stunde zu Stunde sich um ihr Befinden zu erkundigen.

Am andern Morgen waren alle etwas beruhigter. Gabriele schlief immer fort, ihr Gesicht war leichenblaß, aber ohne merklichen Zeichen von Schmerz.

Man erwartete ihr Erwachen.

Theobald war gezwungen, seiner Erbschaft wegen nach Paris zurückzukehren, der Chevalier versprach ihm zweimal des Tages zu schreiben.

Gegen Mittag kam der Arzt der Marquise von Paris. Er untersuchte die Kranke aufmerksam, blieb über eine Stunde beobachtend an ihrem Bette, aber der Schlaf dauerte ununterbrochen fort, dann führte er den Chevalier in ein andres Gemach und empfahl ihm, die Marquise sobald als möglich von hier weg nach Paris zu bringen.

„Wie," rief der Chevalier in Thränen ausbrechend, „unsere arme Gabriele —"

„Ist sehr übel, ich halte es für eine Entzündung der Gehirnnerven. Ich werde zwar das Mögliche versuchen, aber ich gestehe Ihnen, daß ich wenig Hoffnung habe."

„Ich bleibe hier, aber die Frau Marquise muß fort, sie würde diesen Schlag nicht überleben."

Der Arzt ging wieder zu Gabrielen, die Marquise

war selbst von einer Ohnmacht befallen worden und mußte zu Bette gebracht werden, dem Chevalier meldete man, daß ein Bedienter der Madame de las Bermejas gekommen sei, sich um Gabrielen's Befinden zu erkundigen.

Vier angstvolle Tage folgten hierauf; Gabriele kam nicht zur Besinnung, sie erwachte nicht aus diesem fürchterlichen Schlafe, der schon jetzt dem Tode glich. Ihre geschlossenen Augen hatten keine Thränen, ihr Körper war unbeweglich und unempfindlich. Der Chevalier verließ sie keinen Augenblick, spähend nach einem Worte, nach einer Bewegung. Manchmal schien ihm, als ob ihre Lippen sich bewegten und sie einige Worte zu stammeln sich bemühen wollte, dann beugte er sich über sie, rief ihren Namen, erhielt aber keine Antwort.

In der letzten Nacht sprach der Chevalier zum Arzte: „Doktor! so können sie denn dieses geliebte junge Leben nicht retten?“ — „Nein,“ antwortete der Arzt, „es ist leider schon gebrochen.“

„Sie antwortet uns zwar nicht,“ versetzte der Chevalier, „aber sie hört uns vielleicht.“

„Möglich!“ flüsterte der Arzt. Da ergriff der Chevalier ein Licht und trat zum Bette der Kranken. Sie lag da unbeweglich, ihre weißen Hände gekreuzt über der Brust, ihren Kopf zwischen den dichten Haaren in das Polster gedrückt, ihre Augen waren halb offen ihre Wangen und Lippen von einer fahlen Farbe. „Gabriele!“ rief der Chevalier, „Theobald ist hier, er will dich sehen.“

Bei diesem Namen öffnete sie zwar die Augen nicht, bewegte sich auch nicht, aber eine schwache Röthe stieg in ihre Wangen.

„Gabriele! mein liebes Kind,“ rief der Chevalier, „hörst du mich nicht?“

Gabriele trat in diesem Augenblicke aus dem Zimmer ihrer Großtante, wo sie ihren Segen empfangen hatte. Der Chevalier führte Theobald zur Marquise, welcher er den Arm reichte, und er folgte ihm wie eine Maschine. Der Chevalier führte Gabrielen, sie stand da so blaß und bewegt, daß sie einer Ohnmacht nahe war.

Alle verließen das Haus und stiegen in die Wagen.

Gabriele drückte sich stumm in den Hintergrund des Wagens und die, welche mit ihr fuhren, achteten ihr Schweigen in einem so feierlichen Augenblicke. Als sie bei der Mairie abstiegen, zitterte die Arme sichtbar und schwankte über die Stufen hinauf. Im Salon ließ sie sich neben Theobald hinführen und stand mit ihm unbeweglich vor dem Maire, welcher die Verlobung mit der gesetzlichen Formel begann: „Ihr wollt euch verbinden im Namen des Gesetzes?“

Der glänzende Kreis der Freunde umgab das Paar, ringsum herrschte Stille, nur die Marquise weinte und drückte dem Chevalier die Hand. Die Spanierin fixirte Theobald.

Der Maire fragte: „Herr Theobald de Montmaur ist es Ihr Wille, Mademoiselle Gabriele de Pons zur Gattin zu nehmen?“

„Ja,“ antwortete Theobald mit fester Stimme.

„Und Sie, Mademoiselle Gabriele de Pons, empfangen Sie Herrn Theobald de Montmaur als Ihren Gatten?“

„Nein,“ erwiederte Sie mit versagender Stimme und sank ohnmächtig zu Boden.

Ein allgemeiner Schrei des Entsetzens erscholl. Die Marquise stürzte auf Gabrielen hin und rief: „Sie ist wahnsinnig, mein Gott, habe Mitleid mit ihr.“

Theobald blickte starr vor sich hin und seine Züge verzerrten sich. Er faßte die Hand seiner Verlobten, preßte sie in die seinige und sprach zur Marquise: „Beruhigen Sie sich, es war nur eine Folge zu heftiger Aufregung, es wird sich geben hoff ich zu Gott.“

Man reichte Gabrielen Geister, man spritzte ihr kaltes Wasser ins Gesicht, endlich öffnete sie die Augen. Ihr Blick heftete sich auf Theobald, der über ihre Hände gebeugt einen Kuß auf dieselben drückte; sie versuchte zu sprechen, aber die Stimme versagte ihr und neuerdings fiel sie in fürchterlichen Konvulsionen stöhnend zurück.

Alle Zeugen dieser unerhörten Scene befanden sich in der größten Bestürzung. Madame de las Vermejas hielt sich in der Ferne. Man trug Gabrielen fort und die Marquise stieg zu ihr in den Wagen; der Chevalier führte Theobald fort, welcher ganz vernichtet war.

„Theobald, sprach er mit Thränen im Auge, die er nicht verbergen konnte, Theobald, ich beschwöre dich bei Allem was dir heilig ist, sei aufrichtig gegen mich, was hast du dem armen Kind gesagt?“

„Nichts,“ antwortete er weinend, „ich schwöre es Ihnen bei meiner Ehre.“

„Dann,“ rief der Chevalier, „war es die Spanierin.“

Theobald verneinte heftig.

„Dann ist das arme Kind wahnsinnig und alles ist abgebrochen.“

„Nein,“ antwortete Theobald, „ein Anderer als ich würde das was vorgefallen ist für eine Beschimpfung ansehen, ich aber halte es nur für ein Unglück und nichts ist abgebrochen.“

Als sie nach Hause kamen, fanden sie Gabrielen zu Bette. Einige Freunde saßen noch bestürzt im Salon. Madame de las Bermejas war nach Paris zurückgekehrt mit dem Versprechen, sogleich einen Arzt zu senden.

Die Konvulsionen waren zwar verschwunden, allein stumm, schwach und fast bewegungslos lag Gabriele da. Die Marquise ließ sich ein Bett neben dem ihrigen bereiten und wachte mit dem Chevalier die ganze Nacht. Theobald kam von Stunde zu Stunde sich um ihr Befinden zu erkundigen.

Am andern Morgen waren alle etwas beruhigter. Gabriele schlief immer fort, ihr Gesicht war leichenblaß, aber ohne merklichen Zeichen von Schmerz.

Man erwartete ihr Erwachen.

Theobald war gezwungen, seiner Erbschaft wegen nach Paris zurückzukehren, der Chevalier versprach ihm zweimal des Tages zu schreiben.

Gegen Mittag kam der Arzt der Marquise von Paris. Er untersuchte die Kranke aufmerksam, blieb über eine Stunde beobachtend an ihrem Bette, aber der Schlaf dauerte ununterbrochen fort, dann führte er den Chevalier in ein andres Gemach und empfahl ihm, die Marquise sobald als möglich von hier weg nach Paris zu bringen.

„Wie," rief der Chevalier in Thränen ausbrechend, „unsere arme Gabriele —"

„Ist sehr übel, ich halte es für eine Entzündung der Gehirnnerven. Ich werde zwar das Mögliche versuchen, aber ich gestehe Ihnen, daß ich wenig Hoffnung habe."

„Ich bleibe hier, aber die Frau Marquise muß fort, sie würde diesen Schlag nicht überleben."

Der Arzt ging wieder zu Gabrielen, die Marquise

war selbst von einer Ohnmacht befallen worden und mußte zu Bette gebracht werden, dem Chevalier meldete man, daß ein Bedienter der Madame de las Bermejas gekommen sei, sich um Gabrielen's Befinden zu erkundigen.

Vier angstvolle Tage folgten hierauf; Gabriele kam nicht zur Besinnung, sie erwachte nicht aus diesem fürchterlichen Schlafe, der schon jetzt dem Tode glich. Ihre geschlossenen Augen hatten keine Thränen, ihr Körper war unbeweglich und unempfindlich. Der Chevalier verließ sie keinen Augenblick, spähend nach einem Worte, nach einer Bewegung. Manchmal schien ihm, als ob ihre Lippen sich bewegten und sie einige Worte zu stammeln sich bemühen wollte, dann beugte er sich über sie, rief ihren Namen, erhielt aber keine Antwort.

In der letzten Nacht sprach der Chevalier zum Arzte: „Doktor! so können sie denn dieses geliebte junge Leben nicht retten?“ — „Nein,“ antwortete der Arzt, „es ist leider schon gebrochen.“

„Sie antwortet uns zwar nicht,“ versetzte der Chevalier, „aber sie hört uns vielleicht.“

„Möglich!“ flüsterte der Arzt. Da ergriff der Chevalier ein Licht und trat zum Bette der Kranken. Sie lag da unbeweglich, ihre weißen Hände gekreuzt über der Brust, ihren Kopf zwischen den dichten Haaren in das Polster gedrückt, ihre Augen waren halb offen ihre Wangen und Lippen von einer fahlen Farbe. „Gabriele!“ rief der Chevalier, „Theobald ist hier, er will dich sehen.“

Bei diesem Namen öffnete sie zwar die Augen nicht, bewegte sich auch nicht, aber eine schwache Röthe stieg in ihre Wangen.

„Gabriele! mein liebes Kind,“ rief der Chevalier, „hörst du mich nicht?“

Gabriele erhob sich plötzlich, legte ihre beiden Hände an ihre Stirne, und mit einem herzzerreißendem Schrei stammelte sie die Worte hervor: „Ich bin ein Wahnsiniger, ich liebe dich, himmlisches Weib! dich!“

Da erinnerte sich der Chevalier, daß das unglückliche Mädchen in der Kammer an der Thür gestanden, als Theobald diese Worte zur Spanierin gesprochen hatte. Er fing an zu zittern. Noch einmal wiederholte Gabriele diese Worte, indem sie mit den Händen in ihren Haaren wühlte. Dann sank sie zurück, ihre Augen schlossen sich, sie war nicht mehr.

Die Marquise überlebte ihre geliebte Nichte nur zehn Tage, dann ging auch sie hinüber, nur der alte Chevalier blieb allein zurück, er verschloß die letzten Worte Gabrielens fest in seinem Busen und theilte sie nicht einmal Theobald mit, da er diesem mit väterlicher Zärtlichkeit zugethan war und ihm Gewissensbisse ersparen wollte.

Er verließ bald den Ort, wo ihn so schmerzhafte Erinnerungen quälten und ging nach Italien. Theobald schrieb ihm oft und fast in jedem Briefe schrieb er von einer Reise, die er vorzunehmen Willens sey.

Als der Chevalier wieder nach Paris zurückgekehrt war, hörte er zum ersten Male wieder Madame de las Bermejas nennen und vernahm, daß sie den Grafen Anatole de Saint Servien geheirathet habe.

Am andern Morgen suchte er Theobald auf, er erkannte ihn kaum mehr, so sehr war er gealtert. Beide sprachen oft mit einander. „Ich bin ein elender Schwächling,“ sagte Theobald, „denn ich liebe dieses Weib noch immer.“

„Ist es möglich?“ sagte der Chevalier, „nach alle dem was sie uns Übles gethan.“

Thränen traten in Theobald's Augen. „Das ist ein Herz von Eisen,“ sagte er. „O! wenn Sie Alles wüßten, mein väterlicher Freund, sie ließ mich alles hoffen, ich betete sie an, ich war ihr Sklave. Eines Tages kündete sie mir kalt ihre Vermählung mit Anatole an, da benahm ich mich meiner unwürdig, ich weinte zu ihren Füßen, ich flehte um ihre Liebe, die mein Alles, mein Leben war, und um ihre Hand, die sie ja doch nur mit ihrem Herzen verschenken wollte; ich erinnerte sie an die Äußerung, welche ich einst aus ihrem Munde hörte, daß eine Vernunftheirath eine hassenswerthe Thorheit sei, und daß man nur aus Liebe heirathen soll. „Oder aus Ehrgeiz,“ antwortete sie mir, und dieß waren ihre letzten Worte, ich habe sie seitdem nicht mehr gesehen.“

„Das ist ein Übel, welches die Zeit heilen wird,“ erwiederte der Chevalier.

„O nein,“ versetzte Theobald. „Glauben Sie, daß ich nichts gethan habe, um diese unwürdige Leidenschaft aus meinem Herzen zu reißen? Mein Verstand und mein Wille waren zu schwach dazu, und ich hänge an dieser kalten Seele, an dieser höllischen Schönheit. Nur einen einzigen Tag diese besitzen, sie beherrschen, sie vor mir zittern sehen und ich würde für diese eine Stunde gerne das Leben geben.“

„Du mußt reisen, Theobald! O Gabriele ist an dir fürchterlich gerächt.“

Am andern Morgen hatte Theobald Paris verlassen.

Windig und Kreuzweise.

Humoristische Erzählung.

Brigitte Fe'ls zählte fünf und zwanzig Jahre, und war noch unverheirathet. Ohne eben jene glänzende Schönheit zu besitzen, welche auf einem Balle oder in einem Concerte alle Lorgnetten auf sich zieht, war Brigitte doch sehr anmuthig, ein geistreiches Gesicht nahm gleich im ersten Augenblicke für sie ein, und zwei Kohlenaugen gaben dem, was sie sprach, so viel Ausdruck, daß sie noch mehr gefiel, wenn sie sprach, während es sehr viele schöne Frauenzimmer auf der Welt gibt, die nur schön sind, wenn sie schweigen.

Brigitte hatte eine vortreffliche Erziehung genossen. Sie war die Tochter eines talentvollen Advokaten, der aber bei seinem Tode nur ein sehr mäßiges Vermögen hinterließ, weil er nie gegen sein Gewissen sprechen wollte, und die schlechten Rechtshändel immer besser honorirt werden, als die guten. Brigitten's Mutter konnte daher auch mit ihrer Tochter nur ganz zurückgezogen leben. Brigitte hatte übrigens mit guten Fortschritten Musik und Malerei gelernt, auch die Poesie war ihr nicht ganz fremd, sie liebte sehr die Lektüre, und wußte mehre klassische Dichter sogar auswendig, sie machte wohl auch selbst Verse, aber

nur in geheim, und zeigte sie auch nur ihren intimsten Freunden unter dem Versprechen, nichts davon weiter zu sagen, und diese intimen Freunde unterließen es nicht, allen ihren Freunden dies unter derselben Empfehlung wieder mitzutheilen. Es geschieht gewöhnlich, daß Geheimnisse so bewahrt werden.

Brigitte war auf diese Art ein sogenannter weiblicher schöner Geist geworden, das heißt, eine Frau, welche in ihren Worten und Manieren mehr Freimüthigkeit, mehr Läßigkeit hat, als andere Frauen, eine Frau, welche von Vorurtheilen frei ist, welche sich den Gesetzen der Etikette nicht fügt, kurz ein Original. So stellt man sich wenigstens eine Frau von schönem Geiste vor, wenn auch gleich deren viele dem Bilde nicht gleichen, welches ich so eben entworfen habe.

Mit neunzehn Jahren hatte Brigitte ihre Mutter verloren, und lebte bei einer alten Tante, der einzigen Verwandten, welche ihr noch übrig blieb. Die Tante genoß 2000 Gulden jährlicher Renten, und war sehr taub. Brigitte war die einzige Erbin dieser Tante, und besaß auch jetzt selbst schon ein jährliches Einkommen von 1000 Gulden, sie war daher eine sehr annehmbare Partie für viele Männer. Ein hübsches, geistreiches Mädchen, mit einem einstigen Einkommen von jährlich 3000 Gulden C. M., durfte wohl nicht fürchten, als alte Jungfer den Stephansthurm reiben zu dürfen, wie unsere alten Weiber sich spottweise ausdrücken.

Warum hatte also Brigitte Fels mit 25 Jahren noch keinen Mann gefunden? — Gefunden? — wahrscheinlich hatte sie viele gefunden, finden doch die Häßlichen und

Dummen Männer, wenn sie Geld haben; sie hatte sie also vermuthlich nicht angenommen, sie hatte vielleicht gewünscht, in ihrem künftigen Gatten denselben Geist und alle liebenswürdigen Eigenschaften zu finden, welche sie selbst besaß. Doch nein! geistreiche und liebenswürdige Mädchen sind gewöhnlich nicht so schwer zu befriedigen, duldsam für Fehler, schonend für Schwächen, wissen sie wohl, daß unter der Sonne nichts vollkommen sei, daß man die Männer nehmen müsse, wie sie sind, die Dinge so, wie sie sich zeigen, die Liebhaber so, wie sie versprechen, und die Ehemänner so, wie sie seyn werden.

Warum war also Brigitte noch Jungfrau? Man machte hierüber verschiedene Bemerkungen, und der, welcher am meisten hierüber wispelte und zischelte, war ein gewisser Herr Mollner, ein Mann von 55 Jahren, einst Rechnungsrath in einer Buchhaltung, jetzt von seiner Pension lebend, Witwer von drei Frauen, und nur damit beschäftigt, Alles zu erfahren, was bei seinen Nachbarn vorging.

Mollner besaß nichts, um zu gefallen; denn mit zwei kleinen runden Augen, welche aus dem Gesichte herausspringen zu wollen schienen, mit einer aufgestulpten Stumpfnase, einem Froschmaule und einem Körper, der mehr in die Breite als in die Länge geht, kann man nicht hübsch seyn, selbst nicht mit zwanzig Jahren, besonders wenn noch zu allem Diesen eine Art Arroganz sich gesellt. Mollner war also nie hübsch gewesen, und war in seinem Alter ganz häßlich geworden, und doch hatte Mollner drei Frauen gefunden, und zwar drei recht artige Frauen.

Man sagt, die Liebe sei blind, aber die Ehe ist es noch bei weitem mehr. Die erste Frau Mollner's war noch ein Kind, welches eben aus der Erziehungsanstalt trat. Sie träumte von Vergnügungen aller Art im Ehestande, allein der eifersüchtige Herr Gemahl schloß sie ein, sie starb aus Langeweile und Ärger nach zwei Jahren. Madame Mollner Nr. 2, war ein lebhaftes Kammerkätzchen, welche nur heirathete, um Madame genannt zu werden; der eifersüchtige Eheherr wollte auch sie wieder einschließen, allein sie spielte ihm arge Scenen, und brach ihm sogar ein Paar Teller am Kopfe entzwei. Sie brauchte Repressalien und sperrte den Mann ein, wenn sie auf einen Ball gehen wollte, brachte ganze Nächte außer dem Hause zu, und ließ Herrn Mollner die übrigen Nächte nicht schlafen, wenn er ihr Vorwürfe machte. Nach einer Galoppe bekam sie nach drei Jahren plötzlich einen Blutsturz, und ging hinüber.

Madame Mollner Nr. 3 war eine romantische Hausbesitzerin, empfindsam, leicht erregbar, hatte sie viele Liebschaften gehabt; Mollner, fürchtend, sie möchte auch in der Ehe noch welche haben, wollte auch sie wieder unter der Sperre halten. Aber eines Morgens entfloh sie mit einem jungen langlockigen Maler, und einige Jahre nachher erhielt Mollner ihr Todeszeugniß.

Drei nicht glückliche Ehen hätten doch, sollte man denken, dem Herrn den Ehestand verleiden sollen, und dennoch warf jetzt der noch älter und häßlicher gewordene Mollner verliebte Blicke auf Brigitten.

Bei ihrer Tante freundlich aufgenommen, weil er alle Tage mit ihr eine Partie Crabuche spielte, sah Mollner

dort Brigitten. Er erfuhr, daß sie frei sei, und schon mehre Partien ausgeschlagen habe; sie gefiel ihm, und er sprach zu sich selbst: „Wir wollen's mal versuchen, ob wir aus ihr nicht Nr. 4 machen können. Brigitte bemerkte weder seine verliebten Blicke, noch seine Seufzer, sie konnte sich gar nicht denken, daß dies ein Bewerber um ihre Hand seyn könne. Mollner mußte sich also entschließen, deutlich zu reden, und er trug seine Bewerbung klar vor. Brigitte brach in ein lautes Gelächter aus, daß selbst die taube Tante etwas davon hörte, und um die Ursache desselben fragte. —

„Ah! es ist nichts," erwiederte Brigitte immer fortlachend, „Herr Mollner deklamirt eine Liebhaberscene, und macht dabei solche Grimassen, daß ich nicht mehr erstaunt bin, daß seine drei Frauen vor lauter Lachen gestorben sind, wenn er's bei ihnen eben so gemacht hat."

Mollner, als er sah, wie seine Bewerbung aufgenommen wurde, war so klug gute Miene zum bösen Spiele zu machen, und drehte die ganze Sache selbst zum Scherze, aber im Innersten, war er darüber nicht wenig ärgerlich, und der Wunsch, sich zu rächen, wurde in ihm rege; denn die Eigenliebe eines Dummkopfes ist eine fürchterliche Sache, er verzeiht nie was ein Mann von Geist leicht vergißt. Mollner setzte übrigens seine Besuche bei der Tante fort, er horchte, forschte und bemerkte. Eines Abends, als die Tante im Cabruche-Spiele sehr glücklich, und daher in der besten Laune war, brachte er das Gespräch auf ihre Nichte, und erfuhr von der Tante, daß Brigitte drei Mal auf dem Punkte gestanden sei, sich zu verheirathen.

„Drei Mal?“ rief Mollner, erfreut über diese Entdeckung, „und welche waren denn die Gründe, warum keine Verbindung zu Stande kam?“

„He?“ fragte die Alte, indem sie ihr Ohr gegen Mollner wandte, und dieser wiederholte seine Frage mit noch lauterer Stimme.

„Die Gründe?“ — versetzte die Tante, „ich weiß sie nicht, unsere jungen Mädchen sind nun schon so, was ihnen heute gefällt, gefällt ihnen morgen nicht mehr.“

„Die Bewerber gefielen ihr also nicht?“

„Ei nicht doch, sie gefielen ihr wohl; der Erste war gar ein hübscher Junge, der Contrakt sollte schon unterzeichnet werden, als meiner Nichte plötzlich nicht wohl wurde, und dann wollte sie nichts mehr davon wissen. Der zweite war ein Militärsmann, sehr schön gebaut, aber beim Verlobungsmale wurde Brigitte wieder unwohl, und alles war zu Ende. Der Dritte endlich war ein Schriftsteller, sehr geistreich, sehr liebenswürdig, und ein Männchen, wie gedrechselt, aber eines Abends fiel meine Nichte im Gespräch mit ihm, ohnmächtig zu Boden, und auch diese Vereinigung ward, wie die übrigen, unterbrochen.“

„Das ist sehr sonderbar,“ erwiederte Mollner, „aber warum wurde sie denn unwohl? Es mußte doch eine Ursache zum Grunde liegen, man wird nicht ohnmächtig wegen nichts und wieder nichts. Hat sie Ihnen die Ursache nicht entdeckt?“

„He?“

Ungeduldig schrie Mollner aus vollem Halse zum zweiten Male seine Frage.

„Meine Nichte hat mir nichts gesagt, als: Ich will diesen Herrn nicht heirathen, er gefällt mir nicht mehr. Da ich nun nicht gewohnt bin, sie zu etwas zu zwingen, so drang ich nicht weiter in sie, und wenn sie es vorzieht, unvermählt zu bleiben, so sehe ich nicht ein, warum man sie daran hindern soll."

Mollner entfernte sich, aber das, was er gehört hatte, gab ihm Stoff zum Nachdenken, und er brachte endlich folgende Schlußfolge heraus: Entweder besitzt Brigitte einen geheimen Fehler, den sie ihrem Bräutigam nicht zu entdecken wagt, oder sie hat eine Schwäche, die sie nicht gekannt wissen will, oder sie hat eine unüberwindliche Abneigung vor der Ehe, oder es ist etwas Anderes — Aber Etwas ist's gewiß.

Seit Mollner die Geschichte von Brigitten's Unwohlsein und dem stets darauf erfolgten Bruch der Verbindungen wußte, wandte er ganz neue Kunstgriffe an, um davon mehr zu erfahren. Er wußte, wenn er bei Brigitten war, immer verschiedene Geschichten und Abenteuer zu erzählen, welche darauf in einiger Beziehung standen, und beobachtete dabei Brigitten aufmerksam, ob sie sich nicht verrathen würde. Aber Brigitte hörte alle diese Erzählungen gleichgiltig an, sie schenkte ihnen oft nicht einmal Aufmerksamkeit, und Mollner ärgerte sich darob so sehr, daß seine rothe Nase noch um ein Erkleckliches röther wurde.

Bald nachher wurde eine junge Frau Brigitten's Nachbarin, welche mit ihr bald näher bekannt wurde, und ihr unablässig die Freuden der Ehe pries.

„Warum heirathen Sie denn nicht?“ fragte eines Tages Frau von Pfahl, Brigitten.

„Ich weiß es selbst nicht,“ antwortete diese lächelnd.

„Wenn das Fräulein nicht schon die glückliche Gattin eines beneidenswerthen Sterblichen ist,“ sagte Mollner, der eben gegenwärtig war, „so geschah es nur darum nicht, weil sie selbst nicht wollte; denn drei Mal stand sie schon auf dem Punkte, sich zu vermählen.“

„Wer hat Ihnen das gesagt?“

„Ihre Tante, mein Fräulein, welche mich versicherte, es habe Sie drei Mal ein Unwohlsein befallen, welches —“

„Genug! — meine Tante ist sehr geschwätzig, und Sie sehr unbescheiden.“

„Mein Fräulein, ich —“

„Wenn ich mich nicht verheirathete, so stand mir wahrscheinlich die Partie nicht an.“

„Das denke ich auch, aber wenn man keine Ursache weiß.“ —

„Ich bin Ihnen keine anzugeben schuldig.“

Mollner schwieg, aber er machte eine so erbarmungswürdige Figur, daß Brigitte im nächsten Augenblicke in ein lautes Gelächter ausbrach, und sagte: „Lieber Herr Mollner, ich glaube, wenn Sie schon früher in unser Haus gekommen wären, so würde es gar Keiner gewagt haben, mir den Hof zu machen; denn Sie sehn gerade so aus, wie die Männchen, die man in den Garten stellt, um die Vögel zu verscheuchen.“

„Ihnen würde eine solche Vogelscheuche sehr nothwen=

dig seyn," erwiederte Mollner, "um allen Ohnmachten vorzubeugen."

Brigitte biß sich aus Ärger in die Lippen, und Mollner entfernte sich erfreut darüber, daß er ihr etwas Bissiges gesagt habe.

Die Nachbarin kam übrigens bald wieder auf ihr Lieblingsthema zurück. "Liebe Brigitte," sagte sie, "ich kenne einen jungen Mann, einen Freund des meinigen, der ganz für Sie paßte. Er ist 34 Jahre alt, sehr hübsch gewachsen, kurz, was man sagt, ein schöner Mann, auch besitzt er Vermögen, und ist dabei sehr gebildet und liebenswürdig, erlauben Sie mir, Ihnen den Mann vorzustellen?"

"Mit Vergnügen, wenn er mir auch als Ehemann nicht gefallen sollte, so wird mir seine Bekanntschaft immer angenehm seyn."

Schon nach einigen Tagen präsentirte Frau von Pfahl Herrn Stilling, und Brigitte gestand, daß die Beschreibung ihrer Freundin nicht zu viel sagte. Er besaß alle Eigenschaften, welche auf der Stelle zu Gunsten eines jungen Mannes einnehmen, und die Zurückhaltung verscheuchen, welche gewöhnlich bei einer neuen Bekanntschaft eintritt.

Brigitte fand Stilling liebenswürdig und verhehlte es Frau von Pfahl nicht. Diese holte von ihrer Seite Stilling aus, und hörte mit Vergnügen, daß auch ihm Brigitte sehr gefalle.

Was die alte Tante betrifft, so wurde diese so taub, daß mit ihr kaum mehr zu sprechen war. Da sie nun zur Conversation sich nicht mehr tauglich fühlte, so wollte sie den ganzen Tag Crabuche oder Piquet spielen, und aus die-

ser Ursache duldete man auch Mollner fortwährend im Hause, der die Partie mit der Tante hauptsächlich darum fortsetzte, um auszuspioniren, was die Nichte mache.

Die Besuche eines neuen Individuums schien Mollnern übrigens gar nicht zu behagen. Stilling mißfiel ihm gleich beim ersten Anblick. Der junge Mann war hübsch und liebenswürdig, und das sind immer Fehler in den Augen häßlicher und dummer Menschen. Fräulein Fels schien überdies mit Vergnügen Stilling zu sehen und zu hören, und das vermehrte noch Mollner's Abneigung; wenn man in ein Mädchen verliebt war, und auch gar keine Hoffnung hat, ihre Zuneigung zu gewinnen, so sieht man doch nie ohne Eifersucht daß ein Anderer glücklicher sei.

Stilling kam immer öfter, Brigitte wurde immer freundlicher gegen ihn, bald war nicht mehr zu zweifeln, die beiden jungen Leute verstehen sich. — „Das wird sich machen,“ sagte Frau von Pfahl lächelnd eines Tages.

„Machen?“ antwortete Mollner, den Kopf schüttelnd, „o es ist noch nicht gemacht! — Es war schon Mehres im Machen, und Fräulein Brigitte ließ es nicht zu Ende kommen.“

„Hm! — damals war es gegen ihren Willen, aber jetzt — Stilling gefällt ihr sehr.“

„Die andern Bewerber haben ihr auch gefallen, und mit einem Male war's aus.“

„Sie wird vermuthlich Fehler an ihnen entdeckt haben.“

„Eines Fehlers wegen, gibt man eine Heirath nicht gleich auf, man spricht, man erklärt sich.“

„Und was schließen Sie aus Ihren Bemerkungen, Herr Mollner?“

„Ich schließe, daß hier ein Geheimniß obwaltet, welches Brigitte vor der ganzen Welt, selbst vor ihrer Tante sorgfältig verbirgt, daß im Augenblicke, als sie dem Gatten ihre Hand reichen soll, dieses geheime Etwas sie so mächtig ergreift, daß sie besinnungslos zu Boden fällt, und daß sie dann lieber die ganze Verbindung abbricht, als daß sie die Ursache Jemanden entdeckte.“

„Sie sind nicht recht gescheidt, Herr Mollner.“

„Nur Geduld, gnädige Frau, lassen Sie es nur bis zur Verlobung kommen, paff! wird eine Ohnmacht da seyn.“

Indessen gingen die Sachen vorwärts. Stilling hatte bei der Tante seine Werbung gemacht, welche ihm Anfangs eine glückliche Reise wünschte, weil sie anstatt Eheband — er gehe auf's Land verstand, dann aber, als er seine ganze Lungenkraft zu Hilfe nahm, ihre Einwilligung gab, mit der einzigen Bedingung, daß ihr künftiger Neffe wenigstens ein Mal in der Woche eine Partie Crabuche mit ihr spiele.

Schon war man über die Vermögensverhältnisse in's Reine gekommen, hatte Plane für die Zukunft gemacht, endlich wurde der Tag zur Unterzeichnung des Contraktes festgesetzt. Mollner scherwenzelte immer herum, und seine forschenden Blicke ruhten auf Brigitten, er hoffte alle Augenblicke auf eine Ohnmacht, aber Brigitte befand sich sehr wohl, und war fröhlicher als jemals.

Am Tage der Contraktsunterzeichnung war Mollner der Erste zugegen. Er trug ein Fläschchen mit Essig, Melissengeist und Köllnerwasser in seiner Tasche. Er schnüffelte immer um die Braut herum, und bei der geringsten Bewe-

gung, welche sie machte, wenn sie z. B. sich setzte, oder ihr Sacktuch nahm, trat er zu ihr, und sprach: „Es scheint, Sie fühlen sich nicht wohl, und wünschen in die freie Luft?“ Allein Brigitte dankte für Mollners ungegründete Besorgnisse, der Contrakt wurde unterfertigt, und Brigitte hatte nicht ein Mal die Farbe verändert. Mollner stand wie versteinert da, und fing an zu glauben, die Tante habe ihn zum Besten gehabt, der alte verliebte Geck kam wüthend nach Hause, er schmeichelte sich, daß, wenn Brigitte nicht die Seinige werde, sie auch keinem Andern ihre Hand reichen werde, und nun sollte sie doch Frau von Stilling werden. Allein noch war die eigentliche Vermählung nicht vorüber, Mollner nährte noch Hoffnung, er setzte sich zu seinem Schreibtische, und schrieb folgende Zeilen an Stilling, indem er seine Handschrift zu verstellen suchte:

„Zerreißen Sie das Band, welches Sie mit Fräulein Brigitten Fels zu knüpfen im Begriffe stehen. Dieses Mädchen verbirgt ein Geheimniß vor Ihnen, welches das Unglück Ihres ganzen Lebens machen würde. Schon drei Mal stand sie auf dem Punkt sich zu vermählen, und drei Mal haben Gewissensbisse sie ohnmächtig zur Erde geworfen. Erwarten Sie nicht, daß dieses auch bei Ihnen geschehe, und brechen Sie schnelle ab.

Jemand, dem Ihr Glück am Herzen liegt.“

Als dies Billet auf die Post gegeben war, dachte Mollner, wenn er etwas Ungünstiges über Stilling erfahren könnte, dies vielleicht auch bei Brigitten gute Wirkung hervor bringen würde, er machte sich also, da er Stilling's Wohnung wußte, schnurstraks auf den Weg dahin.

In der Wallstraße, wo Stilling wohnt, wandte sich Mollner an den Hausmeister, ihm ein Silberstück in die Hand drückend, mit der Frage: „Wohnt hier Herr von Stilling?“

„Ja, auf der hintern Stiege im zweiten Stocke.“

„Sehr verbunden“! Mollner verbeugte sich, und machte Miene sich zu entfernen, kehrte aber gleich wieder um, und sprach: „Herr Stilling macht Geschäfte, nicht wahr?“

„So viel ich weiß, ja.“

„Verzeihen Sie, wenn ich mit Fragen beschwerlich falle, aber es handelt sich um ein sehr wichtiges Geschäft, welches man Herrn Stilling anvertrauen will, und da bin ich ersucht worden, früher Erkundigungen einzuziehen.“

Der Hausmeister setzte sich auf die Ofenbank, und nahm die „zwölf schlafenden Jungfrauen“ in die Hand, um darin weiter zu lesen, allein Mollner trat ihm in sein kleines Zimmerchen nach, und fuhr fort:

„Ist es schon lange, daß Herr von Stilling in diesem Hause eine Wohnung inne hat?“

„Eine Wohnung, er hat schon die dritte.“

„Wie, drei Wohnungen? hat er so viele Moeubels?“

„Der Herr versteht mich nicht, Herr von Stilling bewohnt, seitdem er in unserm Hause ist, schon das dritte Loschement. Anfangs wohnte er im vierten Stocke, dann im dritten, und jetzt im zweiten.“

„Das ist sonderbar. Also immer herab gestiegen?“

„Ja, aber wenn man in einem Hause herab steigt, so steigt der Zins hinauf.“

„Und in welcher Zeit hat er seine Wohnung verändert?“

„Hm! es ist noch nicht acht Monate.“

„Und warum, haben Sie gar nichts bemerkt, lieber Herr?“

„Ich bin kein Aufpasser, was geht das mich an? Da haben Sie eine Karte von ihm, er hat mir mehre gegeben, um sie den Leuten einzuhändigen, welche ihn nicht treffen, und jetzt lassen Sie mich in Ruh, ich muß sehen, was meine zwölf Jungfern machen!“ und mit diesen Worten gab der Hausmeister Mollnern die Karte, und schlug ihm die Thüre vor der Nase zu.

„Impertinenter Kerl!“ dachte Mollner, und besah die Karte, worauf er die Worte fand: „August Stilling beeideter Geschäfts-Agent, früher wohnhaft in der Sackgasse Nr. 442.“ Das ist ja Alles, was ich brauche, rief er freudig aus, und eilte sogleich nach der Sackgasse. Dort fand er eine noch junge Hausmeisterin, zwei kleine Jungen spielten vor der Thüre, ein Kind schlief in der Wiege, und ein viertes trug die Mutter auf dem Arme.

Mollner grüßte die Hausmeisterin, die Kinder, auch selbst jenes, welches schlief, und sah im ganzen Zimmer herum, ob nicht noch etwas da sey, was er grüßen könne, indessen schloß die Hausmeisterin, welche an solche Artigkeit nicht gewohnt war, geschwind ihre Uhr ein, und steckte ihren Kastenschlüssel zu sich.

„Herr Stilling,“ fragte Mollner.

„Wohnt nicht mehr hier, er ist ausgezogen.“

„Das weiß ich, liebe Frau, ich weiß auch, wo er gegenwärtig wohnt.“

„Warum kommen Sie denn hieher?“ Und mit diesen

Worten schritt die Hausmeisterin so nahe auf Mollner zu, daß sie ihm fast auf die Füße trat, und ihn bei der Thür hinaus drängte. Hier setzte er sich aber fest, zog ein Stück Zucker aus der Tasche, und reichte es dem Kinde, das die Hausmeisterin auf dem Arme trug, indem er schmunzelnd sprach:

„Ein gar liebes Kind, der Mutter wie aus dem Gesichte geschnitten, magst Du ein Zuckerchen, Kleine? Der Zucker besänftige die Mutter, sie dankte dafür, und Mollner begann: „Liebe Frau! ich bin hieher gekommen, um einige Erkundigungen über Herrn Stilling einzuziehen. In der Wallstraße, wo er jetzt wohnt, kennt man ihn noch nicht recht, und ich hoffte hier glücklicher zu seyn. Herr Stilling steht auf dem Punkte ein Mädchen zu heirathen, das zu meiner Familie gehört, und Sie sehen wohl ein, liebe Frau, man kann nicht vorsichtig genug seyn.“

„Ah! das ist freilich etwas anderes. — Verzeihen Sie, wenn ich Ihnen etwas barsch begegnete. Sehen Sie, es gibt jetzt so viele Spitzbuben, die sich unter allerlei Vorwänden in die Häuser schleichen.“

„Freilich, freilich!“

„Erst vorgestern ist in unserer Gasse Nr. 440 ein Hund gestohlen worden.“

„Abscheulich!“

„Ein prächtiger Hund, um den seine Frau noch immer weint, voll Geschicklichkeit, schwarz, mit weißem Schwanz.“

„Schade. — Nun Herr Stilling.“

„Die Frau hat so viel für ihn verwendet und ihn bei einem Hundedoktor heilen lassen.“

„Sie wollten die Güte haben, mir über Herrn Stilling“ —

„Er apportirte Alles, stellte eine faule Magd vor, und rauchte sogar eine Cigarre.“

„Das ist erstaunenswerth — aber Herr Stilling“ —

„Das arme Thier, wir haben es anschlagen und austrommeln lassen, allein vergebens! — Ja so, ich soll Ihnen etwas von Herrn Stilling sagen, nun, ich weiß nicht viel, er wohnte nicht lange hier, drei Monate im vierten, und dann drei Monate im ersten Stock.“

„So? Er hatte also zwei Wohnungen?“

„Ja. — Nun sonst ging er aus und ein wie ein Anderer, aber Sperrgroschen hab' ich wenige von ihm gesehen. Wenn Sie mehr von ihm wissen wollen, so bemühen Sie sich in die Bohnenstraße Nr. 813, wo er früher wohnte.“

Mollner dankte und ging, indem er zu sich selbst sprach, da steckt auch Etwas dahinter; immer ausziehen, immer von oben herab steigen; das ist nicht natürlich. Ich muß erfahren, warum der Mensch nicht ruhig in einem Quartier bleiben kann, und koste es, was es wolle.

In der Bohnenstraße fand Mollner einen Hausmeister, der eben den Hof kehrte und dabei sang: „An allen meinen Schmerzen, ist nur die Liebe Schuld.“

„Entschuldigen Sie,“ redete ihn Mollner an, „in diesem Hause hat ja Herr Stilling gewohnt?“

Aber der Hausmeister stimmte statt einer Antwort ein anderes Lied an:

Draußen auf der Wiese sitzen zwei Hasen,
Der Eine schlägt Zither, der Andere thut blasen.

Zum Glück ging eine Köchin durch den Hof, welche Mollner's Frage vernahm, — hinzutrat und sagte: „Sie fragen um Herrn Stilling, Geschäftsführer, ein junger hübscher Mann?“

„Ja, Mademoiselle.“

„O ich erinnere mich recht gut an ihn, er hat ein Blutwärzchen über dem linken Ohr.“

„Dieses Wärzchen hab' ich nie bemerkt.“

„Ja, ja, ganz gewiß, er hat's. — Er war sehr liebenswürdig. — Er wohnte Anfangs im fünften Stocke, eine schöne Wohnung, herrliche Aussicht, blieb aber nur fünf Wochen, dann zog er sich in den dritten Stock herab, wo er länger blieb. Wenn Sie etwas Näheres von ihm wissen wollen, so bemühen Sie sich zu Frau von Mattler hinauf in den zweiten Stock, sie ist schon 15 Jahre im Hause, Herr Stilling wohnte gerade über ihr, und sie hat ihn sehr gut gekannt.“

„Ich danke Ihnen sehr, Mademoiselle. Aber glauben Sie, daß mich Frau von Mattler jetzt empfangen werde.“

„O gewiß, sie geht nie aus, und jetzt hat sie eben wieder ihren Katarrh.“

Mollner stieg in den zweiten Stock hinauf, und wurde von einer Magd zur Frau von Mattler gewiesen, einer großen, magern Frau, die eben einen starken Anfall von Husten hatte, und ihm nur mit der Hand auf einen Stuhl deutete. Mollner wartete bis der Anfall vorüber war, und ersuchte dann um Auskunft für seinen Mann.

„Herr Stilling,“ antwortete die Frau, „wohnte wirklich 3 Jahre lang gerade ober mir. Er scheint ein sehr ran-

girter junger Mann zu seyn, und wir begegneten uns nie auf der Stiege, ohne daß er mich grüßte, und sich um meine Gesundheit erkundigte. — Er kam selten sehr spät nach Hause, und Niemand hat je zweideutige Personen bei ihm aus und eingehen gesehen — übrigens — hier stockte Frau von Mattler."

„Sie wissen noch etwas," rief Mollner, „o ich bitte, entdecken Sie mir Alles."

„Ja, mein Herr, das ist ein gar delicater Punkt, und ich habe nur Muthmaßungen, man weiß nichts Gewisses."

„Gewiß oder nicht, alles ist mir wichtig. Ich beschwöre Sie, verbergen Sie mir nichts, eine ganze Familie wird Ihnen ihr künftiges Glück danken."

„Wohlan! Herr Stilling bezog die Wohnung ober mir, nachdem er früher einige Wochen im fünften Stock gewohnt hatte. Unser Haus ist sehr ruhig, und ich gehe früh zu Bett, aber mein fataler Katarrh weckt mich des Nachts öfters auf. Des Nachts nun, wenn Herr Stilling hätte ruhig schlafen können; denn er hatte keinen Katarrh, hörte ich oft lärmen ober mir, man ging, kam, es polterte durch alle Zimmer durch."

„So? Und war Herr Stilling allein?"

„Ganz allein, der Hausmeister hat mich dessen versichert. Wenn ich dann Herrn Stilling des andern Tages sah, so fragte ich ihn, ob er die verflossene Nacht unwohl gewesen sey, aber er verneinte es immer, doch bemerkte ich, daß meine Frage ihn in Verlegenheit setzte."

„Oh! oh! Das wird sehr interessant, ich bitte forzufahren."

„Eines Nachts — ich mußte mehr husten als gewöhnlich, und es stürmte und regnete gewaltig, hörte ich auch wieder ein solches Getöse bei Herrn Stilling oben, dann hörte ich sogar die Hausthüre knarren. Tausend! dachte ich mir, was soll das bedeuten? Ich stand auf, warf einen Überrock um mich, und ein Tuch um den Kopf, nahm ein Licht und öffnete ganz leise meine Hausthür, um zu sehen was auf der Treppe vorgehe. Was erblickte ich? Stilling stand zwei Schritte vor mir im Negligee, die Haare in Unordnung — mit egarirtem Blick, und so zitternd, daß die Flamme des Lichtes, welches er in der Hand hielt, hin und her flackerte.“

„O Himmel! das ist fürchterlich.“

„Ich habe in meinem ganzen Leben keinen solchen Schrecken ausgestanden.“

„Sie sind gewiß schnell davon gelaufen?“

„Nein, ich trat näher, die Neugierde hielt meinen Muth aufrecht. Bei meinem Anblick änderte Stilling die Farbe. — Ich sprach zu ihm: Um's Himmelswillen, Herr Nachbar, wo wollen Sie denn um Mitternacht hin ohne Stiefel? Er stotterte, ich weiß nicht was, und eilte dann wieder die Stiege hinauf, indem er vier Stufen zusammen nahm. Am andern Morgen vernahm ich, daß er gekündigt habe, und bald darauf verließ er unser Haus.“

„Ach, gnädige Frau, welche außerordentliche Geschichte, wie sehr bin ich Ihnen verbunden, daß Sie mir Alles erzählt haben. Der Mensch muß ein sehr großer Verbrecher seyn; denn nirgend hat er Ruhe.“

„Himmel! ich hatte also einen Verbrecher über mir?“

Mollner dankte noch einmal auf's Verbindlichste, empfiehlt der Hustenden Eibischtaig für ihren Katarrh und eilt, nein fliegt dann zu Brigitten. Fast athemlos stürzt er in den Salon, wo sich Tante und Nichte befinden, wirft sich in einen Lehnstuhl und schreit:

„Ach Fräulein, es ist mir gelungen, Sie aus der größten Gefahr zu retten."

„Mich zu retten?" fragte Brigitte erstaunt aber nicht erschrocken.

„Wer liegt in Ketten?" fragte die alte Tante.

„Der Mann, dem Sie Ihre schöne Hand reichen wollten," platzte Mollner heraus, „der junge, hübsche Mann, dieser Herr Stilling. — Ach wenn Sie wüßten, er ist ein großer Verbrecher."

„Wer stieg auf die Dächer?" fragte die Alte wieder, indem sie ihr Hörnchen ans Ohr setzte um besser zu hören.

„Herr Mollner," erwiederte Brigitte ernst, „bevor man Jemanden anklagt, muß man Beweise haben. Erklären Sie sich deutlicher, was wissen Sie von Stilling?"

„Ich weiß, daß er ein Mensch ist, der immer aus- und einzieht, der von einem Stockwerke des Hauses in das andere zieht, ich weiß, daß er bei der Nacht keine Ruhe hat, und keine Ruhe gibt, daß er in seiner Wohnung wie ein Wahnsinniger herumläuft, daß er endlich von Gewissensbissen gefoltert bei der Nacht im Negligee, im uncivilisirtesten Zustande aus seiner Wohnung geht, sich auf der Treppe wälzt, und ein fürchterliches Geheul ausstößt. Das weiß ich, weiß es ganz gewiß, weiß es von jener Frau, welche unter ihm gewohnt hat."

Brigitte brach in ein lautes Lachen aus, und fragte: „Ist das Alles, was Sie wissen?“

„Ich glaube, das ist genug,“ antwortete Mollner sie starr anglotzend.

„Und ich glaube, daß Sie ein alter Narr sind, und daß Alles, was Sie mir da sagen, nicht des Redens werth war.“

„Wenn Stilling auszieht, so gefällt ihm vermuthlich seine Wohnung nicht, wenn er bei der Nacht herum geht, so hat er vermuthlich keine Lust zu schlafen, wenn er im Negligee auf der Stiege sich befand, so glaubte er gewiß um solche Zeit Niemanden zu treffen, und wenn Sie sich deßwegen so viel Mühe gegeben haben, so hätten Sie's können bleiben lassen.“

„Ja ja, thue man nur Etwas für die Leute, schönen Dank hat man davon,“ murrte Mollner, und setzte dann boshaft dazu: „Mein Fräulein, Sie haben vielleicht Ursache nicht sehr häckelig zu seyn, denn wenn man selbst seinem Verlobten ein Geheimniß verbirgt, so ist das in jedem Falle eine sonderbare Verbindung, aber sie ist noch nicht geschlossen!“ —

Stilling hatte wirklich die Zuschrift Mollner's erhalten, aber da er einem anonymen Schreiben nicht mehr Gewicht beilegte, als es verdient, so übergab er es den Flammen, und ging noch denselben Abend zu seiner Braut, die er täglich mehr liebte. Mollner war ebenfalls gegenwärtig, und machte eben die Spielparthie mit der Tante. Er war nicht wenig erstaunt, Stilling eben so zärtlich und zuvorkommend zu finden als früher, er bog die Karten

zornig in der Hand zusammen, und spielte so elend, daß er schnell die Parthie verlor.

Auf dem Punkte sich zu vermählen, hat man sich immer tausend Dinge zu sagen, und vielleicht ist eben diese Geschwätzigkeit vor der Hochzeit die Ursache, daß man nach derselben oft so einsylbig ist. Stilling unterhielt sich angelegentlich mit Brigitten. Mollner aber stand vom Spiele auf, näherte sich den beiden Verlobten, und sagte sich die Hände reibend:

„Es ist sonderbar, wie viele Heirathen jetzt wieder zurückgehen. Noch diesen Morgen war ich Zeuge eines solchen Falles. Ein junger Mann sollte die Tochter eines Künstlers heirathen, alles war bestimmt, sogar die Einrichtung, die der Vater der Braut geben wollte, und einen Tag vor der Copulation trat der Bräutigam zurück.“

„Und warum?“ fragte Brigitte.

„Weil man ihm eine Einrichtung von Mahagonyholz versprochen hatte, und ihm jetzt nur eine von Nußbaumholz geben wollte.“

Die beiden Brautleute lachten über diese Geschichte, und ihre Sehnsucht verbunden zu werden, wurde noch immer größer. Der zur Copulation bestimmte Tag erschien, Alles war zur Ceremonie vereinigt, und man fuhr in die Kirche. — „Jetzt wird's kommen,“ dachte Mollner, und steckte wieder ein Fläschchen Kölnerwasser zu sich, allein die Ceremonie ging vorüber, und Brigitte blieb ganz wohl. Soupér, Ball, Alles hatte Statt, und die ganze Welt sagte: „Ein herrliches Paar, ganz für einander passend,“ nur Mollner dachte: „Es ist noch nicht aller Tage Abend.“

Die ersten Wochen einer Ehe sind immer honigsüß. Brigitte war liebenswürdig und entfaltete Talent, Stilling besaß Geist, und war fröhlich, beide liebten sich desto mehr, je näher sie sich kennen lernten.

Der einzige kleine Fehler Brigitten's bestand darin, daß sie sich einbildete, keine der Schwächen ihres Geschlechtes zu besitzen. Stilling hingegen besaß eine Portion Eigenliebe, die bis zur Empfindlichkeit ging, er fürchtete nichts mehr auf der Welt als lächerlich zu scheinen. Allein da die Frau keine Ursache fand über den Herrn Gemahl zu lachen, und da der Mann dem Verstande seiner Frau stets Huldigung darbrachte, so lebten sie in der größten Harmonie, und nichts ließ eine Unterbrechung derselben besorgen.

Indessen erinnerte sich Stilling, der seine Frau bis zur Eifersucht liebte, doch manchmal des anonymen Briefes, und bei dem geringsten Heimlichthun seiner Frau in irgend einer Sache wurde er mißtrauisch, und auch Brigitte gedachte manchmal der Worte Mollner's.

In einigen Wochen bemerkte Stilling, daß seine Frau manchmal die Farbe änderte, wenn sie sich zum Mittagsmahle setzen wollten, und daß sie endlich gar ohne zu speisen wegging. Brigitte hingegen beobachtete, daß ihr Mann öfters des Nachts leise aufstand, und wenn sie ihn fragte, ob ihm nicht wohl sei, so antwortete er ihr verlegen und ausweichend.

Endlich, eines Tages in einer großen Gesellschaft, fiel Brigitte, nachdem sie ihre Blicke starr auf einen schönen Jüngling geheftet hatte, ohnmächtig nieder, und bestand darauf, als sie wieder zu sich kam, die Gesellschaft alsogleich

zu verlassen, und als ihr Gemahl fragte, ihm die Ursache davon zu entdecken, gab sie die Hitze zum Grunde an. Stilling verlor seine Heiterkeit, der anonyme Brief drängte sich ihm immer mehr ins Gedächtniß, und er wurde weniger liebenswürdig gegen seine Frau, obwohl er sie deßwegen nicht weniger liebte.

Eines Morgens nach einer Nacht, in welcher ihn seine Frau öfters aufstehen gehört hatte, sagte Stilling: „Wir müssen eine andere Wohnung suchen, ich kann hier nicht länger bleiben.“

„Und warum das?“ fragte Brigitte, „wir sind hier so gut logirt, unsere Wohnung ist bequem, freundlich und nicht theuer, warum willst du sie verlassen?“

Stilling schritt ein paar Mal im Zimmer auf und nieder, nahm dann Hut und Stock und ging fort, indem er noch bei der Thür herein rief: „Weil ich nicht mehr bleiben will.“

Von diesem Augenblicke an wurde Brigitte nachdenkend, unruhig, tausend Ideen kreuzten sich in ihrem Köpfchen, sie beobachtete ihren Mann mit einer Aufmerksamkeit, welche fast lächerlich wurde; sie wollte im Innersten seiner Seele lesen. Auch Stilling that dasselbe, und wenn zwei Gatten sich beobachten, so umarmen sie sich nicht, und das ist bei weitem weniger angenehm.

Mollner besuchte das Ehepaar fleißig, denn die alte Tante hatte sich zu ihnen gezogen, und dieser war Mollner unentbehrlich.

Wenn Mollner mit der Alten spielte, so hatte er immer ein achtsames Auge auf die beiden Gatten, und be-

merkte mit heimlicher Freude, daß die ehelige Zärtlichkeit etwas weniger excessiv wurde. Mollner rieb sich die Hände (was bei ihm immer ein Zeichen der Zufriedenheit war), und sprach zu sich selbst: „Es ist schon was da!“

Da man immer gerne von dem spricht, woran man am meisten denkt, so sprach eines Abends, da ihr Gemahl eben abwesend war, Brigitte zu Mollner: „Es ist doch sonderbar, mein Mann will schon wieder ausziehen.“

„Da haben wir's,“ antwortete Mollner, indem er vom Stuhle aufsprang, „hab' ich's Ihnen nicht gesagt? Es wird schon noch ärger kommen.“

„Sein Sie einmal aufrichtig, Herr Moller, was halten Sie von meinem Manne? Er ist doch sehr artig, er liebt mich, ich habe ihm nichts vorzuwerfen.“

„Artig? Was beweist das? die Bösewichter sind meistens artig.“

„Wie, Sie könnten glauben?“

„Daß Ihr Gemahl von Gewissensbissen gefoltert wird, daß er darum nirgend Ruhe findet, und daß er daher wie der ewige Jude immer herum wandert.“

„Es ist unmöglich!“

„Warum will er ausziehen? Hat er Ihnen die Ursache gesagt?“

„Nein.“

„Sehen Sie, er wagt es nicht. — Und des Nachts, steht er nicht auch öfters ohne Ursache auf?“

„Sehen Sie — ich —“

„Sie wollen mir's nicht gestehen — aber Ihre Verlegenheit sagt mir Alles. — Armes Weibchen! — — Ich

hab's Ihnen voraus gesagt, sie hörten meinen Rath nicht. Ich zittere vor der Zukunft, wenn ich Sie wäre, ließe ich mich auf der Stelle von Tisch und Bette trennen."

Einige Tage nach dieser Unterredung befand sich Stilling mit Mollner allein, und sagte zu ihm: „Sie haben meine Frau gekannt, als sie noch Mädchen war?"

„O! ich kenne sie schon von ihrer zartesten Jugend an."

„Ist es wirklich wahr, daß Brigitte öfters auf dem Punkte stand, sich zu vermählen, und daß sie immer ohnmächtig wurde?"

„Wahr!"

„Und aus welchem Grunde hat sie denn immer die Verbindung abgebrochen?"

„Ja, sie sagte, sie wolle nicht; der eigentliche Grund blieb stets ein undurchdringliches Geheimniß."

„Aber Sie sind ein alter Freund des Hauses, welche Ideen haben Sie darüber?"

„Meine Ideen, ich wage es nicht zu sagen. Nur so viel weiß ich, daß ich ein Mädchen nie geheirathet haben würde, welches solchen Ohnmachten unterworfen ist."

Das gute Einvernehmen der beiden Eheleute war gestört. Brigitte hatte zwar ihrem Manne zu gefallen eingewilligt auszuziehen, allein Stilling war auch mit seiner neuen Wohnung wieder nicht zufrieden und die arme Frau wurde wirklich darüber sehr unruhig. Stilling seines Theils fühlte die Eifersucht in seinem Busen gegen den jungen Mann sich regen, bei dessen Anblick seine Frau ohnmächtig wurde, Mollner erwartete mit Ungeduld eine lebhafte Scene, nur

die alte Tante war ganz ruhig, und bekümmerte sich um gar nichts.

Indessen erschien der Frühling. Die Tante besaß ein schönes Landhaus, und das Ehepaar beschloß ein paar Monate daselbst zuzubringen, und um der alten Frau ein Vergnügen zu machen, lud man auch Mollner dazu ein. Er nahm es an; denn er hatte es dahin gebracht, der Vertraute des Mannes und der Frau zu seyn.

Das Landhaus hatte eine reizende Lage. Brigitte drückte ihr Vergnügen darüber ihrem Manne bei einem Spaziergange aus. In diesem Augenblicke erhob sich ein Wind, die Wipfel der großen Bäume bewegten sich, und dumpfes Murmeln ertönte durch die Niederung. Stilling drückte den Arm seiner Frau heftig, der in dem seinigen ruhte, stammelte einige unzusammenhängende Worte, und eilte mit ihr zum Hause zurück. Brigitte staunte über dies Benehmen, und war entschlossen, ihn ihr Mißvergnügen darüber fühlen zu lassen.

„Dieser Aufenthalt gefällt dir also nicht?“ redete Sie ihn an.

„Im Gegentheile — ich finde ihn sehr reizend.“

„Warum zogst du mich dann so schnell herein, warum warst du so unruhig, und sahst — ich möchte sagen mit Abscheu um dich?“

„Ich? — gar nicht — im Gegentheile —“

„Suche dich nicht zu entschuldigen. Überhaupt bemerke ich, daß Du seit einiger Zeit nicht mehr derselbe bist. — du verbirgst mir etwas.“

„Ich? — Da hätte ich eher Ursache dir vorzuwer-

fen, daß du nicht aufrichtig gegen mich bist. — Doch, Du hast mir ja schon nicht Alles gesagt, als ich Dich heirathete."

„Was soll das heißen?"

„Genug für jetzt, ich werde schon auf die Spur zu kommen wissen."

Nach dieser kurzen Unterredung trennte sich das Ehepaar, Eines mißvergnügt über das Andere, und Mollner, welcher diesen Zank mit angehört hatte, rieb sich die Hände stärker als jemals.

Das Mittagmahl war traurig. Brigitte war nachdenkend und Stilling seufzte. Am Abend schlug Mollner einen Spaziergang in den Garten vor, aber ein heftiger Sturm peitschte die Bäume und schien der Vorläufer eines Gewitters zu seyn. Stilling, der schon seit einigen Minuten sehr unruhig zu seyn schien, stotterte einige Worte indem er mit großen Schritten im Salon auf und niederging. Brigitte blickte erschrocken auf Mollner, dieser warf seine Blicke gegen Himmel, und die alte Tante mischte die Karten.

Ein Bedienter meldete Herrn von Marthen, einen jungen Künstler, der ein Landhaus in der Nähe besaß, er wollte der Familie als Nachbar einen Besuch abstatten.

Man nahm ihn gerne an, da man hoffte, durch die Dazwischenkunft eines Gastes werde die Stimmung heiterer werden. Herr von Marthen trat ein, er benahm sich sehr artig und liebenswürdig, allein kaum hatte er sich neben Brigitte auf einen Stuhl gesetzt, als diese bleich wurde und in Ohnmacht fiel. Die alte Tante lief schnell ihrer Nichte

zu Hilfe, Mollner rief die Bedienten, und Stilling warf argwöhnische Blicke auf den jungen, hübschen Nachbar.

Man brachte Brigitten auf ihr Zimmer, sie kam wieder zu sich, erklärte aber, sie wolle nicht mehr in den Salon gehen.

„Madame,“ sagte Stilling heftig, „Sie werden mir Erklärung über Ihr Benehmen geben. Solche Ohnmachten sind nicht natürlich, Sie kennen den Mann vermuthlich schon von früher?“

„Ich schwöre dir, daß ich ihn zum ersten Male in meinem Leben gesehen habe.“

„O! suche mich nicht zu hintergehen, ich werde meine beleidigte Ehre zu rächen wissen.“

Brigitte wollte antworten, aber Stilling hörte nicht mehr, und kehrte in den Salon zurück, wo der junge Nachbar sich noch befand, und sein Bedauern darüber aussprach, daß die Bekanntschaft unter so bösen Auspizien beginne. Stilling antwortete ihm nicht, seine Stirne runzelte sich, und aus seinen Augen sprühte die Flamme der Eifersucht. In einigen Minuten empfahl sich Herr von Marthen und ersuchte um die Erlaubniß, sich um das Befinden der gnädigen Frau erkundigen zu dürfen.

„Was denken Sie von alle dem?“ fragte Stilling leise Mollner.

„Ich denke, daß ich an Ihrer Stelle mich scheiden lassen würde.“

Stilling schwieg, und Jeder suchte sein Gemach.

Die Nacht war angebrochen und der Wind pfiff entsetzlich. Brigitte wurde wach, und vermißte ihren Gatten;

sie rief seinen Namen vergebens! endlich stand sie auf, warf einen Wickler um, nahm ein Licht, und beschloß Stilling aufzusuchen. Auf dem Gange rief sie nochmal seinen Namen, da öffnete sich die Thür von Mollner's Zimmer, dieser trat heraus, und fragte was vorgehe.

„Ich weiß nicht, wo mein Mann ist. Gott! es ist jetzt 3 Uhr Morgens, und bei diesem heftigen Sturm."

„Ja ja, das paßt ganz zusammen; es stürmt in seinem Innern wie jetzt von Außen — sehen Sie nur dort in den Garten, — das Mondlicht läßt es genau unterscheiden, — der Mann, der dort wie ein Wahnsinniger über den Rasen läuft, das ist ihr Gemahl."

„Himmel! wahrhaftig! — ich will ihm nacheilen."

„Nicht doch, er hat jetzt seinen Raptus, das könnte sehr gefährlich werden. Folgen Sie mir, lassen Sie sich scheiden."

Brigitte kehrte in ihr Schlafzimmer zurück, sie wollte wach bleiben, bis ihr Mann zurückkehrt, und von ihm Erklärung fordern, aber der Schlaf übermannte sie.

Am andern Morgen war Stilling schon fort, als Brigitte erwachte, sie kleidete sich schnell an, und eilte in den Salon, fand aber dort nur Mollner, dessen Gesicht neue Ergebnisse verkündigte. Er trat ihr entgegen und sagte geheimnißvoll und leise: „Ich habe Sie erwartet, gnädige Frau."

„Was ist Ihnen, Herr Mollner, Sie sehen ja ganz verstört aus?"

„Was mir ist? — ich weiß Alles."

„Was wissen Sie?"

„Was Ihr Gemahl diese Nacht gethan hat.“

„Wär's möglich? — Nun?“

„Unglückliche Frau, Sie werden schaudern. Ich selbst fühlte alle Haare auf meinem Haupte empor steigen — Da, da sehen Sie her.“ — Mollner zeigte Brigitten einen Männerhut und ein blutbeflecktes Sacktuch. — „Dieser Hut und dieses Tuch gehören Niemand Anderm, als Herrn von Marthen, es sind seine Namens-Anfangsbuchstaben in beiden gemerkt.“

„Nun, und dann?“

„Sie fragen noch? Ich fand Hut und Tuch nicht weit von hier, in der Pappelallee. Ihr Mann hat den jungen Menschen ermordet.“

„Entsetzlich! — Mein Mann ein Mörder!“

Mollner wollte eben mit den gefundenen Sachen zu Gerichte eilen, als Stilling bei der Thür eintrat. Brigitte warf sich mit Thränen in den Augen in seine Arme, und rief schluchzend: „O mein Freund, wenn du wirklich schuldig bist, so rette dich, entfliehe bevor sie kommen, dich zu arretiren.“

„Mich arretiren?“ fragte Stilling erstaunt, „und warum denn? Was hab' ich denn verbrochen?“

„Herr Mollner sagt, du habest unsern Nachbar Marthen getödtet, und deswegen seist du die verflossene Nacht wie ein Wahnsinniger durch den Garten geeilt. O! ich selbst habe dich gesehen. — Also wär' es wahr, daß Gewissensbisse dir keine Ruhe gönnen?“

Stilling konnte sich nicht mehr halten, er platzte in ein lautes Lachen aus, so daß er sich an einen Stuhl halten

mußte. Brigitte war nicht wenig erstaunt darüber, und fuhr fort:

„Wenn du wirklich auf Herrn von Marthen eifersüchtig bist, wenn du einen beleidigten Verdacht gegen mich schöpfen konntest, weil ich bei seinem Anblicke unwohl wurde, so muß ich dir endlich die Ursache davon sagen, muß dir meine Schwäche entdecken, die ich bisher sorgfältig zu verheimlichen suchte, denn ich sehe wohl ein, daß man meiner spotten wird, und mein Freund, du weißt wohl, nichts ist unerträglicher als lächerlich zu werden.“

„O rede, meine theure Brigitte,“ rief Stilling, indem er ihre beiden Hände faßte, und mit Sehnsucht ihre Erklärung erwartete.

„Wohlan, mein Freund! Ich fühlte immer ein Unwohlsein, wenn ich irgend etwas ansichtig wurde, was kreuzweise lag. Uwiderstehlich wirkte dies auf mich, und so viel ich mir auch Mühe gab, ich vermochte nicht dagegen anzukämpfen. Waren Messer und Gabel bei Tische kreuzweise gelegt, so mußte ich mich vom Tische sogleich entfernen, sollte ich nicht über den Stuhl sinken, aber was ich vor Allem gar nicht ertragen kann, das ist: wenn ein Mann seine Beine kreuzweise legt, dann kann ich mich nicht mehr halten, es dunkelt mir vor den Augen, ich verliere meine Besinnung, und kann von dem Augenblicke an diejenigen auch nicht mehr ausstehen, die es gethan haben. Dies mein Freund, war die Ursache, warum ich drei ehelige Bewerbungen zurückwies, und dies ist, ich schwöre es dir, die einzige wahre Ursache, welche dir wohl bizarr, lächerlich, ja närrisch vorkommen wird; ich begreife es, aber die Natur hat in die

Tiefe unserer Seele Empfindungen gelegt, deren wir mit Anwendung aller Geisteskräfte und Vernunftgründe doch nicht Meister werden können."

Stilling umarmte seine Frau, und rief: "Vertrauen gegen Vertrauen, nun sollst du auch meine Schwachheit wissen. Wie du eine Aversion vor einer kreuzweisen Gestalt hattest, so hatte ich einen unüberwindlichen Abscheu vor dem Winde. Ich habe es in vielen Fällen gezeigt, daß ich Muth besitze, aber vor dem Winde hatte ich Furcht, ja Furcht, es ist ganz das wahre Wort. — Wenn sich ein Wind erhebt, so fühl' ich mich beängstigt, ich zittre, ich kann nicht auf dem Platze bleiben. Auch du wirst über mich lachen. — Ein Mann, und Furcht vor dem Winde, allein ich antworte dir mit deinen eigenen Worten: "Ist man Herr seiner Empfindungen?" Es gibt Leute, die um alle Welt nicht in einem Zimmer bleiben können, worin sich eine Katze befindet, andere können kein Spanferkel, wieder andere keinen Käse sehen, ohne daß ihnen übel wird. Ja, ich habe einen Mann gekannt, dem immer übel wurde, wenn man das Mehl vom Brote abschabte."

Innig küßten sich die beiden Gatten, und blickten dann lächelnd auf Mollner, der nur den Hut und das Sacktuch betrachtete, und noch nicht recht wußte, was er glauben sollte. In diesem Augenblicke aber eröffnete sich die Thüre, der junge Nachbar trat ein, um sich über das Befinden der gnädigen Frau zu erkundigen, und seinen Hut zu holen, den ihm der Wind genommen, als ihn ein Nasenbluten im Garten zurückhielt.

Nun war Mollner ganz verwirrt. — Allein — aus

Bosheit vermuthlich, setzte er sich auf einen Stuhl und kreuzte die Beine.

Brigitte wurde blaß, allein Stilling faßte Mollner am Arme und führte ihn zur Thüre, indem er ihn ersuchte, künftig dieses Haus nicht mehr zu besuchen.

„Mir recht," sagte Mollner, „so können Sie in Zukunft selbst mit der alten Tante Cabruche spielen."

„Viel lieber," antwortete Stilling, „will ich das thun, als von einem falschen Freunde mit meiner häuslichen Ruhe spielen lassen." Dann wandte er sich zu seinem Weibchen und sprach: „Künftig soll kein Geheimniß mehr zwischen uns obwalten, ich verzeihe dir dein Kreuzweise, verzeihe du mir den Wind."

Und Ruhe und Zufriedenheit kehrte dann wieder ein, denn um in der Ehe das wahre Glück zu finden, müssen sich beide Gatten ihre Schwächen wechselseitig verzeihen.

Eine Heirath.

Gemälde aus dem Leben.

Zwei Männer saßen eines Morgens am Ufer der Rhone unter den prächtigen, schattigen Bäumen, welche Avignon umgeben. Der Fluß strömte zu ihren Füßen und seine großen Wellen schienen fliehend die herrlichen Ufer zu küssen, welche Petrarka besang. Die Inseln mit frischem und dichtem Gebüsche besetzt, badeten in den Fluten ihre rasigen Abhänge, darüber erhoben sich die ausgezackten Wälle von Villeneuve-les-Avignon, der Himmel strahlte im reinsten Azur und die Luft hauchte die Balsamdüfte des Frühlings aus.

„Wie herrlich ist dieses Land! und wie glücklich derjenige, der in diesem Klima leben kann!“ rief der Eine enthusiastisch aus. „Hier kann ich wahre Liebe und Seligkeit in einer Strohhütte begreifen!“

Als er diese Worte gesprochen hatte, fielen seine Blicke auf ein Weib in Lumpen gekleidet, welches zwei kleine, blasse und schmutzige Kinder nach sich zog. Ein wenig weiter entfernt erblickte er einen Greis von noch elenderem und leidenderem Aussehen. Diese armen Leute schnitten Weidenholz, und gingen mit nackten Füßen auf dem Sande umher. Die Mutter suchte die Kinder zur Ruhe zu verweisen, als sie um Brot schrien. Es war ein sehr unpoetisches Bild.

In diesem Augenblicke rollte auch ein Wagen durch die Allee und flog, von zwei muthigen Pferden gezogen, vorüber. Robert pries den Mann, der darin saß, glücklich und bemerkte, wenn er nicht ein Dummkopf oder ein Bösewicht sei, so müsse er das Leben in einer so reizenden Gegend, in der herrlichsten Frühlingszeit bei solcher Wohlhabenheit ganz genießen.

Allein als der Wagen hielt, sah er den Gegenstand, den er sich in seiner Einbildung so glücklich ausmalte, und nichts auf der Welt machte einen so abschreckenden Eindruck auf ihn, als dieser Anblick. Derjenige, dessen Loos er beneidet hatte, war ein Mann zwischen vierzig und fünfzig Jahren, von hoher Statur und in Trauer gekleidet. Sein Gesicht, von einer außerordentlichen Magerkeit, hatte gar keinen Ausdruck, seine Wangen, seine Lippen, das Weiße seiner Augen waren einfärbig grüngelblich. Der Eindruck, welchen diese Gestalt machte, war schrecklicher, als eine Mumie in ihrem Kasten, als ein Todter in seinem Leichenhemd, wenn er plötzlich sich aufrichtete und wieder zu leben anfinge. Dieses unheimliche Wesen machte ein Zeichen mit dem Kopfe und alsogleich sprangen zwei Diener herbei, welche ihn aus dem Wagen hoben und auf eine Bank trugen, nicht weit entfernt von derjenigen, worauf unsere beiden Männer saßen.

Paul (so wollen wir den Einen nennen) war erschüttert von seinem Anblick, er wandte die Blicke ab und beobachtete ein tiefes Stillschweigen, Robert (der Andere) schien ihn fragen zu wollen, wer denn dieser Mann sei, er aber wartete diese Frage nicht ab, sondern sagte: „Dieser Mann, den du siehst, ist unglücklich und sehr zu beklagen, weil er eine Million geerbt hat.“

„Wie?“ rief Robert erstaunt.

„O, das ist eine sehr traurige Geschichte!“ versetzte Paul, „wenn du hier nicht fremd wärest, so würdest du schon davon haben reden hören. Die Begebenheit ist durchaus wahr, ich habe allen Scenen dieses Drama's beigewohnt und hatte meinen Antheil an allen Schmerzen, welche der Tod allein in dem Herzen eines Wesens heilen wird, das mir sehr theuer war. Ich will dir die Geschichte mittheilen:

„Als ich vor zwei Jahren hierher kam, schloß ich mich mit voller Freundschaft an einen spanischen Flüchtling Fernando de Valdovino an. Er war ein Mann von beiläufig 30 Jahren, bedächtig und ernst, wie ein Sprosse aus altem kastilianischen Stamme, stolz, großmüthig und sehr gebildet. Als der Zweig einer adeligen Familie, war er von seiner Geburt aus zum Militärstande bestimmt, und hatte durch schöne Waffenthaten bereits einen hohen Grad sich erworben, übrigens liebte er den Krieg nicht, und achtete jene brutale Tapferkeit nicht sehr, welche eigenes und fremdes Leben in die Schanze schlägt.

Wir sprachen oft mit einander von seinem Vaterlande, von seiner Jugendzeit, von seinem Vater, der für die Unabhängigkeit Spaniens starb; er liebte sein Land mit großer Wärme, obwohl es seine ergebensten Söhne von sich stieß.

Valdovino lehrte mich die spanische Sprache, und mit Vergnügen hörte ich in seinem Munde diese schöne und klangvolle Sprache. Wir waren immer beisammen, und bald liebte ich ihn wie einen Bruder, wie ich dich, meinen ältesten Freund, liebe.

Ich lebte sehr zurückgezogen, und auch Valdovino

hatte wenig Bekanntschaften, nur manchmal besuchten wir Beide das Haus einer Madame Dujabert, die uns mit vieler zuvorkommender Freundlichkeit empfing. Madame Dujabert war die Frau eines Banquiers, der i. J. 1815 starb. Sie wollte sich nicht mehr verheirathen und wenige Frauen können sich rühmen, einen so über alle Schelsucht erhabenen guten Ruf zu besitzen, als Madame Dujabert; vielleicht lag der Grund davon aber auch in dem Umstande, daß sie sehr wohlmeinend, gar nicht geistreich, und vor Allem sehr häßlich war. Übrigens verstand sie ihr Haus sehr gut zu regieren und die Honneurs mit vielem Anstande zu machen. Sie lebte seit ihrer Witwenschaft mit einem Onkel ihres Mannes beisammen. Dieser war ein egoistischer, eigensinniger, geschwätziger, gichtbrüchiger alter Millionär. Madame Dujabert verwaltete dieses Vermögen, welches sie schon jetzt als das ihrige ansah, nach ihrem Gutdünken. Der Onkel war ein verhätscheltes Menschenkind, welchem man nachgab, es liebkosete und schweigen machte, wenn es zu viel sprach. Ich glaube den Alten noch vor mir zu sehen, wie er zur Winterszeit am Kamine, im Sommer am Fenster saß, seine Brille auf der Nase und ein Journal in der Hand haltend, meist ohne darin zu lesen. Hinter diesem wackelnden und gefurchten Haupte standen aber gewöhnlich drei junge, frische, blühende Mädchengesichter. Es waren die Fräuleins Dujabert. Die lieblichen Schwestern verließen nur selten ihren alten Onkel, sie liebkoseten und unterhielten ihn. Die Älteste zählte achtzehn Jahre, die andern Beiden waren kaum der Kindheit entwachsen.

Madame Dujabert sah dreimal die Woche Gesell-

schaft. Ihr Haus war sehr angenehm, man machte Musik, spielte und sprach wohl auch mitunter von politischen Angelegenheiten. Valdovino war dort mit jener Theilnahme aufgenommen, welche sich an Flüchtlinge haftet. Madame Dujabert empfing ihn mit auszeichnender Zuvorkommung und Güte, und alle Gäste suchten ihn zu unterhalten und aufzuheitern, allein er behielt immer das trübsinnige Wesen eines Mannes, der sein Vaterland und den Gram des Exiles nicht vergessen konnte. Übrigens bemerkte ich doch bald, daß sich Jemand in der Gesellschaft befand, dessen Wort und Lächeln hinreichten, mit einem Strahl von Glück die ernste Stirne des Spaniers zu überziehen. Die älteste Tochter des Hauses, die schöne Laura, war eine jener reinen, lieblichen Gestalten, welche unsern Glauben an Engel bestärken. —

Valdovino vertraute mir hierüber nie Etwas, auch fragte ich ihn nie hierüber, ich erlaubte mir nicht einmal die mindeste Anspielung auf ein Gefühl, welches er so sorgsam zu verbergen suchte, aber ich diente ihm nach meinen besten Kräften. Eine Heirath schien mir die natürlichste Folge dieser Leidenschaft. Ich erlangte fast die Gewißheit, daß Valdovino von Lauren wieder geliebt wurde, ihre sichtbare Bewegung, wenn wir eintraten, der unbeschreibliche Blick, mit dem sie an ihm hing, wenn er sprach, die Verlegenheit, welche sich an ihr zeigte, wenn sie mit ihm redete, während ihr die Worte vom Munde floßen, wenn sie sich zu mir oder einem Andern wandte, alles dieß bewies mir die Gefühle ihres Herzens. Indessen konnte ihr Valdovino seine Liebe noch nicht entdeckt haben, denn er war nie eine Minute al-

lein mit ihr gewesen. Madame Dujabert bewachte ihre Töchter sorgsam, sie ließ sie nie aus dem Auge, selbst nicht in dem Freundeskreise, der sie umgab, und es war unmöglich, der Tochter ein Wort zuzuflistern, welches die Mutter nicht hören mußte.

Indessen war der ergebnißreiche Juli eingetreten, man sang auch in den Straßen von Marseille die Parisiénne. Valdovino hörte sie mit gesenktem Haupte, er trat (wir waren eben zum Besuche bei Madame Dujabert) zum Fenster, und ich sah eine Thräne in seinem Auge. „Mein Freund,“ sprach er zu mir mit bewegter Stimme, „dieser Gesang erinnert mich an mein Vaterland.“

Laura trat zu uns, und indem sie ihn theilnehmend anblickte, sagte sie: „Vielleicht finden diese Töne bald ihren Wiederhall jenseits der Pyrenäen.“

„O gewiß,“ antwortete Valdovino, indem er seine Stirne auf ihre Hand sinken ließ.

Einige Tage nachher kam Valdovino am frühen Morgen zu mir, er schien betrübt und bewegt wie ein Mensch, der einen Entschluß fassen muß, der ihm Gram verursacht. „Freund!“ redete er mich an, „du hast gehört, wie es in Spanien steht. Ich muß fort, mein Vaterland und die Ehre rufen, und wenn mich selbst ein sicherer Tod dort erwartete, ich darf nicht zögern.“

Ich war sehr bestürzt, allein was konnte ich dem festen Entschlusse eines Mannes entgegen stellen, der die Ehre höher achtet, als sein Leben?

„Ich werde diesen Abend noch zu Madame Dujabert gehen, um dort Abschied zu nehmen,“ fuhr er verle-

gen fort. „Wenn du willst, so gehen wir heute etwas früher hin, denn ich möchte die Sache gerne abmachen, bevor sich andere Leute dort einfinden.“

Obschon wir bei Beginne des Abends hin kamen, waren doch bereits einige Personen in dem Salon zugegen. Laura stand bei dem Stuhle ihres alten Onkels und band einen Blumenstrauß, ihre jüngere Schwester kniete vor ihr auf einem Schämel, und reichte ihr die Blumen. Eben sagte sie mit kindlicher Freude zu dem Onkel: „Sehen Sie doch nur den herrlichen Strauß, diese Moosrosen haben einen himmlischen Geruch.“ Sie schwieg dann plötzlich, als sie Valdovino hinter sich erblickte, ein Lächeln schwebte auf ihren Lippen, und sie senkte das Köpfchen auf die Blumen, als ob sie daran riechen wollte, aber eigentlich um ihre Wangen zu verbergen, welche eine glühende Röthe übergoß. Als ihre Bewegung sich legte, und sie ihr Haupt wieder erhob, stand Valdovino vor ihr, so blaß, so ernst, daß sie erbebte und die Blicke von ihm wandte. Madame Dujabert setzte sich in diesem Augenblicke zu dem alten Onkel, welcher über die Zeitung eingeschlummert war. „Herr Valdovino ist hier,“ sagte sie zu dem Alten, „um Ihnen Lebewohl zu sagen. Er reis't morgen nach Spanien ab.“

„Ja, so?“ murmelte der Alte, die Augen aufschlagend. „Ich wünsche ihm eine glückliche Reise.“

Laura stützte sich auf die Stuhllehne des Onkels, sie war blaß wie der Tod und ihre Blicke hefteten sich fragend auf Valdovino; ich besorgte, daß man diese stumme und doch so beredte Scene bemerken möchte, und fürchtete, das arme Mädchen werde seine Thränen nicht zurückhalten

können, allein sie besaß so viel Kraft, ihre Empfindungen zu unterdrücken. Sie versuchte den Blumenstrauß zu Ende zu binden, sie lächelte zu den freudigen Ausrufungen ihrer Schwester, dann aber verließ sie, ganz erschöpft, den Salon.

Als sie wieder zurückkam, waren ihre Augen feucht, und ich glaubte Spuren von Thränen auf dem gestickten Tuche zu bemerken, welches sie in der Hand hielt. Sie setzte sich etwas abseitig an ein Fenster, und suchte sich im Schatten desselben zu verbergen, allein gleich nachher rief die Mutter nach ihr, dann stand sie schnell auf, und ließ ihren Blumenstrauß und ihr Sacktuch liegen. Valdovino trat sogleich an den verlassenen Platz, rückte den Stuhl, den Laura geräumt, etwas hinter den Vorhang, nahm von demselben das Sacktuch, drückte es dann an seine Lippen, und verbarg es schnell in seinem Busen, an seinem Herzen. Niemand außer mir hatte dies bemerkt. Als Laura wieder zum Stuhle zurücktrat, fand sie den Blumenstrauß allein, sie suchte ihr Sacktuch nicht, sondern blickte nur Valdovino an. Dieser aber trat zu ihr, nahm ihr mit zitternder Hand den Blumenstrauß ab, roch daran und stellte ihn dann mit einem zwischen die Blumen geschobenen Briefchen zurück.

Um Mitternacht empfahlen wir uns. Valdovino küßte Madame Dujabert die Hand, und verbeugte sich im Vorübergehen vor Laura, welche sich schwankend auf ihre Schwester stützte. Zwanzig Personen der Gesellschaft hatten ihre Augen auf sie geheftet, ich zitterte, aber zum Glück war alles dies in einem Augenblicke vorüber.

Ich brachte den Rest der Nacht mit Valdovino zu, er sprach kein Wort von Laura, aber er nahm mir das Ver-

sprechen ab, ihm oft und genau von allen unsern Bekannten zu schreiben. Am andern Morgen reis'te er ab.

II.

Als ich wieder zu Madame Dujabert kam, erfuhr ich, daß Laura krank sei und das Bett hüten müsse. Ich sah sie erst in einigen Tagen wieder, ich fand sie blaß, schwach und leidend. Jedermann wunderte sich über eine so plötzliche Veränderung und Niemand, außer mir, errieth die Ursache. Nur ich sah in die Tiefe dieser leidenden Seele, nur ich begriff diesen jetzt umflorten, sonst so heitern Blick und die Schmerzen, welche sich unter einem bittern Lächeln verbargen.

Valdovino hatte mir erst einmal geschrieben, sein Brief war voll düsterer Exaltation, er sprach zu mir wie ein von Unruhe und Ungeduld geplagter Mensch, der diesem quälenden Zustande auf jede Art zu entfliehen sucht, wäre es selbst durch den Tod. Er suchte noch immer der Pflicht und der Ehre Genüge zu leisten, wäre es auch mit seinem Leben, aber er wünschte nur, daß es schneller damit gehen möge.

„Mein Freund," so schloß der Brief, „ich spreche nicht von den Planen, welche man hier hat, sie sind mit großen Schwierigkeiten und Hindernissen verbunden, aber diese Langsamkeit bringt mich um, nur ein Ende, ein Ende! Ich hoffe, wir werden bald in Spanien eintreten, wenn mich keine Kugel trifft, so bin ich vielleicht recht bald wieder bei dir."

Mehre Tage verflossen, ohne daß ich Nachrichten von Valdovino erhielt. Ich ging fleißig zu Madame Dujabert, Laura war noch immer leidend. Man sprach viel in ihrer Gegenwart von den Angelegenheiten in Spanien.

Mehre glaubten, daß Mina's Expedition gar nicht Statt haben werde, und sprachen davon wie von einem tollen, verzweifelnden Versuche, den die französische Regierung nie werde zu Stande kommen lassen.

Eines Abends traf ich Laura im Salon allein mit ihrer Schwester. Sie war sehr geputzt und fröhlicher als gewöhnlich. „Mein Herr!“ sprach sie zu mir, „Sie müssen auch sehr zufrieden seyn, wir haben gute Nachrichten von der Grenze. Man sagt: die Expedition sei auf lange Zeit verschoben, das wird vielen Leuten das Leben retten.“ — „Ich erwarte Briefe von Valdovino,“ antwortete ich ihr, „möchten sie diese gute Neuigkeit bestätigen.“ — „Wir gehen diesen Abend auf einen Ball,“ erwiederte Laura mit einem Seufzer, „meine Mutter will es durchaus.“

„Ah, auf den Ball zu Madame D**. Ich bin auch geladen, hoffte aber nicht, Sie dort zu sehen.“

„Gestern glaubten wir noch nicht hingehen zu können, denn der Onkel war unwohl, aber heute ist er schon besser.“ — „Das ist wohl wahr,“ fiel Laura's kleine Schwester ein, „aber er ist in sehr übler Laune, er will nicht, daß wir ihn allein lassen sollen, und darum hat er auch mit der Mama gezankt.“

„Mein Gott! Ich wäre sehr gerne zu Hause geblieben, allein die Mutter besteht darauf.“

„Nun, Mädchen! seid ihr fertig?“ rief in diesem Augenblicke die eintretende Madame Dujabert, welcher der Arzt mit der Versicherung folgte, daß der Onkel heute sehr wohl sei.

„Werther Freund,“ fragte mich Madame Dujabert,

„haben Sie keine Nachrichten von ihrem Freunde? Es scheint, Mina werde den Eintritt in Spanien nicht wagen.“

„Er geht nicht hinein, sein Sie versichert,“ rief der Doktor, „er sieht wohl, was ihn dort erwartet und sein Kopf ist ihm zu lieb.“

Laura sah den Doktor mit dankbarer Miene an, ihre Hoffnung klammerte sich an jede Kleinigkeit.

Die Gesellschaft bei Madame D** war sehr zahlreich und der Ball glänzend, doch fühlte ich mich nicht gestimmt, das allgemeine Vergnügen zu theilen, ich weiß nicht welche düstere Ahnung mich drückte. Ich und Laura waren die einzigen Traurigen im Saale. Wir dachten Beide an Valdovino, ich setzte mich neben sie und sprach leise zu ihr: „Ich erwarte von Tag zu Tag Nachrichten von Valdovino, vielleicht meldet er mir seine baldige Rückkunft.“

„Wahrscheinlich,“ antwortete sie mir vertraulich, „wird er nicht lange mehr wegbleiben. Vielleicht will er Sie überraschen.“ — „Wohl möglich,“ erwiederte ich, und ging in den Billardsaal. Mehre Personen standen dort um einen Tisch, auf welchem die eben angekommenen Journale lagen. „Schlimme Neuigkeiten,“ rief ein großer Herr, welcher den „Indicateur de Bordeaux“ in den Händen hielt. „Was gibt's?“ schallte es von allen Seiten. „Mina,“ antwortete der Herr, „ist in Spanien eingerückt, man hat sich geschlagen, die Constitutionellen wurden in Stücke gehauen, man hat fünfzehn Offiziere fusilirt, welche man mit den Waffen in der Hand gefangen nahm. Mina selbst ist zwar nicht in die Hände seiner Feinde gefallen, aber man weiß nicht, wie er seinen Rückzug vollführen wird.“

Ich nahm die Zeitung und las die entsetzlichen Details. Zu Ende der Soirée war die ganze Gesellschaft davon unterrichtet. Laura hatte Alles von ihrem Tänzer während eines Contretanzes vernommen.

Das arme Mädchen setzte blaß, das Auge voll Thränen, maschinenmäßig den Tanz fort. Ich näherte mich ihr, sie hob ihre Augen auf mich und hielt eine Hand vor dieselben, als ob sie sich den Blicken der Übrigen, welche sie umgaben, entziehen wollte; sie sprach kein Wort zu mir, allein wir verstanden uns dennoch. Der Glanz, der Lärmen des Festes war für mich eine Qual, der Anblick dieser fröhlichen Gesichter ärgerte mich, fürchterliche Bilder drängten sich mir auf, ich sah Baldovino verfolgt, verwundet, todt vielleicht, mir graute bei dem Gedanken, daß seine Geliebte und sein Freund sich auf einem Ball befinden, auf einem Ball vielleicht an dem Tage, wo er zu Grabe getragen wird. —

Laura wurde nach dem Contretanz von ihrem Tänzer zu ihrem Stuhl zurück geführt; sie war so blaß, daß ihre Mutter darüber erschrack; die gute Frau hatte keine Ahnung von dem, was in Laura's Seele vorging, sie hielt es für ein Unwohlsein, erzeugt von der Hitze und dem Echauffement.

„Wir wollen nach Hause gehen," sagte sie zu mir, „es ist schon 2 Uhr und meine Tochter ist nicht wohl." Ich bot Madame Dujabert den Arm, Laura stützte sich auf ihre Mutter und that schwankend einige Schritte, hierauf aber fiel sie ohnmächtig zur Erde. Wir mußten sie in den Wagen tragen, in welchen Mutter und Schwester weinend

stiegen. So endete dieser Abend, der leider nur der Anfang noch größerer Unglücksfälle war.

Als ich am andern Tage Erkundigung über Laura's Befinden einzog, erfuhr ich, daß der alte Onkel sehr übel sei. Laura hatte eine schlimme Nacht hingebracht, sie befand sich zwar besser, aber man empfing Niemand. Mehre Tage hindurch erhielt ich dieselbe Auskunft. Die fürchterlichen Neuigkeiten hatten sich bestätigt, ich erhielt keinen Brief von der Grenze und zweifelte nicht mehr, Valdovino sei gefallen. Endlich kamen Briefe, einen davon öffnete ich mit Herzklopfen, er enthielt nur folgende Worte:

„Mein Freund! Ich bin wieder in dem Lande angekommen, welches ich von nun an mein Vaterland nenne. Verwundet, sterbend vor Kälte und Ermattung, schritt ich über die Grenze. Wenn ich unterliege, so werden meine Gebeine in Frankreich ruhen. Das Land, wohin eine heftige Leidenschaft mich zieht, ist kein fremdes Land mehr für mich. Meine Wunde ist schmerzhaft, aber die Ärzte versichern, sie sei nicht tödtlich. Gott gebe es. — Ich möchte noch leben! — Adieu!“ —

Ich begab mich auf der Stelle zu Madame Dujabert. Der Onkel war sehr übel, doch empfing man mich. Bei dem ersten Blicke, den ich auf Laura warf, vermuthete ich, daß auch sie Nachrichten von Valdovino erhalten haben müsse, allein vermuthlich hatte er ihr die Gefahr, in welcher er schwebte, verschwiegen; denn sie lächelte mir vergnügt, voll Vertrauen und Hoffnung zu. Als ich ihr sagte, daß ich am andern Morgen nach Bayonne abzureisen gedenke,

wo ich Valdovino treffen werde, rief sie, „o, wie wird er sich freuen, Sie zu sehen! Sie sind ein treuer Freund.“

Vier Tage nachher war ich in Bayonne. Ich fand Valdovino in einem sehr traurigen Zustande, eine Kugel war ihm in die Brust gedrungen. Er war bis zu Thränen bewegt, als er mich sah. Ich erzählte ihm von Laura und das that ihm wohl. Er vertraute mir, daß zwischen ihm und Laura ein Briefwechsel bestehe, und daß er von ihr alle jene Versprechungen und Schwüre erhalten habe, die ihn zum Glücklichsten der Menschen machen. Valdovino wollte sogleich abreisen und mit mir nach Avignon zurück kehren, allein seine Wunde machte es ihm unmöglich, die Ärzte erklärten, daß ihm dies den Tod bringen könne.

Vierzehn Tage befand ich mich bei ihm, als wir eine traurige Nachricht erhielten. Der alte Onkel der Madame Dujabert war gestorben, und sein letzter Wille hatte allgemeine Bestürzung verursacht; dieser Mann, der bei seinen Lebzeiten sein ganzes Vermögen seiner Nichte überlassen hatte, beraubte sie dessen ganz nach seinem Tode. Da er an jenem Abende, als Madame Dujabert mit ihren Töchtern auf den Ball ging, allein geblieben war, hatte er, darüber erboßt, sein Testament neu gemacht, und mit der ausdrücklichen Erklärung: er wolle sein Vermögen nicht Leuten hinterlassen, welche sich unterhalten, wenn er in den letzten Zügen liege, einen entfernteren Verwandten zu seinem Universalerben gemacht.

Auf Valdovino schien diese Begebenheit wenig Eindruck zu machen, im Gegentheile freute er sich darüber, da ihm Laura's Wohlhabenheit ein Hinderniß gegen ihre Ver-

einigung zu seyn schien. Ich reis'te allein ab, da Valdovino noch das Bett hüthen mußte.

Man kann sich denken, wie tief dieser Schlag Madame Dujabert traf, allein es lag in ihrem Charakter, ihren Kummer verbergen zu wollen und zu können. Sie hatte selbst an den Universal-Erben geschrieben, und erwartete ihn in demselben Hause, welches sie ihm nun bald räumen sollte. In acht Tagen kam er an. Er war noch ein junger Mann, wohlgebildet und liebenswürdig. Wenn ich es dir nicht sagte, würdest du ihn an jenem Cadaver, der dort auf der Bank sitzt, nicht wieder erkennen."

Paul schwieg und betrachtete einige Augenblicke den Mann, der seinem Freunde so glücklich vorgekommen war, und fuhr dann in seiner Erzählung fort:

„Als ich ankam, fand ich Herrn Montant schon in seinem Hause, welches aber auch die Familie Dujabert noch nicht verlassen hatte. Jeden Abend vereinigte sich daselbst ein vertrauter Kreis, zu welchem ich wie früher zugelassen wurde. Laura sah mich mit vieler innerer Bewegung und Befangenheit. Valdovino hatte ihr zwar geschrieben, daß ich in ihr ganzes Geheimniß eingeweiht sei, aber die jungfräuliche Schamhaftigkeit hinderte sie, mit mir selbst darüber zu sprechen, und kein Wort verrieth mir die Gefühle ihres Herzens. Das arme Mädchen war in tiefe Schwermuth versunken, sie litt sichtbar."

Madame Dujabert schien nicht daran zu denken, das Haus des Herrn Montant zu verlassen. Eines Tages sprach sie zu Laura: „Meine Tochter! es fällt uns ein Glück vom Himmel, welches ich nicht zu hoffen wagte. Herr Montant

hat um deine Hand angehalten, wir hatten gestern eine dreistündige Unterredung hierüber, du kennst unsere Lage, und ich glaube, du wirst nichts dagegen einzuwenden haben."

Laura fürchtete ihre Mutter, besaß aber dennoch den Muth, diesen Antrag von sich zu weisen. Madame Dujabert, hiedurch erstaunt und erzürnt, befahl ihr darüber nachzudenken, und sandte sie noch an demselben Tage auf das Land zu einer alten Tante, welche ersucht wurde, ihr vorzupredigen. Montant wußte nichts von diesem Widerstand, vielleicht würde er so großmüthig gewesen seyn, auf seinen Plan Verzicht zu leisten, wenn ihm Laura ihre Liebe für einen Andern offen entdeckt hätte, aber das arme Mädchen verschloß ihr Geheimniß nur zu gut in ihren Busen.

Die Tante war eine von jenen Personen, die geradezu an's Ziel gehen. Sie sagte ganz einfach zu ihrer Nichte: „Da du keine Neigung für irgend einen andern Mann hast, warum widersetzest du dich einer Heirath, die das Glück deiner Familie macht?"

„Wird meine Familie glücklicher seyn," fragte Laura weinend, „wenn mich der Gram getödtet hat?"

„Man stirbt nicht sogleich aus Gram," versetzte die Tante ruhig, „du wirst reich und glücklich in dem süßen Bewußtsein leben, deiner Familie ein Wohlleben erhalten zu haben, welches sie schon auf dem Punkte stand, zu verlieren. Du weißt nicht, was es Entsetzliches ist um die Armuth, es gibt kein größeres Unglück. Herr Montant ist ein großmüthiger Mann, er hat versprochen, deine Schwestern auszustatten. Deine Mutter wird mit ihnen und mit dir auf dieselbe behagliche Art fortleben können wie bisher, und in

demselben Hause, welches sie wird verlassen müssen, wenn du nicht seine Herrin werden willst. Deine Weigerung versetzt Euch alle in Armuth, und Ihr werdet Euch Euer mageres Brot mit Eurer Hände Arbeit verdienen müssen."

„Genug, Tante!" rief Laura schluchzend, „o wie unglücklich bin ich!"

„Das wird vorübergehen, liebes Kind, wenn du dich nur einmal zu dem Unvermeidlichen entschlossen haben wirst."

Die Tante sprach noch zwei Stunden über dasselbe Thema, dann überließ sie Laura ihren eigenen Betrachtungen. Am nächsten Morgen kam Madame Dujabert, Mutter und Tochter sprachen sehr wenig, aber beim Abschiede sagte Laura: „Mutter! ich bin entschlossen, ich heirathe Herrn Montant." Madame Dujabert umarmte sie mit Freudenthränen, sie hatte sich ein so schnelles Fügen in ihren Willen nicht vermuthet.

„Ich darf also Montant das Jawort geben?"

„Allerdings, liebe Mutter."

„Er wünscht die Sache bald in's Reine zu bringen."

„Wann Sie befehlen, ich werde gehorchen."

Am nächsten Tage holte man Laura vom Lande ab, und ihre Heirath wurde öffentlich verkündet. Ich fiel wie aus den Wolken über diese Nachricht, und eilte zu Madame Dujabert. Laura fand Gelegenheit, mit mir allein zu sprechen, und erzählte mir Alles, was ich dir so eben sagte. Während unserer ganzen Unterredung kam der Name Valdovino nicht über Laura's Lippen, sie machte nicht die geringste Anspielung auf ihre geheimen Gefühle, sie sprach kein Wort über den Beweggrund, der sie bestimmte, mir ihr

Zutrauen zu schenken, nur, als ich von Mitleid durchdrungen, rief: „O, wie bedaure ich Sie, welch' ein Opfer bringen Sie da," antwortete sie mir mit erzwungener Kaltblütigkeit: „Ja wohl ein großes, ein grausames Opfer, aber ich hoffe, es werde bald den Tod bringen."

Die Vermählung sollte schon in acht Tagen vor sich gehen. Ich schrieb nicht an Valdovino, ich hielt es für besser, ihm selbst die Schreckensnachricht zu überbringen, wenn Alles vorüber seyn wird.

In Madame Dujabert's Hause herrschte allgemeine Freude, nur Laura hatte rothgeweinte Augen, und suchte doch allen Leuten, welche ihr Glückwünsche darbrachten, ein Lächeln zu zeigen. Ihr Schicksal erregte den Neid vieler Mädchen ohne Heirathsgut, vieler Mütter solcher Töchter. Montant war ganz selig, sein altes Junggesellen-Herz hatte sich beim Anblicke seiner schönen, jungen Braut verjüngt, er fühlte sich den glücklichsten aller Menschen, denn er bemerkte nicht, daß Laura ihn nicht liebte, und ihr Besitz war das höchste Ziel seiner Wünsche.

III.

Der glückliche Unglückstag erschien. Es war der erste März. Ich erwachte, das Herz voll Bitterkeit. Ich dachte an das traurige Geschick, welches sich nun erfüllen sollte, an diese fürchterlichen Anforderungen, welche Lage und Geld an uns stellen, an dieses arme Schlachtopfer, welches Eitelkeit, Interesse und egoistische Selbstliebe dahinopfern, an Valdovino's Verzweiflung.

Plötzlich vernahm ich eine mir wohlbekannte Stimme.

Bebend stürzte ich zum Zimmer hinaus. Valdovino war es. Er trat mir zitternd, blaß, entstellt entgegen.

„Himmel!“ rief ich, „was willst du hier?“ —

„Ich weiß Alles,“ antwortete er mir, „sie hat mir Alles geschrieben. Ich muß sie sehen, noch einmal, zum letzten Male. Ich hatte schon früher kommen wollen, allein ich mußte auf der Straße anhalten, meine Wunde öffnete sich.“ — Und mit einem Schlage auf seine Brust setzte er hinzu: „O wäre ich an der Grenze gestorben.“

Ich setzte mich neben ihm, versuchte ihn zu besänftigen, aber ich fand keinen Trost für solch' eine Verzweiflung. Valdovino saß unbeweglich, die Hände gefaltet, stumm, einige Thränen rollten über seine entfärbten Wangen, und dieser stumme Schmerz war herzzerreißender als Klagen.

Das grausame Schicksal wirft sie in den Arm eines Andern,“ sprach er zu mir, „es ist eine gräßliche Nothwendigkeit, welche sie mir entreißt. Könnt' ich doch früher sterben, bevor ich das mit ansehen muß.“ Und jetzt sprang er auf, sah auf die Wanduhr und schrie: „Noch zehn Stunden und sie ist Madame Montant. — Aber sehen, sprechen muß ich sie noch, und kostet es mein Leben! Gott weiß, ich kann nicht anders, ich muß.“

„Freund!“ redete ich ihm zu, „eine Zusammenkunft ist unmöglich, denke wie gefährlich eine solche für euch Beide werden kann. Unter welchem Vorwande willst du an diesem Tage erscheinen, wie soll dich Laura, die man heute gewiß keinen Augenblick allein läßt, empfangen?“ —

„Und doch muß es geschehen. Ich habe ihr geschrieben und erwarte ihre Antwort. — Sie liebt mich, sie wird mein

letztes Lebewohl nicht zurückweisen — sie kann es nicht. Nichts ist demjenigen unmöglich, der den Muth der Verzweiflung gewonnen hat.“

Valdovino zitterte bei jedem Tritte, den er von Außen vernahm, seine Bangigkeit verdoppelte sich mit jedem Augenblicke, endlich trat mein Diener mit einem Briefe ein.

„Das ist ihre Antwort,“ stammelte Valdovino fast athemlos, und riß den Brief auf, überflog ihn, und reichte mir ihn dann. Ich las folgende Worte: „Du willst es, es sei! Noch eine Stunde des Lebens, des Glücks, der Liebe, und dann Nacht und Verzweiflung. Die kleine Gartenthüre wird um 10 Uhr offen seyn, und Martha dich dort erwarten.“

Ich versuchte noch einmal, Valdovino von diesem Schritte abzuhalten, allein vergebens, Hindernisse, Gefahren waren nichts für ihn, er sah nur dieses letzte Beisammensein, er fühlte nur den letzten Abschiedskuß, er besaß den eifersüchtigen, festen, unwandelbaren Willen eines Menschen, der seinem Nebenbuhler den geliebten Gegenstand bis zum letzten Augenblicke abkämpft.

Es war fast 9 Uhr, als ich zu Madame Dujabert kam. Der Contrakt war schon Nachmittags unterzeichnet worden, der Civil-Akt hatte nachher in der Mairie Statt gefunden, und gegen Mitternacht sollte die kirchliche Ceremonie vor sich gehen.

Madame Dujabert hatte die halbe Stadt zum Balle gebeten. Man tanzte bis zur Stunde, wo man sich zur Kirche begeben wollte. Die Säle strahlten von tausend Lichtern und von dem Schmucke der Damen wieder. Man drängte sich um die Braut, man stritt sich um die Ehre, mit ihr zu

tanzen. Ich konnte mich ihr kaum nähern, doch bemerkte ich, daß ihr Blick etwas Egarirtes habe, was mich schaudern machte, ihre Worte schienen bloß zufällig zu seyn, und Todtenblässe überzog ihr Gesicht. Dennoch sah sie mit dem weißen Kranze um die dunklen Locken reizend aus, und ich bemerkte wohl, wie Montant's Blicke mit Stolz auf ihr weilten.

Es war nahe an 10 Uhr, und diese Stunde vermehrte meine Unruhe. Ich trat zu einem Fenster, die Nacht war dunkel, nur ein Dutzend Lampen beleuchteten die Terrasse, sonst war der Garten ganz finster, doch war mir, als sähe ich einen Schatten sich längs der Mauer hinbewegen. In diesem Augenblicke schlug es 10 Uhr. Laura hatte den Saal verlassen, und war in das Gemach ihrer Mutter gegangen, wo man ihr den weißen Brautschleier und einen Blumenstrauß anheftete. Madame Dujabert war ihrer Tochter gefolgt, denn sie schien über die Blässe Laurens unruhig zu werden. Laura bat dann, man möchte sie kurze Zeit allein lassen, damit sie sich sammeln und zur kirchlichen Ceremonie vorbereiten könne. Ihre Mutter führte sie selbst in das Gemach, welches sie bisher bewohnt hatte, und welches sie heute verlassen sollte. Laura war ihrer kaum mehr mächtig, sie konnte ihre Mutter und ihre Schwestern nur durch ein Zeichen bitten, sich zu entfernen.

Man tanzte indessen immer fort. Eine Stunde verfloß, und mir wurde banger, ich horchte, ich spähte, ich wartete, meine Blicke verließen Madame Dujabert nicht, welche immer fröhlich im Saale blieb.

Plötzlich vernahm man Geschrei auf der Seite von Lauren's Kammer, und fast in demselben Augenblicke stürzte

auch Laurens jüngste Schwester, Julie, in den Saal, schreiend: „Zu Hilfe! zu Hilfe! Montant hat meine Schwester ermordet!“ —

Alles stand starr vor Schrecken. — Madame Dujabert schrie: „Herr, im Himmel! das kann nicht seyn!“ und als sie dann Blut auf Juliens Kleid bemerkte, fiel sie ohnmächtig zu Boden.

Während man der Mutter zu Hilfe eilte, erzählte Julie, daß sie mit Montant zu dem Zimmer ihrer Schwester gegangen, und da sie die Thüre verschlossen gefunden, durch die kleine Thüre der Alkove eingetreten seien; Laura lag schluchzend in den Armen Valdovino's, der einen Kuß auf ihre Lippen drückte; kaum erblickte dies Montant, als er wüthend seinen Degen zog, mit dem er Valdovino durchbohren wollte, als sich aber Laura schnell vor ihn warf, durchbohrte er seine Braut.

Ich eilte in Laura's Gemach; die Diener hatten sie bereits auf das Bett gelegt, wo sie noch im Brautschleier und mit dem Kranze auf dem Haupte mit geschlossenen Augen und blutend lag.

Valdovino lehnte unbeweglich stumm, die stieren Augen auf das Opfer geheftet, an der Mauer. Montant suchte sich den Armen derjenigen, welche ihn hielten, zu entringen, er schlug um sich wie ein Wahnsinniger, man mußte ihn forttragen.

Ich näherte mich Valdovino. „Entferne dich!“ sprach ich leise zu ihm.

„Noch nicht!“ antwortete er, ohne mich anzusehen, und warf sich, nun in Thränen ausbrechend, über Laura. Ma-

dame Dujabert drängte sich durch die Frauen, welche ihr den Weg versperren wollten, und warf sich am Bette auf ihre Knie. Tiefe Stille herrschte in dem Gemache, obschon es voll von Menschen war; die Ballkleider, der Schmuck, die Blumen machten einen seltsamen Contrast mit den betrübten Gesichtern und der Todtenstille.

Einige Minuten nachher trat ein Arzt ein, und Alles erwartete bebend seinen Ausspruch. Er beugte sich über Laura, horchte auf ihren Athem, legte seine Hand auf ihr Herz, und sagte dann: „Es ist vorbei!“ Da stieß Valdovino einen fürchterlichen Schrei aus, und fiel besinnungslos zu Boden. Man trug ihn fort.

Zwei Monate schwebte der Unglückliche zwischen Tod und Leben, ich brachte ihn nach Nizza, allein er war noch zu nahe bei Avignon. Er bestand darauf, Frankreich und Europa zu verlassen. Zu Ende des vorigen Monats hatte er sich nach Mexiko eingeschifft. Die letzten Worte, die er zu mir sprach, waren: „Freund! ich hoffe auf der Reise zu sterben.“

Ich bin nicht mehr in Madame Dujabert's Haus gekommen, aber man sagt mir, daß Montant täglich fürchterliche Convulsionen bekomme, die seinem Leben bald ein Ende machen werden.

„Und dies ist der Mann,“ schloß Paul seine Erzählung, „der dort noch immer auf der Bank sitzt, und der nie so grenzenlos elend geworden wäre, wenn er nicht eine Million geerbt hätte.“

Ein Concert bei Napoleon.

Kleine Erzählung, aus dem Französischen.

In den ersten Tagen des Mai im Jahre 1806, als Napoleon nach dem Feldzuge nach Paris zurück gekommen war, drängten sich Feste auf Feste, und vor allen hatte eins, welches im Opernhause gegeben wurde, ihn tief ergriffen. Bei seinem Eintritte in die Loge, wurde er mit enthusiastischem Vivatgeschrei der Zuseher empfangen, und von allen Seiten bewegten sich Palmzweige ihm entgegen, welche die Administration hatte vertheilen lassen. Man gab eine Gelegenheitskantate, welche aber durch den Tumult der Menge übertäubt wurde. Vergebens strengten Orchester und Chöre sich so stark an, als es ihre Kräfte zuließen, alles vereinigte sich in dem einzigen Ausruf: „Es lebe der Kaiser!“

Napoleon sprach noch am andern Morgen mit Vergnügen von diesem Abend. Er hatte Crescentini zu sich rufen lassen, und unterhielt sich mit ihm während des Frühstückes. Diese Zeit widmete er gewöhnlich der Kunst und den Künstlern. Er ließ sich die Neuigkeiten der Theater erzählen, ließ Autoren und manchmal auch Schauspieler zu sich rufen, spendete ihnen verdientes Lob, und machte ihnen Geschenke, deren Werth durch die Art, wie er sie gab, noch er=

höht wurde. Crescentini stand vor dem Kaiser, während dieser ihm Fragen über sein erstes Auftreten und über den Kardinal Caprara, dem er seine erste Bildung verdankte, stellte. —

„Sire!“ sagte der Sänger, „in diesem Augenblicke ist die Perle aller Sängerinnen, eine wunderbare Frau, welche die Natur mit der herrlichsten Stimme begabt hat, Signora Catalani auf dem Wege hieher. Ich habe mit ihr in Lissabon gesungen, und die Portugiesen trennten sich von ihr nur mit Thränen. Madame Catalani kommt von Madrid, und es ist kaum möglich, ihr eine gnädigere Aufnahme zu gewähren, als sie von Seite der Königin von Spanien genossen hat.“

Napoleon antwortete nicht, sondern gab nur Befehl den Sekretär seiner Hof- und Kapellmusik zu rufen.

Als Herr G. eintrat, fragte ihn Napoleon: „Wann wird Madame Catalani hier eintreffen?“

„Sire! so eben habe ich die Nachricht erhalten, daß sie schon seit einer Stunde hier ist.“

„Wie lange wird sie verweilen?“

„Sehr kurze Zeit, Sire! Sie muß nach London, wo sie für diese Saison engagirt ist.“

„Gut. Ich will sie diesen Abend hören.“

Mit diesen Worten ging der Kaiser aus dem Zimmer. Crescentini und G. blieben allein sich stumm und betroffen ansehend. Wäre der Blitz vor dem Sekretär in die Erde gefahren, er hätte ihm nicht mehr Schrecken verursachen können. Er sollte bewirken, daß Madame Catalani noch heute, am Tage ihrer Ankunft, nach allen Be-

schwerlichkeiten einer langen Reise, ohne alle Vorbereitung vor dem Kaiser singe.

„Es ist unmöglich, daß sie heute singe," sagte Crescentini.

„Es ist unmöglich, daß sie nicht singe," antwortete G. „Der Kaiser will es. Nur weiß ich noch nicht, wie ich es zu Stande bringen werde."

Mit diesen Worten ging er und zog den Italiener mit sich fort. Nach wenigen Minuten stiegen der Sänger und der Sekretär die Treppe hinan, welche zur Wohnung der Madame Catalani führte. Sie waren in heftigen Wortwechsel begriffen. G. verlangte Crescentini sollte in seiner Eigenschaft als Künstler, Landsmann und Kamerad der Sängerin ihr den Willen Napoleon's bekannt machen. Crescentini aber erklärte es gebühre dem Musik-Sekretär des Kaisers, den Wunsch seines Herrn zu offenbaren.

Madame Catalani hatte kaum erfahren, was man von ihr wünsche, als sie in ein lautes Geschrei ausbrach und in Ohnmacht zu fallen drohte. Das galt aber nicht als Entschuldigung beim Kaiser. G. suchte der Sängerin begreiflich zu machen, daß sie morgen Zeit genug habe, krank zu seyn. „Aber um's Himmelswillen ich habe keine Stimme," rief Madame Catalani. „Die wird sich finden," versetzte Herr G., „und überhaupt sei dies nur eine ganz unbedeutende Nebensache, indem die Betroffenheit allen denjenigen, mit welchen der Kaiser sprach, gewöhnlich die Stimme raube." Umsonst suchte Madame Catalani begreiflich zu machen, daß das, was bei allen andern Menschen für eine Nebensache angesehen werden könne, bei einer Sängerin doch eine Haupt-

sache sei. Man erwiederte ihr, der Kaiser wolle sie einmal hören, und sie müsse sich, mit oder ohne Stimme, hören lassen. Endlich nahm die Künstlerin ihre Zuflucht zum letzten Hilfsmittel und versicherte, sie besitze keinen Anzug, in welchem sie würdig vor dem Kaiser erscheinen könne. Kaum aber hatte sie diese Worte ausgesprochen, als Herr G. schon in seiner Kutsche saß und zur Hofmodehändlerin galopirte, die er auch in wenigen Minuten mit sich brachte.

Madame Catalani schrie noch ein paar Mal: „Es kann nicht seyn, es kann nicht seyn, es ist unmöglich, als ihr die Modehändlerin schon das Maß zu einem Schleppkleide von Lyonerstoff genommen hatte. Es war halb 1 Uhr Mittags und das neue Kleid wurde bis 7 Uhr Abends versprochen. Madame Catalani sah wohl, daß hier aller Widerstand fruchtlos sey, sie entließ also die beiden Herren, um etwas zu ruhen, und sich dann zum Concert vorzubereiten. G. ging etwas getröstet von dannen, allein Alles war noch nicht gethan, es mußten noch mehre Künstler gebeten werden, um das Concert zu organisiren.

Frauen waren hiezu keine zu bekommen, denn welche hätte mit einer Catalani in die Schranken treten wollen? G. bestimmte also, daß Crescentini und Garat die Gesangstücke mit Madame Catalani ausführen sollten, zur Violine bestimmte er Kreuzer und für das Horn Duvernoy. Kreuzer war bald gefunden, aber mehre Stunden gingen dahin bis G. Duvernoy traf. Es war schon 5 Uhr Nachmittags als der Sekretär in tausend Ängsten endlich zu Garat kam. Er hatte ihn schon früher durch einige Zeilen von dem Ganzen benachrichtigt und glaubte jetzt

nur mehr mit dem berühmten Sänger die Musikstücke bereden zu dürfen, die er ausführen wollte, um sie auf das Programm zu setzen.

Bevor ich jedoch Herrn G. bei Garat eintreten lasse, muß ich meinen Lesern erzählen, welche Scene einige Minuten früher bei diesem Künstler Statt hatte.

Garat gab Singlektionen, er war der berühmteste und trefflichste Lehrer in jener Kunst, die er selbst so herrlich ausübte. Unter seinen zahlreichen Schülerinnen befanden sich mehre junge Fräuleins, deren Verwandte einen erhabenen Rang beim kaiserlichen Hofstaat bekleideten. Auch die Tochter des Generals H., den seine Stellung noch in Deutschland zurück hielt, nahm bei Garat Unterricht, und kam fast alle Tage regelmäßig mit ihrer Tante.

Mademoiselle H. kam in Abwesenheit ihres Vaters wenig unter Leute, ihre angeborne Schüchternheit vergrößerte sich noch in der Einsamkeit, welche ihr nur die Musik versüßte. Sie besaß eine wunderschöne Stimme, welche aber weniger Kraft als Ausdruck hatte. Ihr Gesang erfüllte die Seele der Hörer unwillkührlich mit einer süßen Wehmuth. Garat hielt sie für die vorzüglichste seiner Schülerinnen er sagte oft: „die Stimme dieses Mädchens sei des kaiserlichen Ohres würdig.“

Der Bote, welcher den Brief des Sekretärs brachte, worin gemeldet wurde, daß diesen Abend Hofconcert seyn sollte, war kaum zur Thüre hinausgegangen, als diese sich wieder öffnete und Mademoiselle H. mit ihrer Tante eintrat. Die alte Dame trug in ihrem Gesichte Spuren tiefen Grames, und die rothen Augen des jungen Mädchens verriethen

vergossene Thränen. Als sie sich gesetzt hatten, nahm die Tante mit einem Seufzer das Wort und sprach zu dem Sänger: „Herr Garat, ich und meine Tochter sind gekommen, um Ihnen für die menschenfreundlichen Bemühungen Dank zu sagen. Meine Nichte ist gezwungen die Musiklectionen einzustellen, welche sie so glücklich war von Ihnen zu erhalten.“

„Wär' es möglich!“ rief Garat, „ich hoffe Madame, daß es nicht ein Unfall sei, der Ihre Vermögensumstände traf. — Glauben Sie gewiß, ich —“ hier hielt er ein, da er es für undelikat hielt, seinen Unterricht unentgeldlich anzubieten.

„Wollte der Himmel, mein Herr!“ erwiederte die Tante, „das arme Kind hätte nur einen Verlust an ihrem Vermögen zu betrauern, allein es ist ein Unglück, welches über unsere Familie hereingebrochen ist.“

„Wie,“ rief Garat, „wäre vielleicht General H. —“

„Gestorben, meinen Sie — o noch fürchterlicher, seine Ehre ist verloren.“

Garat stand stumm während die beiden Frauen in lautes Schluchzen ausbrachen. Nach einigem Stillschweigen fuhr die Tante fort: „Sie müssen den Klagen, welche uns der Schmerz entpreßt, nicht einen zu schweren Sinn unterlegen. Mein Bruder ist eines militärischen Fehltritts beschuldigt, der ihm die Ungnade des Kaisers zugezogen hat, aber er ist nicht schuldig, gewiß mein Herr, er ist nicht schuldig, und wenn wir bei Sr. Majestät Gehör fänden, wenn die arme Tochter seine Knie umfangen könnte — allein wir kommen nicht vor, der Kaiser hält sich überzeugt, daß mein Bruder ein

Vergehen gegen die Disciplin begangen habe, und da ist er unerbittlich, selbst General Duroc wurde zurückgewiesen, und ich bin überzeugt, mein Bruder wird diesen Flecken von seiner Ehre nicht überleben."

„Aber um's Himmelswillen, was ist denn geschehen?" fragte Garat mit der größten Theilnahme.

„Sie wissen, General H. wurde zum Militär-Gouverneur einer eroberten Provinz ernannt. Er wird beschuldigt einem unsrigen Corps keine Verstärkung gegeben zu haben, welches im Rückzuge gegen den viel stärkern Feind focht. Allein zu dieser Zeit lag mein armer Bruder krank, er hatte Befehl gegeben, allein dieser wurde nicht befolgt. Glauben Sie mir, General H. ist ein braver Soldat, und dem Kaiser mit ganzer Seele ergeben, und der Umstände sind viele, welche hier der Milde und Nachsicht das Wort sprächen."

„Sie glauben also —" sagte Garat nach kurzem Besinnen „wenn Mademoiselle mit dem Kaiser sprechen könnte —"

„So wären wir gewiß gerettet; denn der Kaiser ist gerecht. Allein wer wird es wagen, uns diese Gunst zu verschaffen, da General Duroc es vergebens versuchte?"

„Ich will's wagen!" antwortete Garat.

In diesem Augenblicke meldete ein Diener den Sekretär S.

„Treten Sie in das Nebengemach," fuhr Garat fort, „und vertrauen Sie auf mich."

Die Damen traten ab und Garat warf schnell seinen Schlafrock über, band zwei Tücher um seinen Hals, streckte sich auf ein Ruhebett hin und befahl den Sekretär eintreten zu lassen.

Dieser erblaßte, als er Garat in diesem Zustande fand. — „Mein Gott! Sind Sie etwa gar unwohl?“ fragte er ängstlich.

„Ja, mein Lieber, ich kann keinen Ton heraus bringen.“

„Gerechter Himmel! und mein Concert.“

„Ihr Concert wird ohne mich Statt haben.“

„Aber was wird der Kaiser sagen?“

„Der Kaiser weiß, daß er keinen ergebneren und dankbareren Unterthan hat, als mich. Er wird sagen, Garat kann nicht.“

„Aber wo einen andern Sänger schnell hernehmen?“

„Hören Sie, lieber Freund, ich kenne nur ein einziges Duo, welches ich vielleicht mit aller Anstrengung herausbringen könnte — aber — nein, nein, es geht auch nicht.“

„Aus Barmherzigkeit versuchen Sie's.“

Garat machte einige Läufe mit einer erzwungenen rauhen Stimme. „Sie sehen, es ist unmöglich.“

„Ja, eine Arie — aber das Duo.“

„Dieses Duo kann nur eine meiner Schülerinnen mit mir singen, welche eine der schönsten Stimmen besitzt, welche ich je gehört habe. Sie ist keine Künstlerin, sie ist ein Fräulein vom Hofe. Ja, ich weiß nicht, ob sie sich herbei lassen wird zu singen. — Vielleicht wenn man sie ersuchte.“

„Thun Sie's, mein lieber guter Garat, erbarmen Sie sich meiner Noth.“

„Ich will ihr schreiben,“ sagte Garat, und indem er zum Tische trat, und noch einen Lauf versuchte, setzte er hinzu: „Wahrhaftig, meine Stimme wird schon etwas reiner. Er wollte noch trillern, aber G. bat ihn, sich nicht an-

zustrengen, und für den Abend zu schonen. G. wollte selbst den Brief bestellen, Garat gab ihm denselben, schrieb aber eine falsche Adresse darauf. G. eilte endlich fort, nachdem er sich vorher überzeugt hatte, daß der Sänger sich gut verwahrt wieder auf das Ruhebett begeben, und nachdem er ihm zwanzig Mal empfohlen hatte, sein Unwohlsein durch keine Unklugheit zu vermehren.

Die glänzende Gesellschaft, welche dem Concerte beiwohnen sollte, war seit einer halben Stunde versammelt. Der Lehnstuhl des Kaisers war noch leer, die Kaiserin saß aber schon auf dem Stuhle der zu seiner Rechten stand, umgeben von Napoleon's Familie. Punkt 9 Uhr wurden die Flügelthüren aufgerissen und man vernahm heftige Tritte in der Vorgallerie. An der Saalthüre blieb der Kaiser einen Augenblick vor einer Schildwache von seiner Garde stehen, die das Gewehr präsentirte. Es war ein Mann von fast sechs Schuhen, mit einem martialischen und zerhauenen Gesicht. Napoleon fixirte ihn und der Soldat, zum ersten Mal in seinem Leben etwas scheu, schlug die Augen nieder. Der Kaiser war empfänglich für diesen Beweis ergebener Bewunderung, seine strengen Züge erheiterten sich, er nickte dem Soldaten freundlich zu und trat dann lächelnd in den Saal, wo vor ihm dieses Lächeln eben solche Freude erweckte, als hinter ihm. Er setzte sich und das Concert begann.

Während Kreuzer ein Concertino auf der Violine spielte, welchem dann Variationen von Duvernoy, auf dem Horn gespielt, folgen sollten, schien der Kaiser sehr zerstreut. Er wendete den Kopf rechts und links, und wechselte einige Worte mit Duroc, der hinter ihm saß. Er hatte

von dem Kammerherrn das Concert-Programm erhalten, worauf noch immer das Musikstück nicht benannt war, welches Garat singen sollte. Der Kaiser war ungeduldig über diesen Mangel, den er für die Folge einer Nachlässigkeit hielt. Er befahl den Musik-Sekretär zu suchen, aber Niemand fand ihn.

Endlich kam die Reihe an Garat. Die Überraschung war allgemein, als man ihn nach einer kurzen Pause erscheinen sah, und ein junges Mädchen von sehr angenehmem Äußern und natürlicher Schüchternheit an der Hand führend, deren Züge durch eine Mischung von Unschuld und Anmuth gleich beim ersten Anblick alle Herzen für sie einnahm. Die Neugierde, wer sie sei, war um so größer, als sie auf dem Programm gar nicht angezeigt war, und Jeder fragte seinen Nachbar, wer die schöne Sängerin sei. Es konnte keine Künstlerin seyn; denn man hatte sie noch nie gesehen. Der Kaiser selbst stutzte.

Alles war in Bewegung, Duroc allein, dessen Gesicht zwar etwas Unruhe zeigte, schien doch mit ganzer Seele eine Arie aus: „Orpheus," von Gluck anzuhören, welche Garat in diesem Augenblicke mit unbeschreiblichem Ausdruck sang. Der Kaiser, der um sich schaute, schien überrascht von Duroc's Musiksinne, der bisher nur eine Neigung für den Kanonendonner geäußert hatte.

Garat besaß keine starke, aber eine äußerst angenehme Stimme, welche die Töne des Tenors und Baritons vereinigte. Mit dieser Naturgabe verband er eine herrliche Methode, allein sowohl in seinem Gesange selbst als in seinem Vortrage herrschte etwas Geziertes, was dem Kaiser miß-

fiel. Als Garat's Arie also zu Ende war, wendete sich Napoleon, ohne Zeichen von Beifall zu geben, zu Duroc, und fragte ihn kurz und heftig:

„Kennen Sie die junge Sängerin?“

„Sire!“ sagte Duroc verlegen.

„Wie heißt sie?“

„Möglich, daß mein Gedächtniß mich trügt,“ antwortete Duroc noch verlegener.

„Ihren Namen will ich wissen,“ schrie Napoleon. „Wohlan, weil Eure Majestät ihren Namen wissen wollen,“ versetzte Duroc laut genug, um von allen Nachbarn gehört zu werden, und mit einer Art Barschheit, welche ihren Grund in der Meinung hatte, der Kaiser habe sich hier zu strenge gezeigt, „diese junge Sängerin ist die Tochter des Generals H.“

Der Kaiser erblaßte, und aus seinen Augen schossen Blicke des Zornes. Vom Munde zu Munde tönte der Name Eugenie H. durch den ganzen Saal, und vermehrte noch die Theilnahme, welche Alle beim ersten Anblicke an dem Mädchen genommen hatten. Diese trat indessen, sich nur mit Mühe aufrecht haltend, zum Pianoforte. Alle Herzen preßten sich zusammen, man theilte ihre Gemüthsbewegung, und als sie anfing zu singen, erhob sich gegen die Ettikette ein allgemeines Beifallsgemurmel, so sehr fühlte man, daß es Noth thue, die Arme aufzumuntern. Wer weiß, theilte dies Gefühl nicht auch selbst der Kaiser.

Sie hatte die Romanze von Garat: „Vous qui savez ce que j'endure“ gewählt. Ihre Stimme, Anfangs zitternd, nahm bald den rührenden Ausdruck eines Gebetes an, die Musik war den Worten angemessen, die Sängerin

schön, und das allgemeine Mitleid sprach für sie. Als Eugenie zur letzten Strophe gekommen war, faltete sie unwillkürlich flehend die Hände, während eine Thräne, eine wahre Perle, über ihre blasse Wange rollte. Ihre Erschütterung war ansteckend! Mehre Hofdamen suchten ihre Gemüthsbewegung hinter ihrem Fächer zu verbergen, und Duroc erstickte einen verlegenen Husten in seinem Sacktuche, der Kaiser selbst suchte sich einer auffallenden Unruhe zu entziehen, er wollte aufgebracht seyn, aber er fand nur Mitleiden in seiner Seele, nur seine Ungeduld behielt die Oberhand.

Nachdem die Romanze geendet war, rief Napoleon einen Kammerherrn, und befahl ihm mit festen Tone Mlle. H. zu ihrem Wagen zu führen.

In diesem Augenblicke trat Crescentini vor, um zu singen. Napoleon, jeder Bitte ausweichen wollend, nahm eine aufmerksame Stellung an, welche um so natürlicher wurde, als Crescentini wirklich sein Lieblingssänger war; vielleicht hoffte er auch seine Kunst werde den Sieg über seine eigene Gemüthsbewegung davon tragen, aber es war gerade, als ob auch der Italiener sich verschworen hätte, des Kaisers tiefste Saiten zu berühren.

Crescentini's Stimme war eine der ausdruckvollsten, rührendsten, zärtlichsten möcht' ich sagen, welche je aus eines Menschen Kehle kamen. In Mitte der glänzendsten Triumphe seiner Kunst, im Besitze eines bedeutenden Vermögens, lebte dieser Sänger immer abgesondert und betrübt, und es war, als ob sein Gesang diese Stimmung seiner Seele angenommen hätte. Diesmal hatte er sein herrlichstes Musikstück. „Ombra adorata“ gewählt, und er siegte damit

über Aller Ohren, über Aller Herzen. Niemand suchte sich auch der unwiderstehlichen Gewalt seiner Gesangskunst zu entziehen. Crescentini's Stimme weinte, wie jene des Romeo, und alle Seelen hingen an seinen Lippen.

Madame Catalani folgte nach ihrem Landsmanne. Sie, welche die Honneurs des Abends machen sollte, fand sich in den Schatten eines Gemäldes gestellt, welches die Nebenfigur der Demoiselle H. belebte. Die Bravourarie: **Son regina** aus „**Semiramide**," welche die Sängerin vortrug, war nicht im Einklange mit den Gefühlen, welche schon ihre Vorgänger erregt hatten. Man bewunderte Madame Catalani, man war erstaunt über diese starke und doch so biegsame Stimme, man zollte ihr das verdiente Lob, allein man hörte sie nur aus Neugierde, und war viel mehr auf die Entwickelung jenes kleinen Drama's gespannt, welches am Pianoforte angefangen hatte, man suchte im Gesichte des Kaisers zu lesen, welchen Ausgang es nehmen werde.

Gleich nach dem Concerte trat Napoleon zur italieschen Sängerin und sagte ihr Verbindliches über ihre Stimme und ihre Methode. Nachdem er auf diese Weise die Sache der Madame Catalani von jener der übrigen Künstler geschieden hatte, trat er zu diesen und fragte sie mit seiner gebieterischen Stimme, welcher von ihnen Demoiselle H. hieher gebracht habe? In ganz Frankreich gab es außer Napoleon's Grenadieren Niemand, der die Kühnheit besaß, zu antworten, wenn Napoleon ungehalten fragte. Garat wollte reden, aber der Muth entsank ihm, Crescentini wollte seinem Kameraden zu Hilfe kommen, benahm sich jedoch sehr linkisch er stotterte einige unverständliche Worte,

erröthete, verlor die Fassung, und ließ endlich alle Welt in dem Wahne, daß er der Schuldige sey. Der Kaiser hatte endlich Mitleid mit seiner Angst und sprach: „Crescentini, ich besorge, es war Ihnen etwas zu kalt in meinem Palais, Sie scheinen nicht ganz wohl, begeben Sie sich nach Hause.“

In diesem Augenblicke trat Duroc an die Seite des Kaisers und wollte sprechen, allein dieser nahm ihm das Wort vom Munde, indem er sagte: „kein Wort, Duroc, ich weiß, was Sie mich bitten wollen, allein vergebens!“ Er wandte ihm den Rücken zu, allein es war doch sichtbar, daß er sich selbst dabei Gewalt anthat. Niemand wagte es nun mehr auch nur ein Wort zu Gunsten der armen Eugenie zu sprechen, und ihr Schicksal schien entschieden.

Als der Kaiser im Abgehen (er war der Erste), an die Thür der Gallerie gelangte, trat er einen Schritt rückwärts, wie von einem Schauspiele ergriffen, worauf er nicht vorbereitet war. Zu den Füßen der Schildwache, desselben Grenadiers, den Napoleon bei seinem Eintritte gnädig zugelächelt hatte, lag ein Frauenzimmer auf ihren Knien, und der Soldat, der sein Gewehr fast über ihrem Kopfe präsentirt hatte, schien sie zu beschützen. Sogleich erkannte Napoleon in ihr Eugenie H.

„Und Er auch gegen mich?“ sagte der Kaiser, indem er den Grenadier fest ansah. — „Monsieur M. — warum ist Mademoiselle nicht zu ihrem Wagen gebracht worden?“

„Sire!“ antwortete der Kammerherr ängstlich, „Mademoiselle bat so sehr um das Glück, Eurer Majestät vorgestellt zu werden, ich bestand auch darauf, den Befehl Eurer Maje-

stät zu erfüllen, da mischte sich die brave Schildwache darein, der Grenadier sagte, den Kaiser dürfe Jedermann sehen, die Mademoiselle möchte sich nur zu ihm hinstellen, und wenn zufällig Eure Majestät darüber ungehalten würden, so würden Sie ihm schon verzeihen, er wollt's bei der nächsten Bataille schon wieder gut machen. Während dieses Wortwechsels erschienen Euer Majestät."

„Wie alter Schnurbart," sagte der Kaiser, „du lassest dich von Weibern besiegen —" und dann sich zu Mademoiselle H. wendend, sprach er: „stehen Sie auf Mademoiselle, Sie waren etwas verwegen, aber der Zweck entschuldigt das Mittel. Ich verschiebe das Urtheil Ihres Vaters bis nach der nächsten Affaire."

Mademoiselle H. küßte weinend die Hand des Kaisers, dieser half ihr selbst sich empor zu heben, und übergab sie dem Kammerherrn, um sie zum Wagen zu geleiten.

Der Grenadier war während dieser ganzen Scene unbeweglich gleich einer Statue stehen geblieben, man hätte glauben sollen, er nehme gar keinen Antheil daran. Seine Augen waren unter dem herabhängenden Haare seiner Bärenmütze versteckt, und das andere Gesicht unter dem ungeheuren Bart. Der Kaiser wendete sich noch ein Mal zu ihm, mit seinem wohllaunigen Lächeln, und sagte: „Damit ich dich auf diesem Posten nicht mehr treffe, so kannst du in meinem Namen von deinem Obersten die Korporalgalonen begehren, dann sagte er zu seiner Suite, man riskirt nichts, wenn man diesen Schelmen Kredit gibt, wir bleiben doch immer ihre Schuldner."

Der Sekretär G., der bis jetzt nicht zu erscheinen gewagt hatte, hielt den Augenblick für günstig, sich vorzustellen. Napoleon ließ ihm nicht Zeit zu sprechen, und sagte: „Ah, sieh da Monsieur G., Ihr Concert war gut, aber ein ander Mal unterlassen Sie das Witzmachen auf den Programmen.“ G. trat zurück und glaubte in Ungnade gefallen zu seyn, allein Napoleon entzog ihm auch nach diesem Abende sein Wohlwollen nicht.

Beim Eintritt in seine Apartements sagte der Kaiser zu seiner Umgebung: „Nun meine Herren, was halten Sie von Madame Catalani? sie ist eine Prachtsängerin, aber glauben Sie mir, Crescentini bleibt immer der Sänger des Herzens.“

Der General H. ging wie wüthend in der Bataille von Jena in's Feuer und fand den Tod.

Die Calville = Äpfel.

Anekdote aus den Zeiten des Consulats in Frankreich.

In den ersten Zeiten des Consulates in Frankreich weilten der erste Consul und seine Gemalin oft recht gerne einige Tage in Malmaison. Josephine liebte ganz besonders diesen bescheidenen ländlichen Aufenthalt, wo sie so recht als Hausfrau schalten und alle Förmlichkeiten verbannen konnte. Indessen war Malmaison doch ein leuchtender Punkt, der Aller Augen auf sich zog, Josephine mußte doch öfters dort mehr Höflinge als Blumen sehen, und sobald man nur wußte, sie befinde sich dort, so war sie auch von den elegantesten Frauen und ehrgeizigsten Männern umgeben. Feste aller Art vermehrten sich unter ihren Tritten, und besonders während der Abwesenheit des ersten Consuls folgte Überraschung auf Überraschung. Man fürchtete die Strenge Buonaparte's, man scheute sich vor dem durchdringenden Blicke, der sogleich in jeder anscheinend gleichgiltigen Galanterie die verborgene Absicht oder den politischen Zweck entdeckte. Buonaparte mißtraute mit Recht der leichten Erregbarkeit seiner Gemahlin, welche fast immer ohne zu überlegen, der ersten Aufwallung ihres Herzens folgte. Ein Fehler, von dem Josephine nie zu bessern war, und der ihr einen der ersten Plätze unter

jenen Hochgestellten einnehmen ließ, welche viele Thränen getrocknet, aber nie eine Thräne fließen gemacht haben.

Eines Abends speiste Josephine ganz allein in Malmaison, und als man das Obst servirte, ward ein junger Mann zugelassen, der Gemahlin des ersten Consuls seine Ehrfurcht zu bezeigen, ihm folgte ein ältlicher Mann, der ein kleines Tischchen herein trug, welches er vor Josephinen hinstellte, und mit einem Teppich überdeckte. Als dies geschehen war, zog der junge unbekannte Mann aus einer Tasche drei zinnerne Becher, und schickte sich an damit Taschenspielerkünste zu zeigen. Er ließ eine, zwei, drei Muskatnüsse erscheinen, und diese vermehrten sich zu 20 — 30 unter seinen Fingern, und verschwanden wieder eben so schnell.

„Ich bedauere sehr," sagte er endlich zu Josephinen, „daß das Mittagsessen schon zu Ende ist, sonst würde ich so frei seyn, nach Befehl, Gerichte aufzusetzen, welche heute nicht auf dieser Tafel erschienen sind: den Seefisch Rothfeder aus dem mittelländischen Meere, oder frischen Salm, oder jene kleinen silberbeschuppten Fische, welche man dort fängt, wo Madame zum Glücke Frankreichs geboren worden sind. — Ich bitte nur zu befehlen. — Wünschen Sie einen ganz reinen gelben Diamant oder eine Grasmücke, einen orientalischen Rubin oder eine Nachtigall?"

Der Mann, der so die ganze Natur zu Josephinen's Dienst stellte, harrte nun auf den Befehl der Gebieterin, und schien sich bereits auf einen Edelstein gefaßt zu machen, allein Josephine, welche Blumen mehr liebte als Diamanten, begehrte nichts als eine Rose. Sie hatte kaum gesprochen, als der Taschenspieler in seinen Schnappsack

griff, und der erstaunten Frau eine Rose zeigte, welche von zwei Knospen umgeben, sich anmuthig auf ihrem Stengel wiegte, und mit ihrem Duft das Gemach erfüllte.

„Mein Gott!“ rief Josephine, „Sie haben die schönste Rose in meinem Glashause abgeschnitten, eine Rose, die ich morgen Buonoparte geben wollte, weil sie noch die ganze Nacht nöthig hat, um sich vollends aufzuschließen.“

„Verzeihen, Madame,“ erwiederte der Taschenspieler, „diese Rose ist mein, und ich habe die Ehre sie der Gattin des ersten Consuls anzubieten; ich würde nie die Kühnheit haben, meine Hand an Blumen in diesen Glashäusern zu legen, und ich gebe mein Ehrenwort, daß ich keinen Fuß hinein gesetzt habe.“

Josephine sandte einen ihrer Diener ab, um sich von der Wahrheit zu überzeugen, und dieser meldete, daß jene für den ersten Consul bestimmte Rose sich noch immer in dem Glashause befinde.

Josephine war vor Staunen außer sich. Wirklich konnte auch nichts den wunderbaren Taschenspieler in Verlegenheit setzen. Bald ließ er einen ganzen Flug Vögel aus seinem Sacke hervorfliegen, welche die übriggebliebenen Brotkrümchen von dem Tische wegpickten, bald schüttete er das in ein Glas gefüllte Wasser gegen die Decke des Zimmers und statt dessen fielen unzählbare Blumen auf die Anwesenden herab. Als die allgemeine Bewunderung den höchsten Grad erreicht hatte, und die Neugierde mehr ermüdet, als erschöpft war, nahm Josephine einen Arbeitsbeutel, welcher an ihrem Lehnstuhle hing, und suchte darin einige

Goldstücke, als der Taschenspieler sich plötzlich zu ihren Füßen stürzte.

„Madame!“ sprach er, „Sie können mir das kleine Vergnügen, welches ich Ihnen gemacht habe, tausendfach bezahlen, aber nicht mit Gold. — Eine Gnade, Madame! eine Gnade!“

„Welche?“ fragte Josephine erstaunt.

Der Mann auf seinen Knien bat sie hierauf nur eine von den Früchten zu kosten, welche auf der Tafel standen. Josephine nahm einen von den Calville-Äpfeln, welche in ihrem goldfarbenen Kleide schon früher ihren Appetit rege gemacht hatten, und setzte mit der Neugierde einer Frau, welche ein neues Wunder erwartet, das Messer an. Es gibt Blumen, sagen die Dichter, welche in ihrem Kelche die Namen der Könige tragen, der Calville-Apfel schloß eine Bittschrift an den ersten Consul in sich.

„Madame! sagte der Taschenspieler, Sie sehen zu Ihren Füßen einen Unglücklichen, der die Waffen gegen die Republik ergriff; ich kämpfte in der Vendée, und als meine Parthei besiegt war, verließ ich Frankreich, und floh in ein fremdes Land. Gott behüte Sie, Madame, jemals zu erfahren, was man in der Fremde leidet. Mein Vaterland hat mich verworfen, mein Name ist aus der Liste der Bürger ausgestrichen, und in jene der Emigranten eingeschrieben worden. Ein Wort von Ihnen, Madame, und diese kostbaren Titel werden mir wieder gegeben, ich werde wieder ein Franzose und darf unter den Meinigen leben.

Während dieser Bitte drehte Josephine neugierig den Calville-Apfel in der Hand herum, und konnte außer

dem Schnitt, den sie selbst hinein gemacht, auch nicht die geringste Verletzung an der Schale bemerken. „Mein Herr! sprach sie dann zu dem Emigranten, der Consul soll Ihre Bittschrift erhalten, und ich werde Alles anwenden, was in meinen Kräften steht, damit Ihr Wunsch in Erfüllung gehe.“

Der Taschenspieler stand auf, packte schnell Alles in seinen Schnappsack zusammen, nahm sein kleines Tischchen unter dem Arm, verbeugte sich bis zur Erde, und entfernte sich. „Monsieur,“ sprach darauf Josephine zu Jenem, der den geschickten Wundermann gebracht hatte, „ich danke Ihnen, Sie haben mir einen angenehmen Abend verschafft, allein Ihr Schützling soll sich nicht entfernen, ich werde ihn rufen lassen, wenn ich eines Wunders nöthig haben sollte, um seinen Wunsch zu erfüllen.

Unter dem Direktorium kehrten die Emigranten in Menge zurück. Barras hielt sie für unschädlich. Nicht so war es bei Buonaparte, welcher, ohne eben argwöhnisch zu seyn, wohl einsah, daß die allgemeine Umwälzung zu stark war, als daß hierauf Ruhe folgen könnte. Man wurde also unter dem Consulat strenger, als unter dem Direktorium. Der erste Consul sah zwar die Republikaner als seine gefährlichsten Feinde an, allein er ließ auch alle Schritte der Emigranten sorgfältig überwachen, und jene, welche in der Vendée gefochten hatten, oder nach England ausgewandert waren, schienen ihm doppelt verdächtig. Fouché legte dem ersten Consul immer die besorglichsten Rapporte über die Vendée vor. Als einige Zeit nachher die Höllenmaschine platzte, klagte Buonaparte zuerst die Republikaner dieses Complots an, während Fouché, welcher in

Allem, was Frankreich beunruhigen konnte, nur die Agenten Englands sah, nicht anstand, die royalistische Partei zu beschuldigen.

Um 11 Uhr Nachts ging der erste Consul aus der Oper, und ein wenig vor Mitternacht war er in Malmaison. Er kam ohne Gefolge, und als er vernahm, daß Josephine schon zu Bette sey, ging er durch ihr Gemach, ohne sie zu wecken, und begab sich in das seinige.

„Madame hat befohlen Sie zu wecken, wenn der erste Consul kommen würde,“ sagte eine Kammerfrau, die es wagte ihm zu folgen.

„Nicht doch,“ antwortete Buonaparte, „laßt sie ruhen, ich will allein seyn.“ Und er streckte sich auf jenes Feldbett von Eisen, das ihm in alle Campagnen gefolgt war.

Am folgenden Morgen um 6 Uhr stand Buonaparte im Speisesaal zu Malmaison, und nahm sein Frühstück, während der Wagen schon eingespannt war, der ihn nach Paris bringen sollte, als Josephine eintrat. Sie trat zu ihm, küßte ihn auf die Stirne, und faßte seine beiden Hände in die ihrigen. „Böser! sprach sie, Du wolltest wieder fort, ohne mich zu sprechen.“

„Was hast Du gestern gemacht?“ fragte Buonaparte mit seiner gewöhnlichen Hastigkeit. „Womit brachtest Du deinen Tag zu, wer besuchte Dich?“

„Ich habe mich sehr gut unterhalten, wenn du heute mit mir zu Mittag speisen willst, so will ich dir eine Überraschung bereiten, welche Dich entzücken soll. — Eben recht, setzte sie hinzu, indem sie aus ihrem Busen ein Papier nahm, welches sie entfaltete: Laß' diesen Namen von der Liste der

Emigranten streichen, Du wirst mir einen Gefallen erweisen, und ich habe es versprochen.“

„Georges Marec! schrie Buonaparte zornig, indem er die Bittschrift las, Georges Marec, Einer der Anführer von Charette und Larochejaquelin. Marec, Marec, der aus England kommt, und ganz heimlich an unserer Küste gelandet ist vermuthlich mit einem geheimen Auftrage von drüben. — Wie kommst Du zur Bekanntschaft dieses Menschen? Wo hast Du ihn gesehen? warum verwendest Du Dich für ihn? rede! rede!

Bei diesem Ausbruche des Zornes Buonaparte's schwieg Josephine betroffen, und fing an zu weinen.“

„Nun,“ sagte Buonaparte etwas gemäßigter: „Weine nicht, und antworte mir, Du kennst vermuthlich den Mann garnicht, und man hat nur Dein gutes Herz mißbraucht. Sie dachten wohl, die Verräther, ich könne Dir nichts verweigern, und so hätten sie freien Spielraum, und könnten ihre schändlichen Complote ungehindert vorbereiten. O! Fouché hat Recht, diese Elenden ändern sich nie.“

Also sprechend, hatte Buonaparte den Arm seiner Gemahlin in den seinigen geschlungen, und ging mit ihr im Speisesaal auf und nieder, ohne mehr an ein Frühstück zu denken.

„Sei nicht böse,“ sagte Josephine, „zerreiße die Bittschrift, und lasse uns nicht mehr davon sprechen. Ach! wenn Du wüßtest, auf welche Art sie mir zugekommen ist.“

„Das will ich eben wissen,“ sagte der Consul.

Josephine erzählte ihm hierauf Alles, was vorgegangen; da sprach Buonaparte: „Und solchen Leuten

öffnest Du Deine Thür, Gauklern, Taschenspielern, Beutelschneidern, die die Frau zu gewinnen suchen, da sie den Mann nicht zu hintergehen hoffen dürfen. Du bist ein Kind, Josephine, der man ein Kunststückchen für ein Wunder aufheften kann. Und er näherte sich einem Buffet, und nahm eine Frucht aus einem Korbe.

„Sieh'," sagte Josephine, „eben in einem solchen Apfel hab' ich die Bittschrift gefunden. Du weißt, ich esse die Calvilles gerne, und man setzt mir täglich welche auf. Ich versichere Dir, nur der Zufall hat, so wie jetzt bei Dir, meine Wahl geleitet."

Buonaparte zuckte die Achsel, nahm ein Messer, und öffnete die Frucht. Das Wunder erneuert sich, eine zweite Bittschrift befand sich darin. Alle wurden nun aus einander geschnitten, und in jedem erschien dasselbe Wunder. Buonaparte zeigte lächelnd Josephinen, auf welche geschickte Art man das Papier in die Äpfel gebracht habe: „Der Mann wußte seine Sache gut anzustellen," sagte er, „auf diese Art konntest Du freilich nach Belieben wählen. Er war mit dem Gärtner einverstanden, der noch heute fortgejagt wird, und was den Taschenspieler betrifft, so soll Fouché —"

„Ach Buonaparte, ich bitte Dich," rief Josephine, „mein Haus muß für Jeden ein Asyl und unverletzlich seyn."

„Dein Haus? Ist er denn noch hier?"

„Nein, aber er soll wieder kommen. Ich habe ihn bestellt, weil ich Dich heute Abend überraschen wollte."

„Fouché wird ihn schon finden, ohne ihn in Deinem Hause zu suchen, sei unbesorgt." Und ohne Josephinen weiter zu hören, stieß Buonaparte mit dem Fuße die

hinabgeworfenen Äpfel und Bittschriften auf die Seite, und eilte zu seinem Wagen, der ihn, umgeben von der Consulargarde, unter der Einfahrt erwartete, und fuhr ihm Galopp nach Paris.

Josephine, die gute Seele, war sehr betrübt über diesen Vorfall; der Mensch interessirte sie zwar nicht ganz besonders, allein es war ihr unerträglich zu denken, daß sie vielleicht die Ursache seines gänzlichen Verderbens seyn sollte. Sie ließ Georges Marec in der ganzen Umgegend von Malmaison suchen, sie war unruhig, suchte Rath bei allen Personen, welche sie umgaben, und war entschlossen, dem Marec Gold und einen ihrer Vertrauten mitzugeben, der ihn bis zur Grenze bringen sollte. Allein man suchte vergebens, Marec war nicht zu finden, und auch Jener, der ihn eingeführt hatte, war verschwunden.

Das Mittagsmal kam heran, und Josephine, nur von einem einzigen Gedanken bestürmt, konnte keinen Bissen genießen. Als man das Desert und die Früchte brachte, öffnete sich die Thür, und Georges Marec erschien mit seinem kleinen Tischchen und seinem Schnappsack.

„Ach!“ schrie Josephine, „fliehen Sie, oder Sie sind verloren. Sie sind ein Aufrührer, ein gefährlicher Mensch, ich kann Sie nicht schützen.“

Der Taschenspieler blickte Josephinen ruhig an, und indem er bat, ihm nur ein Viertelstündchen zu gönnen, schlug er sein Tischchen auf, und griff in seinen Sack. Diesmal bot er aber nicht Diamanten und Naturgegenstände an, diesmal ließ er nicht Blumen vom Plafond herab regnen, kleine Soldaten stiegen aus seinem Schnappsacke hervor.

„Sehen Sie, Madame," sagte er, „hier Preußen, Russen und Engländer, welche sich auf der Ebne ausbreiten. Sehen Sie ihre Bataillonen, ihre Escadronen und Divisionen, der dort auf dem schwarzen Pferde ist Suwarow. — Sehen Sie jetzt die französische Armee, an ihrer Spitze der General Buonaparte; er befiehlt, und die Schlacht beginnt. Hören Sie den Donner der Kanonen, und das Geschmetter der Trompeten? Sehen Sie die dreifarbige Fahne mitten im Kampfgewühle. Es lebe die Republik, es lebe General Buonaparte! Der Sieg ist unser."

Und durch ein Meisterstück der Kunst und der Mechanik fügten sich die kleinen Soldaten auf dem Tische wirklich in Reihen und Glieder, und führten militärische Evolutionen aus. Als die Bataille gewonnen war, mußten Sieger und Besiegte wieder in den Schnappsack, und der Taschenspieler erklärte, daß er der erhabenen Gattin des ersten Consuls noch viel wunderbarere Sachen zu zeigen bereit sey: Murad-Bey, die Mamelucken, die Pyramiden, kurz die ganze Campagne in Egypten.

„In's Himmelsnamen, nehmen Sie dieses Gold," sagte Josephine ängstlich, „und entfernten Sie sich so schnell als möglich."

„Noch eine letzte Gnade hab' ich zu erflehen," versetzte Marec, „belieben Sie noch einen Calville-Apfel zu öffnen."

„Josephine that eiligst, was er verlangte, und fand in dem Apfel folgendes Schreiben:

„Madame!

„Ich habe dem ersten Consul den Beweis geliefert, daß der Marec, welcher die Ehre hatte, Ihnen seine Kunst-

stücke zu zeigen, nicht derjenige sey, welcher die ganze Strenge des Gesetzes verdient. Ihr Schützling ist ein redlicher Mann, der zwar gegen die Republik gedient, aber sich ehrlich geschlagen, und nach der Niederlage der Royalisten nicht nach England, sondern nach Deutschland ausgewandert ist, und seit jener Zeit nie mehr etwas gegen sein Vaterland unternommen hat. Aus Deutschland hat er die Marionetten mitgebracht, welche Ihnen so viel Vergnügen machten. Der andere Marec nennt sich nicht Georges, sondern Yvo, und befindet sich noch immer in England, wo alle seine Schritte bewacht werden."

"Ich schätze mich glücklich, Madame, Ihnen ankündigen zu können, daß Ihr Schützling aus der Liste der Emigranten ausgestrichen sey."

"Ich habe die Ehre Madame ꝛc." Fouché.

"Ah!" sagte Josephine mit einen tiefen Seufzer, "das lasse ich gelten; nun zeigen Sie mir Ihre Campagne in Egypten."

Georges Marec fiel ihr zu Füßen, und küßte ihre Hände. Er war wirklich in Deutschland gewesen, wo er von der Taschenspielerkunst lebte.

Der Spürhund und der Hausmarder.

Eine Räubergeschichte.

Bevor Lenoir Polizei-Lieutenant geworden war, waren die Straßen von Paris noch sehr schlecht beleuchtet, und daher bei Nacht auch unsicher. Als aber eine bessere Erleuchtung eingeführt war, da verließen die Diebe die Hauptstadt und übten ihr schändliches Handwerk in der Umgegend. — Einige bedeutende und ungestraft gebliebene Anfälle vermehrten die Kühnheit der Straßenräuber, und die nächste Gegend um die Hauptstadt wurde so unsicher, daß man fast jeden Tag neue Greuelgeschichten vernahm. In den Provinzen vergrößerten sich die Gerüchte noch, und man wagte nur mit großer Vorsicht eine Reise nach Paris. Unter diesen Umständen wurde Herrn Lenoir die polizeiliche Oberaufsicht anvertraut, und gegen das Ende des Jahres 1778 zu Anfang des Winters trug sich folgende interessante Begebenheit zu.

Der Marquis von Varange, Besitzer eines Gutes in der Gegend von Saint-Menehould im Marne-Departement, war gezwungen, eines wichtigen Geschäftes wegen, nach Paris zu reisen; es handelte sich um nichts weniger, als um seinen Rang und um sein Vermögen. Eine Seiten-

linie bestritt ihm sein Gut und das Marquisat von Varange, welche beide er, nach den Behauptungen seiner Gegner, auf unrechtmäßige Weise an sich gerissen hatte.

Der Marquis von Varange zählte 25 Jahre, und war Kapitän im Regimente Royal-Champagne. Obschon noch jung, sah er doch ein, daß dieser wichtige Prozeß seine persönliche Gegenwart fordere. Er nahm also Urlaub, sammelte eine namhafte Summe, verwahrte sie sorgfältig in seinem Wagen, und schickte sich zur Reise an. In dem Augenblicke, als er in den Wagen stieg, bat ihn ein Bürger von St. Menehould, der seinem verstorbenen Vater einige Dienste erwiesen hatte, ihn auf gemeinschaftliche Kosten mit nach Paris zu nehmen, weil er sich vor den Räubern fürchte, wie er sagte.

„Sie haben Furcht, lieber Freund?“ antwortete ihm der Marquis, „nun so fahren Sie nur mit.“

Die beiden Reisenden verließen St. Menehould und kamen ohne Anstand in Meaux an, wo der Marquis einen Freund besuchen wollte. Sie reisten von Meaux am folgenden Tage ab. Obschon Varange eine bedeutende Summe Geldes mit sich führte, und sein Begleiter nichts als seine Person dem Wagen anvertraut hatte, so vergrößerte sich des Letzteren Furcht doch immer, je näher sie gegen Paris kamen, worüber der Marquis nicht wenig spottete. „Was fürchten Sie denn, mein armer Giroux?“ sprach er. „Bin denn nicht ich bei Ihnen? Glauben Sie denn, die Spitzbuben kundschaften nicht früher aus, mit wem sie es zu thun haben? Wenn wir eine Frau und Kinder bei uns hätten, so wollte ich für nichts stehen, aber zwei Männer, deren Ei-

ner noch dazu Kapitän der Kavallerie ist. Ei, lassen Sie doch Ihre Besorgnisse. Mein Reitknecht Lafleur reitet zehn Schritte hinter unserm Wagen, und hier ist ein Säbel an meiner Seite, und zwei scharf geladene Pistolen in den Wagentaschen.“

Ungeachtet dieser beruhigenden Anrede, hätte Giroux doch gerne zehn Louisd'or gegeben, wenn er schon in Paris gewesen wäre, denn die Nacht war finster, und eine Ahnung böser Dinge, wie er sagte, beschlich seine Seele.

Plötzlich hielt der Wagen an. „Was gibt es, Postillon?“ fragte der Marquis.

„Einen kleinen Unfall,“ versetzte der Postillon, „die Bauchgurte meines Sattelpferdes ist abgesprungen.“

Der Postillon stieg ab, und suchte die Bauchgurte mit einem Stricke wieder zusammen zu binden.

Während dem kam ein Bettler aus einer Baumgruppe hervor, unter welcher er gelagert war, trat über den Weg zum Wagen, und bat: — „Ach Herr! schenken Sie einem armen Manne mit einem Weibe und sieben Kindern ein Almosen!“

Giroux schrie entsetzt laut auf. „Schämen Sie sich Giroux,“ sagte der Marquis, nahm einige kleine Münzen aus seinem Beutel, und reichte sie dem Bettler mit den Worten: „Da mein Alter!“

Nach einem kurzen Aufenthalte, und nachdem der Postillon seine Bauchgurte wieder befestigt hatte, rollte der Wagen weiter. Es war beiläufig 8 Uhr Abends.

Um 1 Uhr nach Mitternacht erwachte der Marquis Varange im Post-Bureau zu Paris. Er war von meh-

ren Postbeamten, einem Arzte, einem Chirugen und einem Polizei-Kommissär umgeben. Der Postillon, der ihn geführt hatte, saß einige Schritte von ihm auf einer Bank und Giroux in einem Lehnstuhl sitzend, schien von einer Bewußtlosigkeit befallen. —

„Was ist das?“ fragte der Marquis.

„Gott sei Dank,“ sagte der Arzt, „er kommt zu sich.“

Der Kommissär näherte sich höflich, und bat ihn um seinen Namen.

„Ich bin der Marquis Varange,“ antwortete er, „aber ich bitte auch Sie, mir zu sagen wo ich mich befinde?“

„Der Herr Marquis befinden sich in Paris im Post-Bureau, und wenn die Angabe jenes Burschen dort“ — hier zeigte er auf den Postillon, „wahr ist, so sind Sie auf der Straße angefallen und beraubt worden.“

„Beraubt? Unmöglich!“ In diesem Augenblicke kam Giroux zu sich, er öffnete die Augen, blinzelte, streckte die Arme aus, und sah die Umstehenden erstaunt an.

„Folgendes,“ fuhr der Kommissär fort, „hat der Postillon Jean Perrin, der Sie von Meaux bis hieher geführt hat, ausgesagt: Er sagt, fünf Meilen von Meaux beiläufig um 8 Uhr sei die Bauchgurte seines Sattelpferdes zerrissen.“

„Dessen erinnere ich mich recht wohl,“ fiel der Marquis ein.

„Er stieg vom Wagen, und in demselben Augenblicke trat ein Bettler zum Schlage und streckte die Hand um ein Almosen gegen Sie aus.“

„Das ist wahr,“ versetzte der Marquis.

„Dann fuhr er weiter; man war aber kaum fünfzig Schritte gefahren, als ein Mann, das Gesicht geschwärzt, die Pferde anhielt, und derselbe Bettler, dem Sie ein Almosen gaben, Ihren Diener anfiel. Man zwang den Postillon, ihm eine Pistole auf die Brust setzend, vom Pferde zu steigen, man verband ihm die Augen, befestigte ihn an einen Baum, wo er dann den Knall einer Pistole, hierauf einen Schrei und dann Todesröcheln vernahm. Er glaubte Ihr Bedienter habe die Flucht ergriffen und man habe Sie ermordet. Dann glaubte er zu vernehmen, daß man Ihren Wagen plünderte."

„O mein Gott!" schrie der Marquis, „ich hatte 80,000 Livres in Louisd'ors in meiner Wagen-Cassette."

„Sie sind nicht mehr darin," antwortete der Kommissär. In beiläufig einer halben Stunde band man Ihren Postillon wieder los, hob ihn auf das Pferd, denn er selbst war vor Schrecken nicht im Stande, es zu besteigen, und befahl ihm, den Weg nach Paris einzuschlagen. Er glaubte, eine leere Kalesche zu führen, wie er sagte, und sein Erstaunen war groß, als er Sie und Ihren Begleiter im tiefen Schlafe darin liegen fand."

„Herr!" versetzte der Marquis, „ich verstehe kein Wort von diesem Allen"

„Die Sache ist doch sehr einfach, Herr Marquis. Es scheint, man hat in Ihren Wagen ein narkotisches Pulver ausgestreut, dessen Wirkung eben so schnell als kräftig war. Ja dies ist sogar gewiß, denn der Arzt, welcher Sie behandelt, während Sie hier sind, behauptet Beweise davon zu haben, und ich für meinen Theil bezweifle nicht, daß der

Bettler, der seine Hand in den Wagen ausstreckte, dieses schlafbringende Mittel ausgestreut hat."

„Und Lafleur?" fragte der Marquis.

„Da Sie unverwundet und wohl hier angekommen sind," versetzte der Kommissär, „so kann der Schrei und das Todesröcheln, welche Jean Perrin gehört hat, nur von ihrem unglücklichen Diener ausgestoßen worden seyn. Er war zu Pferde und bewaffnet, die Räuber waren gezwungen, ihn ihrer Sicherheit zu opfern. Übrigens wäre es doch auch möglich, daß er sich durch schnelle Flucht gerettet hätte." Der Kommissär versicherte weiter, daß die Marechaussée die Räuber aufsuche, und daß es ihr bald gelingen werde, sie aufzufinden nnd einzuziehen, woran der Marquis zweifelte.

Die Nacht verging unter Aufnahme des Verbalprozesses, welchen alle Zeugen unterschrieben.

Der Marquis von Varange befand sich also in Paris ohne Geld, und gezwungen, einen wichtigen Prozeß zu betreiben. Man hatte ihm nichts gelassen, auch Kleider, Wäsche und einige Kostbarkeiten waren geraubt; am meisten bedauerte er den Verlust eines schönen Brillants, den er immer am Finger zu tragen pflegte, er war von seiner Mutter, und Varange knüpfte an seinen Besitz eine abergläubische Glücksidee. Traurig nahm er von seinem Beglei- Giroux Abschied, und um etwas Geld in die Hand zu bekommen, verkaufte er seinen Reisewagen. Er hatte geglaubt in Paris anständig leben zu können, und war nun gezwungen, sich ein kleines Zimmer zu miethen. Man wies ihn in die Straße Saint-Paul zu einer Witwe, welche möblirte Zimmer vermiethete. Er ging um 7 Uhr Morgens dahin,

die Frau schlief noch und eine alte Magd zeigte ihm die Gemächer. Er bestand eines, zahlte eine Monatmiethe vorhinein, und schloß sich dann ein, um einige Stunden der Ruhe zu genießen. Kaum war er eingeschlafen, als ein sonderbares Getöse im Hause ihn weckte; man stieg die Treppe auf und nieder, er hörte Seufzer, Klagen. Die Ankommenden traten in ein Gemach ober dem Seinigen. Das Getöse hörte endlich auf, und er schlief wieder ein.

Als er endlich erwachte, schickte er sich an, seiner Miethsfrau einen Besuch abzustatten. Er erwartete eine ältliche Frau zu finden, und war angenehm überrascht, eine junge, schöne Frau zu sehen, weiß wie eine Lilie, mit großen, schwarzen Augen und jenem durchdringenden Blicke, der so viel spricht, was man nicht mehr vergessen kann. Claudine de Vorec zählte fünf und zwanzig Jahre, und wer es nicht wußte, würde ihr nur zwanzig zugesprochen haben, so sehr hatte sie die frische Jugendblüthe erhalten, welche bei so vielen Frauen schnell verschwindet. Sie war groß, schlank, ohne mager zu seyn, war herrlich gebaut, und hatte besonders kleine Hände und Füße. Varange staunte; mit sieben und zwanzig Jahren kann man in einen gefährlichen Prozeß verwickelt und beraubt seyn, und dennoch kann der Anblick einer schönen Frau eine außerordentliche Bewegung in unserem Herzen hervorbringen. Varange fühlte eine solche in diesem Augenblicke, und vergaß darüber einigermaßen sein Unglück. Die junge Witwe aber schien ihrer Seits große Ursache zur Betrübniß zu haben, welche der Marquis auf eine theilnehmende Art ihm mitzutheilen bat.

„Ich bin allein, und von der Welt zurückgezogen,“ sagte ihm die Witwe, „ohne Freund, ohne Verwandte mit Ausnahme eines Bruders, der Vaterstelle an mir vertrat, und das Unglück, welches mich verfolgt, raubt mir nun auch diese letzte Stütze. Man hat ihn diesen Morgen tödtlich verwundet nach Hause gebracht.“

Der Marquis begriff nun die Ursache des Lärmens an diesem Morgen, und hörte theilnehmend die Erzählung der Witwe. Ihr Bruder, der Chevalier de Vorec, hatte gestern Abends im Theater einen Streit mit einem Edelmanne, sie duellirten sich diesen Morgen, und der Chevalier war sterbend an der empfangenen tödtlichen Wunde nach Hause gebracht worden. Der Marquis hoffend die Mittheilung fremden Unglückes würde den Schmerz der schönen Frau lindern, theilte auch ihr sein Abenteuer mit.

Dieser erste Besuch war kurz, die Witwe hatte Eile an das Bett ihres Bruders zurückzukehren, und der Marquis wollte nach Hause schreiben, um sich Geld zu verschaffen, und seinen Advokaten sprechen. Er war fast den ganzen Tag außer dem Hause, und das Bild seiner lieblichen Wirthin folgte ihm überall. Als er in seine Wohnung zurückgekehrt war, vernahm er, daß der Chevalier Vorec verschieden sei; alle Kunst des Wundarztes, konnte den Blutstrom nicht stillen, und der Unglückliche verlor sein Leben mit seinem Blute. Madame de Vorec wollte das Todtenbett nicht verlassen. Bläßer, als der Verblichene selbst, hielt sie die Hand des geliebten Todten an ihre Brust gepreßt und war ohne Besinnung auf sein La-

ger hingesunken. Varange trat in das Zimmer, faßte die Witwe in seine Arme, und trug sie in ihr Gemach.

Wie gesagt, Madame de Vorec stand nun ganz allein in Paris, der Chevalier war wenig bekannt, keine Verwandte oder Freunde eilten in diesem verhängnißvollen Augenblick herbei; nicht einmal ein treuer Diener stand der Verlassenen bei. Doch sorgte Varange für Alles, und durch seine Bemühungen wurde der Chevalier auf eine würdige, beinahe glänzende Weise begraben.

Aber — seltsam genug, — der Marquis wurde von Tage zu Tage trübsinniger, und jeder Augenblick schien die, in seiner Lage begreifliche Melancholie zu vermehren. Madame de Vorec im Gegentheile verlor jeden Tag etwas von ihrer Traurigkeit, die Erinnerung an den Chevalier trat immer mehr in den Hintergrund. Das sind die gewöhnlichen Wirkungen eines künftigen und eines vergangenen Übels.

Eines Tages, als der Marquis niedergeschlagener war, als gewöhnlich, und Claudinen's schöne Augen seine Traurigkeit nicht zu verscheuchen vermochten, sagte sie zu ihm: „Ich bin nicht zufrieden mit Ihnen Marquis, Sie sprechen nicht mehr von Ihrem Proceß mit mir, der Sie doch immer in Nachdenken versetzt — Sie sind in Verlegenheit, und wenden sich nicht an Ihre Freunde?“

„Warum soll ich Sie einen Kummer theilen lassen, für den es keine Hilfe gibt.“

„Wer hat Ihnen das gesagt, Charles? Sie bedürfen nur Geld.“

Bei diesen Worten erröthete der Marquis und wurde

verlegen. „Ja, fuhr Claudine lächelnd fort, ich muß Ihnen in das Gedächtniß rufen, was der drollige Scapin, freilich mit Übertreibung in seiner Manier, sagt: Werfen Sie ihre Blicke auf die Rechtsbahn, und sehen Sie, wie viel reißende Thiere es da gibt, welche ihre Krallen nach Ihnen ausstrecken. Richter, Advokaten, Greffiers, Substituten, Schreiber und Amtsdiener. Wohlan, wenn Sie wollen, Charles, so will ich Ihnen die Mittel an die Hand geben, diese Nimmersatte zu befriedigen. Mein Vermögen steht zu Ihren Diensten.“

„Nein nein! rief der Marquis, ein solches Opfer werde ich nie annehmen.“

„Sie haben Unrecht, versetzte Madame Vorec, ihm einen zärtlichen Blick zuwerfend. Wollen Sie lieber Rang und Vermögen verlieren, als einer Freundin ein klein wenig verpflichtet seyn? Bedenken Sie nur selbst, was Ihnen begegnet ist. Sie wurden auf der öffentlichen Landstraße beraubt, und ungeachtet aller schönen Versprechungen, die man Ihnen gegeben hat, hören Sie gar nicht mehr davon reden.“

Madame de Vorec bestand so fest auf ihrem Anerbieten, und die Lage des Marquis stand so sehr auf der Spitze, daß er das Opfer einer ihm so theuren Frau nicht länger zu verweigern vermochte, und die schöne Claudine übergab ihm eine ansehnliche Summe. Von diesem Augenblicke nahm seine Sache eine andere Wendung, sein Advokat sah seine Rechte mit geneigteren Augen an, er fand überall Gehör und Schutz, und selbst der Oberst seines Regiments verwendete sich zu seinen Gunsten.

Aber sein Rechtsstreit war es nicht allein, der ihn be-

schäftigte, er hatte bei der liebenswürdigen Witwe einen Herzens-Prozeß zu gewinnen, den er mit noch größerer Sorgfalt betrieb. Der Ausgang des Ersteren war noch zu ungewiß, und daher auch sein Vermögen zu unsicher, als daß er an eine Heirath dachte, auch hätte die böse Welt wohl gar glauben können, er werbe um die schöne reiche Witwe, um seine Schulden zu bezahlen. — Übrigens war er in der Gewißheit glücklich, daß Claudine ihn liebe. Es erwartete ihn also eine leichte Eroberung.

Demungeachtet hatte er sich darin geirrt. Claudine war unerbittlich, sie wies die Anträge des Marquis mit einer Strenge zurück, welche dieser nicht erwartet hatte. Versprechungen, Schwüre, ja selbst die Drohung, sie zu verlassen, nichts vermochte ihren Starrsinn zu beugen, und der Marquis konnte dies um so weniger begreifen, als durch die Strenge die heftigste Liebe Claudinen's durchblickte. Die Leidenschaft des Marquis wuchs immer mehr, seine Eifersucht schöpfte Verdacht, allein Claudine war ja von der Welt so abgeschieden, sie sah Niemand als ihn, hatte keine Freundin, seit dem Tode des Chevalier hatte sie keine Visiten empfangen, und war auch nicht ausgegangen, außer am Sonntage in die Kirche St. Paul, wo sie die heilige Messe in einer Capelle hörte. Ihr so einsames und einförmiges Leben war übrigens nicht ohne Beschäftigung. Claudine las viel, stickte und musicirte. Paris mißfiel ihr, sie erwartete mit Ungeduld die Zeit, wo sie auf das Land gehen würde, und der Marquis konnte aus ihren Äußerungen wohl abnehmen, daß sie, ungeachtet der Strenge der Jahreszeit, die Hauptstadt schon verlassen haben würde, wenn er nicht

da gewesen wäre. Es handelte sich nicht mehr um Geldrücksichten zwischen Beiden. Der Marquis fand in seinem Secretär immer was er bedurfte, und da seine Geschäfte mit jedem Tage eine vortheilhaftere Wendung nahmen, so bediente er sich derselben auch ohne Bedenklichkeit.

Varange trug endlich über seine Gegner den vollständigsten Sieg davon. Er gewann seinen Prozeß sammt den Unkosten. Als das Urtheil gesprochen war, eilte er wonnetrunken nach Hause, und fiel zu Claudinen's Füßen. „Dir, himmlisches Weib," rief er, „sei es gedankt, ich habe über meine Gegner gesiegt. Allein, seit ich Dich kenne, gibt es noch ein größeres Glück für mich, als dieses, und wenn ich mich dessen nicht freuen darf, so lassest Du mein Werk unvollendet. Ich liebe Dich, Claudine, und ich habe Gegenliebe in Deinen Augen, in deiner Seele gelesen. Theile nun Alles mit mir, meinen Rang und Namen, widerstehe nicht länger meinen Bitten, werde mein geliebtes Weib, werde Marquise von Varange!"

Claudine warf sich in des Marquis Arme und antworte: „Ja, Charles, ich liebe Dich. Von dem Augenblicke, als ich Dich zum ersten Male sah, sprach mein Herz: Das ist Derjenige, der das Glück oder das Unglück Deines Lebens gründen kann, ich kann nur diesen lieben, und werde ihn immer und allein lieben. „Ach Charles, ich habe Dir mein Vermögen geopfert, und Du bist dankbar dafür, willst Du auch mein Leben, so sprich nur ein Wort, und ich gebe es für Dich hin." Mit diesen Worten warf sie sich an seine Brust, mit unbeschreiblichem Entzücken hingen Beider Augen und Lippen aneinander.

Der Marquis hatte bestimmt, am andern Morgen mit seiner Braut Paris zu verlassen, und nach seinem Gute zu reisen. Dort wollte er sich trauen lassen, seine Compagnie verkaufen, und in den Armen der Liebe und des ungetrübtesten Glückes, ferne von der großen Welt, leben.

Claudine aber antwortete ihm mit jener unwiderstehlichen Anmuth, die ihr so ganz zu Gebote stand, sie wünsche schon lange Italien zu sehen, und bat ihn, mit ihr nach Rom und Neapel zu reisen. Der Marquis willigte ein, da es ihm gleichgiltig war, wo er sich befand, vorausgesetzt daß die Geliebte sich bei ihm befände.

Varange ging gegen 10 Uhr aus dem Hause, um noch einige Geschäfte zu besorgen, als ihn in einer Straße ein schwarz gekleideter Mann mit den Worten anhielt: „Verzeihen Sie, sind Sie nicht der Marquis von Varange?“

„Zu dienen, der bin ich.“

„Ich wollte mich so eben in Ihre Wohnung begeben, um Ihnen zu melden, daß Sie der Herr Polizei-Lieutenant zu sprechen wünsche.“

Und beide stiegen in einen Wagen und fuhren in das Polizei-Bureau. Alles Glück auf einmal, dachte der Marquis. Vermuthlich sind die Straßenräuber entdeckt, und ich bekomme mein Geld, oder wenigstens einen Theil desselben zurück.

In dem Augenblicke, als der Wagen vor seinem Hause vorbeifuhr, glaubte er die Worte zu vernehmen: „Lebe wohl, Charles!“ Er sah zum Fenster hinauf und erblickte an demselben Claudine, ihm zuwinkend. „Sie folgt mir noch mit den Blicken,“ sprach er seelenvergnügt, und fuhr weiter.

Der Marquis wurde ohne Verzug in das Schreibzimmer des Polizei-Lieutenants Lenoir geführt. „Sie werden sich über mich beklagen, sprach ihn dieser an, und glauben, die Polizeibehörde sei fahrlässig in Vertheidigung ihrer Bürger, und in Herstellung der allgemeinen Sicherheit. Ich hoffe Sie werden aber jetzt erkennen, daß ihre Schritte, wenn auch nicht immer schnell, doch sicher sind, und daß sie, wenn sie dem Verbrechen nicht vorbeugen kann, doch die Verbrecher zu entdecken und zu bestrafen weiß. Sie wurden vor beiläufig drei Monaten auf der Straße von Meaux nach Paris angefallen, und da die Räuber wohl wußten, daß ein Offizier sich nicht ohne Gegenwehr würde berauben lassen, so hat man Sie mit Hilfe eines narkotischen Mittels eingeschläfert, dessen Erfinder, so wie alle seine Mitschuldigen in diesem Augenblicke in den Händen der Gerechtigkeit sind. Ihr Diener wurde ermordet, und hundert Schritte von der Straße entfernt so geheimnißvoll und mit so großer Sorgfalt verscharrt, daß sein Leichnam erst vor wenigen Tagen aufgefunden wurde. Übrigens sind Sie es selbst, Herr Marquis, der alle Nachsuchungen der Polizei hinderte oder fruchtlos machte.

„Ich?“ rief der Marquis verwundert.

„Ja, Sie, indem Sie selbst dem Mörder Ihres Dieners ein ehrenvolles Grab bereiteten.“

„Ich weiß mich nur ein Mal zu erinnern, diese letzte Ehre einem Edelmann erwiesen zu haben, nämlich dem Chevalier de Vorec.“

„Und eben dieser war der Bettler, der Sie um ein Almosen anflehte, und das Schlaf machende Pulver in Ih-

ren Wagen streute, er war es, der Ihren Diener mordete, der Ihren Wagen plünderte, ungeachtet der Wunde, die er erhalten hatte, und der dann in dem Hause, welches Sie bewohnen, starb. Ja, dieser Räuber war der Chevalier de Vorec, unter seiner Bande der Spürhund benannt."

„Verzeihen Sie, mein Herr," erwiederte der Marquis fast beleidigt, „Sie häufen da Schmähungen auf den Bruder einer Frau, die ich von ganzer Seele liebe."

„Wohlan, Herr Marquis, dann haben Sie Ihr Herz an eine Unwürdige verschenkt, an Madame de Vorec, von ihren Spießgesellen der Hausmarder genannt; eigentlich nicht die Schwester, sondern die Geliebte jenes Spürhundes."

„Das ist nicht möglich!" rief der Marquis.

„Doch, doch," versetzte der Polizei-Lieutenant. „Möglich, daß dieses Weib noch einer wirklichen Neigung fähig war, ja, sogar wahrscheinlich, da sie Ihnen Alles wiedergab, was ihr Vorec von dem Raube nach Hause brachte, wodurch Sie auch Ihren Prozeß gewannen. Es scheint, sie hatte Absichten auf Ihre Hand, und man sprach sogar schon von einer Vereheligung. Zum Glücke für Sie ist noch Alles zur rechten Zeit entdeckt worden."

„Sind Sie dessen, was Sie da sagen, ganz gewiß?" fragte der Marquis mit schmerzhafter Beklemm ung.

„Ganz gewiß. Diese Frau ist sehr gefährlich. Sie besitzt Alles, um einen Mann zu fesseln, Schönheit, Jugend, Geist und sogar Bildung, sie ist eine gute Schauspielerin, und hat zwei Jahre zu Brest auf dem Theater die Soubretten mit Glück gespielt."

„Haben Sie Mitleid mit der Armen!“ rief der Marquis mit Thränen in den Augen.

„Das darf und kann ich hier nicht haben, Herr Marquis; in diesem Augenblicke, in dem wir hier miteinander sprechen, wird der Hausmarder arretirt.“

„Arretirt? Claudine arretirt?“ schrie Varange außer sich, und ohne mehr ein Wort zu hören, ja, ohne sich Zeit zu gönnen, seinen Hut zu nehmen, stürzte er aus dem Zimmer und nach seinem Hause. Er fand dieses von der Maréchaussée umrungen, drängte sich durch die Soldaten, und trat in Claudinen's Zimmer. Im Vorzimmer fand er denselben Commissär, der ihm bei seiner Ankunft in Paris seine Aussage abgenommen hatte.

Man klopfte vergebens an die Thüre des Gemaches, Niemand öffnete, der Marquis sprengte die Thüre auf, eilte zum Bette, und riß die Vorhänge auseinander. Claudine lag auf dem Bette blaß und kalt. Sie war todt. In einer Hand hielt sie einen Ring mit einem Brillant, um welchen ein Papier gewickelt war. Der Marquis, den Ring als den seiner Mutter erkennend, nahm ihn, und las auf dem Papier folgende Worte:

„Charles! Du hast Deinen Prozeß einige Tage zu spät gewonnen. Ich wurde im Augenblicke meines und Deines Triumphes verrathen. Lebe wohl, mein Freund, ich war Deiner nicht würdig. Wenigstens halte ich mein Versprechen, ich sterbe aus Liebe für Dich, ich opfere Dir mein Leben, mehr kann ich nicht.“

Der Marquis beugte sich über den Leichnam, und küßte ihn auf die Stirne. In demselben Augenblicke, als er das

Zimmer verließ, brachte man einen Räuber in Fesseln, und ließ ihn die Todte besehen. Der Marquis hörte ihn noch sagen: „Ja, ja, das ist unser Hausmarder, ich erkenne sie, sie hat sich mit unserm Giftpulver getödtet.“

Der Marquis von Varange verkaufte sein Gut, und verschwand. Man sagte damals, er sei Trappist geworden. Im Jahre 1792 behauptete ein Hausirer, Namens Giroux, ihn in Auray bei der Bande der Chouans gesehen zu haben. Seine Kameraden nannten ihn den Hausmarder.“

Das Opfer des Vaters.

Erzählung.

Der Abendwind hatte sich im Thale erhoben, die Strahlen der untergehenden Sonne vergoldeten noch die zackigen Zierathen der Kathedrale, und die entfernten Gipfel der Vogesen fingen an, sich in den Abendnebel zu tauchen. Die Vorstädte der Stadt Thann, stille bei Tag, waren etwas lebhafter geworden; denn die Arbeiter der Fabriken waren nach Hause zurück gekehrt, und schwätzten noch unter den Hausthüren, während die Weiber im Innern, das Abendmahl bereiteten.

Ein alter Soldat trat aus einer Hütte, über deren Thür eine Tafel anzeigte, daß sie einem Gärtner gehöre, und eine bejahrte kränkliche Frau folgte ihm, indem sie ihm Vorstellungen zu machen schien.

„Aber um's Himmelswillen, Franz,“ sprach sie, „hast du auch bedacht, was du thun willst? Herr Kiloff, unser Nachbar, bietet dir 1000 Franken, wenn du ihm den Pacht des Häuschens und Gartens überlassen willst, und du thust es nicht.“

„Nein, ich thu's nicht,“ erwiederte Franz, indem er sich auf die Bank vor der Thür setzte. „Ich bin's hier gewohnt, und, du weißt wohl, unser Sohn will's auch nicht.“

„Es ist wahr,“ murmelte die Kranke mit einem Seufzer, „aber ich begreifs nicht. Heinrich ist doch sonst so vernünftig und nachgiebig. Nun! Herr Kiloff wird weiter nicht aufgebracht seyn.“

„Was geht das uns an?“

„Viel geht es uns an. Hat er uns nicht schon genug Übles zugefügt? Wer hat es versucht dich aus Thann weg zu bringen? Wer hat unsern Heinrich in der ganzen Gegend verrufen? Wenn wir nicht einen so braven, arbeitsamen Sohn hätten, so hätten wir schon längst unseren Bündel auf den Rücken nehmen, und fortwandern müssen.“

„Und willst du mich dadurch für Kiloff's Wunsch fügsamer machen, indem du mir Alles dieß ins Gedächtniß zurückrufst, alte Närrin?“

„Ja; denn wenn wir thun, was er verlangt, so werden wir Ruhe haben. Er ist ja nur darum so grimmig auf uns, weil du ihm immer Widerpart gehalten hast. Du warst kein guter Nachbar von ihm, Franz! Was hattest du zum Beispiel nöthig, ihn dazu zu zwingen, daß er seine Akazien abschneiden mußte, weil sie in unseren Garten herüber hingen? Sie genirten uns ja nicht.“

„Weil er den Nachbar Felling auch zwang seinen Feigenbaum abzuschneiden, der ihn noch weniger genirte.“

„Was ging das dich an? Sage vielmehr, daß du jede Gelegenheit begierig ergreifst, wo du Herrn Kiloff ärgern kannst, weil du ihn nicht leiden kannst.“

„Wahr ist's, ich mag ihn nicht. — Und, wenn er reich ist, wie der Großmogul, und wenn er auch ein Kreuzelchen trägt, das er vermuthlich geerbt, nicht verdient hat, ich rathe

ihm doch nicht, in meinen Topf zu greifen, sonst klopfe ich ihn auf die Finger."

Die alte Frau zuckte die Achseln, und ließ den Kopf sinken, indem sie noch einige Klagen vor sich hin murmelte, worauf ihr Mann nicht mehr achtete. Aber plötzlich schwieg sie dann, hielt sich die Hand über die Augen, um besser sehen zu können, und rief: „Da kommt Heinrich den Fußsteig daher."

Franz sah nach jener Seite, nach welcher Martha deutete, und fragte dann: „Warum schleicht denn der Junge so mit gesenktem Kopfe dahin?"

„Ach, mein Gott! es sieht gar aus, als ob er weinte," fügte die Alte hinzu.

Der Invalide sprang auf, und in diesem Augenblicke trat Heinrich vor seine Eltern.

„Was ist dir denn, Heinrich?" rief Martha, ihn am Arme fassend.

„Mir, Mutter?" fragte der Jüngling verlegen, und drückte unwillkürlich die Hand auf die Augen, um eine Thräne wegzuwischen. Der Vater gab ihm einen verweisenden Wink, er erröthete, und wollte gehen, aber Franz hielt ihn zurück. „Hast du kein Zutrauen mehr zu uns, Junge?" fragte er.

„Sie sind wohl vom Gegentheil überzeugt, lieber Vater."

„Nun so theile uns deinen Kummer mit; denn du hast welchen, das läßt sich nicht läugnen."

Alle drei traten ins Haus, und die Thür wurde sorgfältig verschlossen. Als Heinrich sich mit seinen Eltern al-

lein befand, sank er in einen Stuhl, und ließ seinen Thränen freien Lauf.

„Rede, Heinrich, was fehlt dir," fragte Martha schmeichelnd. Heinrich besaß nicht die Kraft, seine Thränen zurück zu halten, aber er besaß auch eben so wenig jene, die Ursache derselben zu entdecken, je mehr die Scham sein Schweigen verlängerte, je mehr vergrößerte auch das Schweigen seine Scham.

Längere Zeit war er so gesessen, und nur verneinende Zeichen waren die Antwort auf alle Fragen des Vaters gewesen, als dieser endlich unmuthig ausrief: „Entweder ist der Bursche krank, oder er hat zu viel getrunken."

„Heinrich zu viel getrunken?" versetzte Martha, „hat man ihn auch nur ein Mal in die Schenke gehen gesehen," und einen Arm um Heinrich's Nacken schlingend, küßte sie ihn, und fragte gutmüthig: „Bist du vielleicht verliebt, mein Kind?"

Schweigend verbarg Heinrich sein Antlitz an dem Busen seiner Mutter.

„Verliebt?" — sagte Franz — „nun muß man sich denn darum zum Wasserbrunnen machen? Wenn man verliebt ist, so heirathet man, und damit hollah."

„Das ist unmöglich."

„Also liebst du eine vereheligte Person?"

Heinrich verneinte.

„Wen also? Heraus jetzt mit der Sprache!"

„Liebes Kind," sagte Martha, indem sie Heinrich die Haare aus der Stirne strich, „entdecke uns Alles, du weißt ja, daß wir nur dein Glück wollen."

„O Mutter! Mutter! wenn du wüßtest.“

„Sage uns doch nur ihren Namen.“

Er wollte sich aus den Armen der Mutter los machen, allein sie umschlang ihn fester, und drang wiederholt in ihn, um den Namen, da stotterte Heinrich: „Es ist die Nichte des Herrn Kiloff.“

Zwei Ausrufungen des Staunens und Schmerzes ertönten von den Lippen der Eltern; Martha trat, die Hände zusammen schlagend, zurück, und Franz war die Pfeife aus dem Munde gefallen.

„Die Nichte Kiloff's? Um tausend Gotteswillen, bist du ein Narr?“

„Ist's möglich, mein armer Junge? Mamsell Elisabeth? Du kennst sie ja kaum.“

„Verzeihen Sie, liebe Mutter, sie kam täglich Abends auf die Terrasse.“

„Und du sprachst mit ihr?“

„Ja.“

„Mein Gott, wenn das Herr Kiloff wüßte.“

Er weiß es; denn er hat Elisabeth fortbringen lassen, ich weiß nicht wohin sie selbe geführt haben, ich werde sie nicht mehr sehen.“

„Zum Henker mit dem Kiloff, und seiner ganzen Sippschaft,“ schrie Franz, indem er den Sessel heftig von sich stieß. „Das ist eine unglückliche Nachbarschaft. Ich hätt' es mir aber wohl denken sollen, daß etwas dahinter stecke, als ich bemerkte, daß du alle Abende bis spät hinten im Garten bliebst. Jetzt rede aber, wie ist das Alles gekommen; wie hast du Elisabeth's Bekanntschaft gemacht?“

Heinrich zögerte zu antworten, dann aber rief er, indem er sich seinem Vater in die Arme warf: „Ja es ist besser, daß ihr Alles erfährt, meine guten Eltern.“

Die beiden Alten setzten sich und Heinrich begann:

„Als wir uns hier ansiedelten, vor sechs Jahren, war Herr Kiloff hart und ungerecht gegen Euch, ich war ihm deßhalb gram, und ich hätte ihn recht gerne gedemüthigt, wenn ich's gekonnt hätte. Ja, ich machte mir sogar ein Vergnügen daraus, ihm zu zeigen, daß ich ihn nicht leiden konnte. So oft er mit seinen Söhnen auf die Terrasse kam, so ging ich vor ihnen mit aufgesetztem Hute vorüber, und gab ihnen gar keine Antwort, wenn sie mich um Blumen ansprachen. Aber, wenn Mamsell Elisabeth auf die Terrasse kam, war's ganz etwas Anderes. Man hatte mir gesagt, daß sie nicht glücklich sei, und ich bemerkte auch selbst, daß sie öfters, wenn sie allein auf der Terrasse war, traurig nach den Bergen blickte, da legte sich meine Hand unwillkürlich an meinen Hut, und ich zog ihn ab.“

„Eines Abends, als ich eben die Rebe von der Terrasse schnitt, und durch diese verdeckt war, hörte ich, wie Herr Kiloff dem armen Mädchen vorwarf, daß er sie nur aus Barmherzigkeit bei sich behalte, und daß sie gar nicht werth sei, was sie ihn koste. Die Arme weinte bittere Thränen, aber der Grausame achtete nicht darauf. In diesem Augenblicke schien mir Mamsell Elisabeth ein duldender Engel, und Kiloff ein Teufel, jedes bittere Gefühl gegen die Nichte schwand aus meinem Herzen, und verdoppelte sich gegen den Onkel, mir war, als gehörte sie gar nicht zu Kiloff's Fa-

milie, und von diesem Tage an grüßte ich sie immer sehr freundlich und ehrfurchtsvoll.“

„Ich weiß nicht, ob sie diese Veränderung bemerkte, allein so viel weiß ich, daß auch sie freundlicher wurde, und mit mir sprach. Oft, wenn sie allein auf der Terrasse war, lehnte sie sich über die Brustwehre, und stellte mir Fragen über die Pflege der Blumen. Nach und nach wurden unsere Unterhaltungen länger, sie sprach mit mir von Euch, Vater, von der Mutter, von meinem Oheim, dem Pfarrer, bei dem ich gelernt hatte. Auch sang sie mir manchmal ein hübsches Lied. So kamen wir täglich zusammen, und ich gewöhnte mich daran, ohne es zu bemerken. Wenn der Abend kam, fühlte ich das Bedürfniß, sie zu sehen, wie man das Bedürfniß zu athmen fühlt. Auch sie schien sehr gerne zu kommen. Eines Tages, als die ganze Familie Kiloff abwesend war, kam sie früher als gewöhnlich. Unser großer schöner Cactus blühte an diesem Tage, und sogleich benachrichtigte ich sie hievon.“

„Ich wünschte ihn wohl zu sehen,“ sagte sie.

„So kommen Sie,“ antwortete ich, „meine Eltern werden Sie freundlich empfangen.“

„Um Gotteswillen nicht,“ erwiederte sie, „wenn mein Onkel das erführe, er würde es mir nie verzeihen.“

„Es kam mir ein glücklicher Einfall: ich stellte unsere Doppelleiter gegen die Terrasse, und sagte: „Steigen Sie da herab, da sieht Sie gewiß Niemand.“ Sie verweigerte es Anfangs, gab aber endlich meinen Bitten nach. Bald nachher blühten andere seltene Pflanzen in unserm Glashause, und Elisabeth besah sie auf dieselbe Weise. Sie

gewöhnte sich so daran, von Zeit zu Zeit in unsern Garten zu kommen. Ich lehrte sie Blumen kennen, und manchmal saßen wir noch sehr spät mit einander in der Laube. Diese Zusammenkünfte machten mich unaussprechlich glücklich, und ich freute mich derselben, wie sich das Kind der Sonne freut. Wir gestanden uns beide, wie sehr wir einander nothwendig seien.«

»Eines Abends, als mir Mamsell Elisabeth recht ausführlich erzählt hatte, wie unglücklich sie bei ihrem Onkel sei, hatten wir uns länger aufgehalten als gewöhnlich, als plötzlich sich Stimmen vernehmen ließen, man rief: Elisabeth. »Gott! das ist mein Onkel,« sagte das Mädchen ängstlich: »wenn er mich hier sieht, so bin ich verloren. Heinrich, wo soll ich mich verbergen?« Ich zog sie unter die Weinlaube, gleich darauf erschien Herr Kiloff mit einem seiner Söhne auf der Terrasse. »Wo ist denn die Elende?« schrie er; »wo hat sie sich verborgen? es liegt doch ihre Stickerei hier.« — »Vielleicht ist sie beim Nachbar,« antwortete der Jüngling, hämisch lächelnd. Elisabeth zitterte, und drückte sich in meinen Arm. Kiloff aber versetzte: »Keinen unzeitigen Scherz, sieh zu, ob sie nicht im Kiosk ist, ich will indessen den ganzen Garten untersuchen,« und mit diesen Worten entfernten sich Beide.«

»Sie sind fort,« sprach ich zu dem Mädchen, aber sie hörte mich nicht; das Gesicht auf meine Schultern gelehnt, schluchzte sie laut. Ich fühlte mich bis in das Innerste meines Herzens bewegt, und faßte ihre Hand in die meinigen. »Trösten Sie sich doch,« sprach ich, »liebe Mamsell Elisabeth, und steigen Sie nur geschwind wieder hinauf, da-

mit Ihr Oheim nichts bemerkt.“ — „Ich wage es nicht,“ antwortete sie bebend, „wenn er mich bemerkte, so wäre ich verloren.“

„Nun, ist es denn am Ende auch ein gar so großes Verbrechen, in unsern Garten herab zu steigen und die Blumen zu besehen.“

„O, er wird mir nicht glauben, ich kenne ihn, Heinrich, er wird mich verstoßen, aus seinem Hause jagen.“

„Diese Idee, daß Herr Kiloff seine Nichte aus dem Hause jagen würde, erfüllte mich, ich muß es bekennen, mit Freude statt mit Schrecken, und ich konnte die Antwort nicht unterdrücken: „Nun, desto besser.“ Elisabeth erstaunte hierüber, ich aber fuhr fort: „Meine Eltern sind so gut, sie würden Sie gewiß mit Vergnügen bei sich aufnehmen, und Sie sich in unserer Familie besser befinden als bei Ihrem Onkel.“ Ich weiß nicht, ob sie mich vielleicht mißverstand, aber sie zitterte und wendete sich verwirrt von mir, ich glaubte, sie beleidigt zu haben, und meine Augen füllten sich mit Thränen. „Verzeihen Sie, Mamsell,“ sagte ich, „ich sprach wie ein Wahnsinniger, ich sehe wohl ein, daß Sie nie bei so geringen armen Leuten leben wollten, wie wir sind.“

„Ach! immer!“ rief sie, und sank in meine Arme.“

„Diese Worte drangen in mein Herz. „Ist's möglich?“ rief ich wonnetrunken. — „Sie wollten —“ und ein Nebel kam mir vor die Augen, es war mir, als sollte ich umsinken vor Freude!“

„Einige Zeit sah ich nun Elisabeth nicht; ihr Onkel schöpfte Verdacht, und bewachte sie sorgsam. Als ich sie zum ersten Male wieder erblickte, erhielt ich die ganze be-

seligende Überzeugung, daß sie mich liebe. Diese Lage währte einen Monat lang, wir sahen uns nur selten, aber wir schrieben uns täglich, und legten die Briefe unter einem Blumentopf auf der Terrasse. Gestern hatte ich eben wieder einen hingelegt, als ich Herrn Kiloff bemerkte; ich zog mich schnell zurück, um keinen Verdacht zu erregen. Als ich kurz darauf nachforschte, war mein Brief nicht mehr da, ich zweifelte nicht, daß ihn Elisabeth genommen, allein diesen Morgen fand ich keine Antwort darauf, ich hoffte den ganzen Tag über auf eine, allein am Abend konnte ich mich nicht mehr halten, und ich suchte Jemand von Herrn Kiloff's Dienerschaft zu finden — der alte gute Jeremias sagte mir endlich, daß Mamsell Elisabeth diesen Morgen mit ihrem Onkel abgereist sei.“

„Und du weißt nicht, wohin?“ fragte Martha.

„Man konnte es mir nicht sagen, man behauptet aber im Hause, daß sie nicht mehr zurückkommen werde — aber ich will sie überall aufsuchen, o! ich werde wohl erfahren, wo man sie verborgen hält.“

„Und wenn du sie nicht findest?“

„Wenn ich sie nicht finde“ — wiederholte Heinrich — „o mein Gott, wenn ich sie nicht finde —“

„So wirst du sie vergessen,“ ergänzte Franz.

„Nein, mein Vater.“

„Was willst du denn thun?“

Der Jüngling antwortete nicht, aber auf den alten Soldaten einen Blick werfend, der diesem in das Innerste der Seele drang, stürzte er fort.

Alle Nachforschungen Heinrich's, um Elisabeth's

Aufenthalt zu entdecken, waren fruchtlos, und er mußte sie bald aus Mangel an Spuren ganz aufgeben. Zwei Monate vergingen so, der Jüngling sprach nicht mehr von seiner Liebe und von seinem Schmerz, aber mit jedem Tage wurde er trübsinniger und blässer. Umsonst suchten ihn seine Eltern zu zerstreuen; wenn sie ihm Trost zusprachen, drückte er ihnen stumm die Hände, und wenn sie noch weiter in ihn drangen, verließ er sie schweigend. Franz kannte seinen Sohn als eine jener, selbst durch ihre Biegsamkeit unüberwindlichen Naturen, welche nur darum weichen, um darauf wieder ihre vorige Stellung einzunehmen, er sah klar ein, daß die Krankheit dieses Herzens nicht zu heilen sei, und daß Heinrich entweder Kiloff's Nichte zum Weibe erhalten oder sterben müsse. Nachdem er einmal diese Überzeugung gewonnen hatte, war sein Plan auch gefaßt. Er beschloß, seinem Nachbar schon am folgenden Tage einen Besuch zu machen. Diesen Abend wandte er noch dazu an, sich darauf vorzubereiten, was er Kiloff sagen wollte. Indem er darüber nachdachte, schien ihm der Schritt weniger gewagt, als er ihm gleich Anfangs vorkam. Er gab sich selbst so gute Gründe an, antwortete so siegreich auf alle Einwürfe, die ihm Kiloff machen konnte, daß er an dem glücklichen Ausgange nicht zweifelte. Wir haben alle in gewissen Stunden dieses thörichte Vertrauen, die Frucht überspannter Ideen, empfunden. Unsere Überzeugung ist so fest, daß wir sie unwiderstehlich erachten, und wir sind so gewiß, die Wahrheit getroffen zu haben, daß es uns unmöglich scheint, daß Jemand hieran noch zweifeln könne. Eine Idee, welche wir lange mit uns herum trugen, verkörpert sich für uns, tritt in's Leben, sie

ist keine Meinung mehr, sondern eine Gewißheit. Franz besaß übrigens jenen klaren aber unbefangenen Verstand, jene Logik, welche immer auf gerader Linie fortschreitet, ohne links und rechts zu sehen, und welche behauptet, daß Etwas geschehen müsse, weil es billig ist, eine populäre Logik, welche große Geister beschränkt nennen, weil sie einfach ist, und welche sie zurückweisen wie die Freigelassenen die einfachen Getränke, weil sie es zu schwer fanden, ihr Gift darein zu mischen. Franz hatte immer als Soldat gelebt, er wähnte, das Rechte und Vernünftige sei immer und überall vernünftig, und wußte nicht, daß sich dieses nach Zeit, Ort und Vermögen ändert.

Am andern Tage begab er sich also zu Kiloff und verlangte ihn zu sprechen, allein man hieß ihn warten, da der Herr beschäftigt sei. Diese erste Schwierigkeit stimmte seinen Muth ein wenig herab. Indem er in dem eleganten Salon stand, neben sich Silbergeschirre klingen und zahlreiche Domestiken lachen hörte, warf er unwillkürlich einen Blick auf seinen ärmlichen Anzug und fing an für den guten Ausgang seines Geschäftes besorgt zu seyn. Er suchte sich wohl zu ermuthigen, indem er sich alle früher überlegten Gründe wieder in's Gedächtniß zurückrief, aber es schien ihm, als ob diese Gründe nicht mehr dieselbe Kraft hätten, und mit jedem Augenblicke des Wartens wurde er ungeduldiger und unruhiger. Ein, dem Anscheine nach kindischer aber doch nicht ganz unwichtiger Umstand raubte ihm vollends sein Vertrauen in sich selbst. Als er sich zur Unterredung mit Herrn Kiloff vorbereitet hatte, hatte er immer gedacht, dieser werde ihn in seinem Kabinete empfangen,

dahin hatte er sich im Gedanken versetzt; der Eingang seiner Rede, seine Worte, alles hatte er sich nach diesem Orte gemodelt, den er kannte, und nun sollte sich ein ganz anderer Schauplatz für diese Unterredung öffnen. Er hatte gehofft, den Fabrikanten allein sprechen und keine Unterbrechung besorgen zu dürfen, und statt dessen sollte er mit ihm in einem Durchgangssalon reden, bei offenen Thüren. Er fühlte wohl, daß er auf diesem neuen Schauplatze weniger stark und weniger frei sprechen würde, nicht mehr stand der Mann dem Manne gegenüber, sondern der Reichthum der Armuth. Franz befand sich in der Lage eines Feldherrn, der dem Feinde entgegenmarschirt war, ihn in einer bekannten Stellung anzugreifen, und ihn nun ganz wo anders aufgestellt findet. In diesem Augenblicke des muthlosen Überlegens erschien Herr Kiloff! Als er Franz sah, zog er die Augenbrauen zusammen, und fragte ihn barsch, was er wolle.

„Ich wünschte mit Ihnen zu sprechen," erwiederte Franz stotternd.

„So redet, aber geschwind; denn ich habe keine Zeit zu verlieren!"

„Es wäre mir lieb, wenn wir in ein Gemach gingen, wo uns Niemand hören könnte."

„Wir sind auch hier allein, ich sehe Niemand."

Der alte Soldat warf die Blicke um sich, um sich davon zu überzeugen, und drehte verlegen seine Mütze in den Händen herum, umsonst versuchte er zu reden, er hatte den Eingang seiner Anrede vergessen.

Kiloff wendete sich zum Gehen, indem er sprach:

„Ihr könnt wieder kommen, wenn Euch eingefallen seyn wird, was Ihr mir zu sagen habt.“

Franz fühlte sich erröthen. „Mordtausendelement,“ schrie er, „ich weiß recht gut, was ich zu sagen habe, aber ich suche nur die Art und Weise, wie ich es recht höflich vorbringen soll.“

„Ihr höflich? dann braucht Ihr mich.“

„Nicht Euch, nicht die ganze Welt.“

„Also Adieu!“

„Langsam,“ schrie Franz, der in dem Grade als Kiloff's Worte sein Blut zum Wallen gebracht hatten, seinen Muth wieder gewann, „langsam, Herr Maire, ich will Euch die ganze Sache schlicht und unvorbereitet vortragen, weil Ihr's so haben wollt. Ihr habt Euere Nichte fortgeführt, ich weiß nicht wohin. Wollt Ihr mir sagen warum?“

Der Zorn stieg dem Fabrikanten in das Gesicht und er fragte: „Wer hat Euch erlaubt, mir eine solche Frage zu stellen?“

„Wenn Ihr es nicht sagen wollt, so will ich's Euch sagen. Ihr habt Mamsell Elisabeth fortgeführt, weil sie meinen Sohn Heinrich liebt.“

„Schweigt. — Was wollt Ihr denn eigentlich?“

„Diese Frage Euch stellen, Herr Maire. — Was wollt Ihr? Diese beiden jungen Leute von einander entfernen? Aber glaubt Ihr, daß sie dann aufhören werden sich zu lieben? Im Gegentheil, Ihr werdet sie in's Grab bringen. Heinrich ist schon halben Theil todt und ich glaube der Elisabeth wird nicht besser seyn.“

„Was kümmerts mich?“

„Nichts, kann seyn, ich weiß wohl, daß Euere Nichte bei Euch wie ein Hund behandelt wurde. Ihr würdet vielleicht gar nicht böse seyn, wenn sie sechs Fuß tief unter der Erde läge, so kann man leicht Verwandte entfernen, die Einem zur Last sind. Aber ich schlage Euch ein anderes Mittel vor. Wenn das Mädchen Euch so überlästig ist, gebt sie meinem Heinrich zur Ehe."

„Soll das ein Ernst seyn," fragte Kiloff, indem er mit verächtlichem Blicke einen Schritt zurück trat. — „Meine Nichte wird einen Gärtnergesellen heirathen? Seid Ihr närrisch?"

„Nicht so ganz, Herr Kiloff. Der Gärtnergeselle wird sie glücklich machen. Unsere wahren Verwandten sind diejenigen, welche uns lieben, und nach dieser Ansicht seid Ihr gar nicht der Onkel Euerer Nichte, und so wird es Euch auch nicht erniedrigen, wenn Elisabeth ausjätet und Blumen verkauft."

„Lieber wollt ich ihr einen Stein um den Hals binden, und sie in das Wasser werfen."

„O das glaub' ich, dazu seid Ihr ganz der Mann, Herr Maire. Einen Stein hat sie leider schon um den Hals hängen, die arme Elisabeth, das ist der Name Kiloff, ein zu schwerer Name für ein armes Mädchen ohne Heirathsgut und ohne Verwandte. Ja, ja, so seid Ihr — Ihr gäbt Euere Nichte einem Menschen, der sich durch Wucher Geld zusammen gescharrt hat, einem reichen lüderlichen Menschen, aber um sie einem braven Burschen zu geben, der ein Gärtner ist, dazu haltet ihr zu fest an der Ehre Eurer Familie. Übrigens hab' ich auf ein Mittel gedacht, um

auch dieses auszugleichen. Gebet Eure Nichte meinem Sohne, und am Morgen nach der Hochzeit verlassen wir Thann, um nie mehr zurück zu kehren. Ich habe Verwandte in der Schweiz, dorthin wollen wir gehen, und Ihr sollt von uns nicht einmal mehr reden hören."

„Genug, genug!" schrie Kiloff außer sich. „Hat man je eine solche Unverschämtheit gesehen. — Auf der Stelle fort, Elender!"

Franz erblaßte, richtete sich auf seinem hölzernen Bein empor, und seine Mütze auf den Kopf drückend, sprach er: „Elender! — Ganz recht — ein Elender ist hier zugegen, aber Du bist dieser Elende, Peter Kiloff, Du, der Du den Feinden den Steigbügel gehalten hast, und ihnen auch die Stiefel würdest ausgezogen haben, wenn sie Dir nicht die Reitpeitsche gezeigt hätten. Wagst Du es denn die Augen zu erheben gegen einen alten Soldaten, abscheuliche Memme, Du, der den Sohn einer armen Witwe gekauft hat, damit er sich an Deiner Statt erschießen lasse? Ach! wohl hatte ich viel mit dem Elende zu kämpfen, aber solche Elende, wie ich, haben Deine Haut durch zwanzig Jahre vertheidigt, solche Elende haben sich in Stücke müssen hauen lassen, um Dir und Deinesgleichen Zeit zu lassen, sich zu bereichern und die Nase hoch zu heben. Du verachtest mich, weil ich arm bin, ich verachte Dich, weil Du niederträchtig bist. Du verweigerst meinem Sohne Deine Nichte, allein sieh Dich vor, wir haben bei der alten Garde noch viel schwerere Dinge möglich gemacht, als die Vereheligung zweier Liebenden." Und mit diesen Worten entfernte sich Franz, indem seine Augen noch drohende Blitze auf Kiloff schleuderten.

Mit stummem Grimme stand der Maire noch unbeweglich, als man ihm meldete, daß die Posthalterin mit ihm zu sprechen wünsche.

Madame Sulanoff war eine Frau schon bei Jahren, aber mit unverkennbaren Spuren ehemaliger Schönheit. Sie nannte sich den Zweig einer edlen Familie, und bewies ihren ausgezeichneten Ursprung durch eine unabläs- sige Beharrlichkeit in ihren Bittbewerbungen, und in der Geschicklichkeit, jene Vergünstigungen zu erwirken, welche sie in Anspruch nahm. Genöthigt, diese Geschicklichkeit auf einem sehr kleinen Schauplatz auszuüben, suchte sie um so mehr alle Schleußen ihres Scharfsinnes zu öffnen. Niemand verstand so gut als sie den Erfolg einer Unternehmung vorzubereiten, jener Person einen Dienst zu erweisen, von der sie einen Gegendienst erwartete, und die Tiefen des Ehrgeizes zu erforschen. Um die Tugend hatte sie sich wenig bekümmert, da sie wußte, daß sie etwas Seltenes sei, aber die Schwächen aller ihrer Bekannten hatte sie genau studirt; sie wußte sich derselben gleich eines Henkels zum rechten Anfassen ihrer Wünsche zu bedienen. In einer größern Stadt würde Madame Sulanoff vielleicht auf einer hohen Stufe gestanden seyn, aber in dem kleinen Thann hatte sie sich nach und nach nur die Post, eine Lotterie-Kollectur und einen Tabakverschleiß verschafft.

In dem Augenblicke als sie bei Herrn Kiloff eintrat, war dieser noch ganz in Bewegung von dem Gespräche mit Franz. Madame Sulanoff stellte sich an, gar nichts hievon zu bemerken, sie sprach Anfangs von gleichgiltigen Sachen, bis sie zu dem eigentlichen Zweck ihres Be-

suches kam. Es handelte sich darum, eine Anstellung für ihren Neffen zu erhalten, der für einen der besten Billardspieler galt. Herr Kiloff war in diesem Augenblicke zu sehr mit seinen eigenen Affairen beschäftigt, um auf Andere zu denken. Er antwortete ausweichend, „daß er sehr wünsche, dem Neffen etwas Angenehmes erweisen zu können, aber daß es ungemein viele Bewerber um die erledigte Stelle gebe."

„Ich weiß es," sagte die Sulanoff, „aber wenn Sie ihn empfehlen wollten —"

„Sie irren sich, Madame, ich habe in dieser Sache wenig Einfluß."

„Aber Sie sind ja auf freundschaftlichem Fuße mit dem Herrn Präfekten."

„Höflichkeit, Dienstfreundlichkeit, weiter nichts."

„Und der Generaleinnehmer hat ja eine Ihrer Cousinen geheirathet."

„Eine Verwandtschaft im zehnten Grade, wir haben uns schon sehr lange nicht gesehen."

„Je nun, ich hoffe doch wenigstens, daß der Herr Maire die Güte haben werde, das Gesuch empfehlend einzubegleiten."

„Mit Vergnügen."

Madame Sulanoff zog mehre Papiere hervor, und schien die Bittschrift heraus zu suchen. „Ach!" — sagte sie — „das ist der Brief, den Sie so gütig waren mir zu schreiben, und worin Sie mir versicherten, daß mein Neffe die Einnehmersstelle erhalten werde — —" „Noch ein Brief! — Ach ich weis schon, — das ist der, den ich dem Briefträger zu geben vergessen habe. — Er gehört auch an den Sohn

des alten Franz nebenan. Es scheint, daß der junge Mensch Korrespondenz nach Hünningen führt.“

„Nach Hünningen, sagen Sie?“

„Ja, so deutet der Poststämpel.“

Kiloff nahm den Brief, und konnte sich eines Ausrufes nicht enthalten.

„Kennen Sie vielleicht die Schrift?“ fragte Frau Sulanoff.

Der Fabrikant antwortete nicht, aber er drehte den Brief herum und betrachtete ihn von allen Seiten, als wollte er ihn durch das Couvert lesen.

„Ach! da hab' ich endlich die Bittschrift,“ sagte die Sulanoff, indem sie ihm dieselbe überreichte.

Kiloff trat zu einem Tische um seine Empfehlung darauf zu schreiben.

„Nur recht kräftig bitte ich,“ sagte die Frau, indem sie sich über des Maires Schulter beugte. „Sie waren ja mir und den Meinigen immer wohlgewogen, und ich wünschte nur eine Gelegenheit zu finden, um Ihnen meine Erkenntlichkeit beweisen zu können. Wenn Sie uns nur auch an den Herrn Präfecten empfehlen könnten!“ und bei diesen Worten streckte sie die Hand nach dem Briefe aus, der auf dem Tische lag.

„Warten Sie,“ sagte Kiloff heftig, „ich will doch an ihn schreiben,“ und sogleich setzte er sich nochmal nieder, schrieb und die Sulanoff sprach: „und ich will Alles dies dann sogleich übergeben, sobald ich den Brief an Franzen's Sohn werde bestellt haben.“

„Noch Eins!“ rief Kiloff, indem er ihr den Brief

aus der Hand, und unter seine Papiere schob, „ich will Ihnen auch ein paar Worte für den General-Einnehmer mitgeben," und noch einmal setzte er sich und schrieb.

Madame Sulanoff empfing diese neue Empfehlung mit hundert Versicherungen des Dankes, und Kiloff begleitete sie dann bis zur Thür.

Kaum hatte er diese hinter ihr geschlossen, so eilte er zum Tische zurück, öffnete den Brif, den Madame Sulanoff — — vergessen hatte, und las Folgendes:

„Mein theurer Freund!

Mein Onkel hat Alles entdeckt. Er zwang mich auf der Stelle abzureisen, und ich befinde mich jetzt in Hünningen bei Leuten, die ich nie gesehen habe, und die mich wie eine Strafbare behandeln, deren Schande ihre Familie zu verbergen sucht. Schon öfters wollte ich an Sie schreiben, aber erst heute fand ich die Gelegenheit dazu. Trauern Sie nicht über unsere Trennung, Heinrich, denn sie wird die Ursache unserer baldigen Vereinigung seyn. Das Unglück hat mir Kraft gegeben, und ich bin zum Äußersten entschlossen. Meine Verwandten sind jetzt meine Feinde. Nur Sie allein bleiben noch mein Trost meine Hoffnung, ich bin großjährig, und kann selbst eine Wahl treffen. Wenn es nothwendig ist, so werde ich den Schutz der Gerichte ansprechen. Besitze ich noch Ihre Liebe und wollen Sie mich zum Weibe, so kommen Sie mit Ihrer Mutter mich abzuholen, ich werde Sie erwarten und Ihnen folgen.

Elisabeth Kiloff."

Der Fabrikant blieb nach Lesung dieser Zeilen lange

nachdenkend. Er fing an zu fürchten, daß alle seine Bemühungen, diese verhaßte Vereinigung zu hindern, fruchtlos seyn könnten. Er kannte Elisabeth, sie war sanft aber unbeugsam in ihren einmal gefaßten Entschlüssen. Er durfte nicht hoffen, daß Heinrich ihr Aufenthalt immer verborgen bleiben werde. Mit diesen Gedanken begab er sich um die gewöhnliche Stunde in die Mairie. Schon hatte er seinen Namen unter einige Reisepässe geschrieben, als sein Blick auf die Liste der jungen Leute fiel, welche bestimmt waren, als Rekruten abgegeben zu werden, und unter diesen fiel ihm der Name Heinrich Hauffer sogleich auf.

„Ist dies der Sohn des Invaliden Franz?“ fragte er den Sekretär.

„Ja, Herr Maire.“

„Dann ist alles gewonnen,“ murmelte er vergnügt für sich selbst.

Vierzehn Tage nachher war ein Haufe von hundert jungen Leuten vor der Mairie zu Thann versammelt, um den Augenblick zu erwarten, wo sie als Konskribirte ihre Lose ziehen sollten. Es war ein interessantes Schauspiel. Im Allgemeinen waren die Reichen die unruhigsten, es schien, als ob sie ganz im Stillen den Preis berechneten, den sie für einen Stellvertreter zu zahlen gezwungen wären, wenn sie das Los träfe; die Armen hingegen erwarteten ihr Schicksal mit gelassener Gleichgiltigkeit. Freilich für Jene handelte es sich um Geld, für diese um acht Jahre ihres Lebens.

Übrigens war unter der ärmeren Klasse doch ein Jüngling, dessen Züge und Bewegungen Unruhe und Besorgniß ausdrückten. Es war Heinrich Hauffer. Aus mehr als

einer Ursache fürchtete er den Schlag des Schicksals. In seiner zarten Jugend in einem geistlichen Hause an den Ufern des Rheins erzogen, von wo er dann zu einem Gärtner in die Lehre trat, hatte er stets eine Abneigung für den Soldatenstand gefaßt. Martha wußte dies wohl, und in ihrer mütterlichen Sorgfalt und Zärtlichkeit wünschte sie so viel zu ersparen, um für ihren Sohn einen Stellvertreter bezahlen zu können, aber Krankheiten und unverhoffte Verluste hatten ihre Hoffnung immer wieder vernichtet. Franz aber war immer dagegen gewesen. Er hatte ja selbst zwanzig Jahre als Soldat gedient und alle militärischen Vorurtheile in sich eingesogen, ihm schien Jeder, der seinem Vaterlande nicht seinen Zoll von Blut abgetragen hatte, strafbar oder unnütz. Die Unmöglichkeit, seinen Sohn vom Militärstande loszumachen wenn ihn das Los träfe, hatte ihn daher bis jetzt wenig bekümmert, vielleicht gab es sogar Stunden, wo der alte Krieger wünschte, seinen wohlgebauten Sohn in der knappen Uniform zu sehen, aber seitdem ihm dessen Liebe zu Elisabeth bekannt geworden, hatten seine militärischen Anwandlungen einer Art Bewegtheit Platz gemacht. Er wünschte nur seines Sohnes Glück, und fühlte wohl, daß sein Abgang zur Armee auch den letzten Funken der Hoffnung bei ihm ersticken würde.

Herr Kiloff hatte indessen Alles im Saale der Mairie bereiten lassen. Er selbst hatte die Namen, welche in die Schicksals-Urne geworfen wurden, revidirt, die Thüren wurden endlich geöffnet, und die Ziehung begann.

Schon hatte das Loos für eine große Anzahl entschieden, und die Reihe sollte nun an Heinrich kommen, als ihn

Jemand beim Namen nannte. Es war die Magd der Madame Sulanoff, die ihn im Namen ihrer Gebieterin rief.

„Hat Madame Sulanoff einen Brief für mich erhalten?“ fragte der Jüngling, der sogleich an Elisabeth dachte.

„Ich weiß es nicht, aber Madame befahl mir sogleich mit Ihnen zurück zu kommen.“

„Ich komme, ich komme,“ rief Heinrich aus dem Saale eilend.

Madame Sulanoff empfing ihn mit geheimnißvoller Miene, welche ihn in seiner Hoffnung bestärkte, sie ließ ihn aus dem Bureau in ihr Gemach treten, und schloß die Thür.

„Mein lieber Heinrich,“ sagte sie, „ich weiß, daß Sie ein braver Jüngling und ein guter Sohn sind, und ich war Ihnen immer freundschaftlich gesinnt.“

Der Jüngling stotterte einen Dank.

„Ich habe Ihnen etwas zu vertrauen, aber Sie müssen mir vorher versprechen, es geheim zu halten.“

„Ich gebe Ihnen mein Wort, Madame.“

„Vor Allem darf Herr Kiloff nicht erfahren, daß ich mit Ihnen gesprochen habe.“

„Er wird es nicht erfahren.“

„Nun so hören Sie: Sie besitzen eine schöne Sammlung von Cactus, welche Sie zu verkaufen wünschen. Ich weiß, daß Herr Kiloff diese um jeden Preis zu haben wünscht, und daß er eine dritte Person beauftragt hat, sie für ihn zu kaufen.“

Heinrich blickte die Frau verwundert an.

Sie können wohl denken, daß ein so reicher Mann wie

Ihr Nachbar, hundert Franken nicht ansehen wird, wenn Sie nicht gleich zuschlagen, hievon wollte ich Sie vorher benachrichtigen, damit Sie sich nicht überrumpeln lassen. Es ist billig, daß reiche Leute ihre Fantasie theuer bezahlen. — Nun danken Sie mir gar nicht, Heinrich?"

"Verzeihen Sie," murmelte Heinrich, und wollte fort, aber Madame Sulanoff schien seine Verlegenheit nicht zu bemerken, hielt ihn noch lange zurück, und ließ ihn erst fort, als sie ein paar Male nach der Uhr gesehen hatte.

Heinrich eilte nach der Mairie, als seine Mutter ihm entgegenlief, und ihm einen Brief zeigte. Heinrich stürzte auf sie zu und empfing das Schreiben mit klopfendem Herzen, als er auf der Adresse Elisabeth's Hand erkannte, und Martha ihm sagte, daß es ein Kaufmann aus Hünningen überbracht habe.

Zitternd öffnete er den Brief und durchflog ihn. Je weiter er las, je mehr glänzten seine Augen, und plötzlich entfuhr ihm dann ein Freudenschrei. "Mutter, liebe Mutter!" rief er, "sie ist in Hünningen, sie liebt mich noch immer, sie hat mir schon öfters geschrieben, sie will Ihrem Onkel zum Trotz mein Weib werden; ich soll mit Euch sie abholen. — O mein Gott — begreifst Du, Mutter! Elisabeth mein! Umarme mich doch gute Mutter. — Wir wollen noch heute fort, — auf der Stelle, nicht wahr? — Sie erwartet uns ja, — komme doch. O nun fürchte ich nichts mehr." —

"Auch nicht eine böse Nummer? fragte eine keuchende Stimme. Martha und Heinrich wendeten sich um, und erblickten Franz blaß und in seiner einen Hand ihnen einen

offenen Zettel entgegen haltend, auf welchem die Nummer 3 stand.

„Ich habe nicht gezogen!“ schrie Heinrich.

„Freilich nicht, aber nachdem der Herr Maire dich sogleich rufen ließ, als du fortgegangen warst, so zog er für dich, und er hat eine glückliche Hand der Herr Maire, wie du siehst.“

Die Mutter wollte weinend zu schreien anfangen, aber Franz donnerte ein: „Stille!“ heraus. „Willst Du mit Deinem Schmerz da auf offner Straße Parade machen. — Weine zu Hause!“

Der Invalide schritt der Vorstadt zu, in welcher er wohnte, die Andern beiden folgten ihm. Martha hielt nur mit Mühe das Schluchzen zurück. Heinrich aber schritt stumm einher. Die Neuigkeit, welche ihm sein Vater gebracht hatte, traf ihn mitten in der Freude wie ein Blitzstrahl. Leben und Gedanken schienen stille zu stehen bei ihm, er ging wie im Traume, hörte nur ein verworrenes Getöse und sah Alles um sich sich drehen. Franz hingegen ging mit einer Art fürchterlicher Entschlossenheit seinem Hause zu. Sein von Narben zusammengezogener Körper hatte sich mehr emporgestreckt, sein hölzernes Bein stampfte die Erde stärker, und seine Hand hatte fester den Stock gefaßt, der ihm zur Stütze diente. Sie kamen endlich in ihrem Häuschen an. Martha sank auf die steinerne Bank vor demselben in Thränen schwimmend, Heinrich blieb vor ihr stehen, und Franz zog maschinenmäßig seine Pfeife hervor, und steckte sie unangebrannt in den Mund.

Plötzlich verdoppelte sich das Schluchzen der Mutter;

denn ihre Blicke fielen auf die Nummer, welche sie unbewußt in der Hand hielt. „Gott ist wohl recht hart gegen arme Leute,“ sagte sie verzweiflungsvoll, „was haben wir gethan, daß wir solch einen Schlag verdient hatten? Und eben in dem Augenblicke, wo sich Heinrich so glücklich fühlte.“

„Ja, ja,“ murmelte Franz vor sich hin, „das ist schon immer so, wenn so ein klein wenig Glück auf einen armen Teufel fällt, so nimmt es ihm der Vater im Himmel gleich wieder.“

„Ach hätte meine Krankheit nicht so viel gekostet,“ erwiederte Martha, „so hätten wir jetzt so viel, um einen Stellvertreter für Heinrich bezahlen zu können. O warum bin ich nicht vor drei Monaten gestorben.“

„Sage das nicht, liebe Mutter!“

„Du ins Feld gehen, mein lieber Heinrich,“ fuhr Martha fort, ihren Sohn fest an ihr Herz pressend, „aber ist es denn ausgemacht, daß wir dich nicht loskaufen können? Wenn wir Alles verkaufen, was wir haben, unsere Einrichtung, unsere Blumen — Alles, du bleibst uns dann und darfst dich auch nicht von Elisabeth trennen.“

„Ja,“ setzte Franz hinzu, die Achseln zuckend, „und als Brautgeschenk gibt er der Elisabeth ein Strohlager, alte Närrin!“

„Schweige Mutter!“ fiel Heinrich ein, „da kommt Herr Kiloff, der harte Mann soll deine Thränen nicht sehen.“

„Ah!“ rief Martha aufstehend, „Herr Kiloff kann uns vielleicht noch retten, und sie lief ihm entgegen.“

Dieser wich bei ihrem Anblicke zurück, und wollte ihm

ausweichen, sie aber vertrat ihm den Weg. „Ihr habt uns 1000 Franken geboten,“ sagte sie,“ wenn wir Euch unser Haus und Garten abtreten wollten, wir nehmen es an, Herr Maire.“

Beim ersten Anblicke fürchtete Kiloff Vorwürfe und Unhöflichkeiten, aber als er bemerkte, daß man ihm bittend entgegen kam, gewann er seine Fassung wieder, und antwortete: „Es liegt nicht mehr in meinem Plane, Euer Haus und Euern Garten zu bekommen.“

„Ich bitte Euch, Herr Maire, ich bitte Euch mit aufgehobenen Händen, gebt uns die ausgesprochene Summe.“

„Ihr hättet mich gleich beim Wort nehmen sollen.“

„Nun so gebt weniger. Nur 800 Franken.“

„Nein.“

„600.“

„Nein, nein!“

„Gebt, was Ihr wollt. Um den Rest dessen zu erhalten, was wir brauchen, wollen wir Alles verkaufen was wir besitzen. Gebt uns das, was Ihr für billig haltet.“

„Nichts geb' ich, nichts.“

„Mutter,“ sagte Heinrich, indem er sie zu sich zog, „laßt Euch doch nicht zum Bitten herab.“

„Laß sie nur, mein Junge,“ fiel Franz ein, der die ganze Scene mit wilder Ruhe angesehen hatte, „der Herr Nachbar unterhält sich, die Thränen deiner Mutter sind Balsam für sein Herz. Das Schlachtfeld ist ihm geblieben, er ruft Victoria! Das ist ganz in der Ordnung.“

„Das ist eine Lehre für thörichte Leute, die mit Mächtigern in die Schranken treten wollen,“ sagte Kiloff höh-

nisch lächelnd. „In acht Jahren könnt' Ihr wiederkommen, Franz, und bei mir um die Hand meiner Nichte für Euern Sohn anhalten."

„Das ist unnöthig," sagte Franz, denn Eure Nichte hat sich Eurer Einwilligung begeben."

Der Fabrikant warf stolz und grimmig den Kopf in die Höhe.

„Zeige ihm den Brief Heinrich!" befahl Franz.

Der Jüngling zögerte einen Augenblick, aber auf einen Wink des Vaters hielt er den Brief Elisabethen's Herrn Kiloff hin. Kaum hatte dieser den Blick darauf geworfen, so wurde er ganz roth im Gesichte. — „Wer brachte den Brief?" schrie er.

„Was liegt daran? Er ist klar, nicht wahr?"

„Klar oder nicht klar, die Kreatur hat nun die Gelegenheit verloren, undankbar zu seyn. Heinrich muß fort."

„Er muß nicht fort."

„Wollt Ihr ihn loskaufen?"

„Vielleicht."

Kiloff sah Franz mit großen Augen an, dieser aber schritt mit drohender Miene und zitternden Lippen gegen ihn. „Peter Kiloff," donnerte er, „ich hab' es Dir vor wenigen Tagen gesagt, daß wir bei der alten Garde schwierigere Sachen möglich gemacht haben, als ein Paar Verliebte zu verheirathen. Du hast gelesen, daß Deine Nichte das Weib meines Sohnes trotz Deinem Widerstande seyn will. Er darf also nur vom Militärstande frei werden, und das kann ich machen."

„Ihr, mein Vater?"

„Ja, Heinrich," sagte der Invalide, indem er seinen Sohn an seine Brust drückte. — „Umarme mich Junge! fester — recht fest. — Und du Alte! — Deine Hand! — Ich habe das Mittel gefunden, Euch Alle glücklich zu machen."

„Und welches?"

„Ihr sollt es sogleich erfahren," — und somit stürzte Franz in das Haus.

Heinrich, Martha und selbst Kiloff machten eine Bewegung, ihm zu folgen, aber kaum kamen sie an die Schwelle, als ein Schuß fiel. Franz blutend, stürzte zu ihren Füßen, Mutter und Sohn schrieen laut auf, und wollten ihn unterstützen, allein der alte Soldat glitt zu Boden.

„Laßt das," sagte er, „ich habe gut getroffen, und zu Kiloff gewendet, zeigte er auf Heinrich, und seine letzten Worte waren: „Einziger Sohn einer Witwe — frei vom Militär."

Coeur=Dame und Carreau=Bube.

Eine kleine Erzählung.

Eugen Willforst, nachdem er seine Studien auf der Universität glorreich vollendet hatte, kehrte in sein Geburtsstädtchen zurück, glücklich, daß er sich wieder im Kreise seiner Familie befinden, und vor ihr die ersten Beweise seiner Rechtsgelehrsamkeit ablegen könne.

Mit Freundschaft und Wohlwollen nahm ihn Alles in dem Städtchen auf, denn er war ein junger, schöner, braver und angenehmer Mann, ganz dazu gemacht, viele andere Männer eifersüchtig zu machen und selbst nicht lange unerhört zu seufzen. Zudem war sein Vater einer der reichsten und geachtetsten Kaufleute des Städtchens, und, besorgt für die Sitten und die Zukunft seines Sohnes, dachte er daran, ihn zu verheirathen.

„Mein Sohn,“ sprach er, nachdem er Eugen einen Monat ganz die Freiheit gegönnt hatte, „mein Sohn, du mußt dich etabliren. Ein Advokat, will er sich Zutrauen gewinnen, muß eine Frau haben, besonders in einem kleinen Städtchen, wie das unsrige. Du kennst meinen Freund Gerald und seine Tochter Adele. Diese hab' ich dir zur Gattin bestimmt. Die Gerald's sind unsere Freunde und Nach=

barn und ich bin überzeugt, deine Werbung wird Anklang finden. Ad arma, mein Sohn! ad rostra, Herr Advokat, da ist ein schöner erster Prozeß zu gewinnen, der dir eine liebenswürdige Frau mit einer reichen Mitgift einträgt.“

Der junge Advokat, obschon dem Willen seines Vaters ganz unterthänig, war doch nichts weniger als blöde. „Mein erster Prozeß Vater,“ antwortete er lächelnd, „ist bereits gewonnen, aber nicht bei Fräulein Gerald, und ich weiß wahrhaftig nicht, wie Ihre Wahl für mich auf Adelen fallen konnte. Reichthum, Schönheit, Anmuth, finden sie sich nicht noch in größerem Maße bei Sophien, der Tochter des Herrn Durstein, der auch Ihr Nachbar ist?“

„Du hast Recht, mein Sohn, und ich gestehe, daß, wenn's Adele nicht ist, ich dich mit gleichem Vergnügen mit Sophien verbunden sehen würde, Gerald und Durstein sind nebst mir die wohlhabendsten im Städtchen. Wenn ich übrigens an Adelen zuerst dachte, so geschah das, weil ich bei dir Liebe für das Mädchen zu bemerken glaubte.“

„Sie waren im Irrthum lieber Vater, Sophien lieb' ich, Sophien bet' ich an.“

„Nun wenn's so ist, so kann ich auch gegen diese Wahl nichts einwenden, sie ist vernünftig.“

„Nur vernünftig?“ rief der Jüngling leidenschaftlich, „wenn man Augen und ein Herz hat, so kann man gar keine andere Wahl thun, und wie ich Ihnen sagte, mein Prozeß ist gewonnen, auch Sophie liebt mich.“

„Hat sie dir es gestanden?“

„Ja, seit drei Tagen.“

Diesmal war der Wunsch der Familie mit dem Herzen Eugen's einverstanden. Der alte Willforst machte im Namen seines Sohnes die Werbung, und Durstein hatte dagegen um so weniger eine Einwendung zu machen, als er selbst bemerkt zu haben glaubte, daß seine Tochter Eugen liebe. Die Heirath wurde zwischen den Vätern beschlossen, der Ehekontrakt aufgesetzt, und Herr Durstein überraschte seine Tochter mit dieser Neuigkeit. Wie groß aber war seine Verwunderung, als Sophie erblaßte, erröthete, verlegen wurde und endlich erklärte, sie werde niemals Willforst's Gattin werden.

„Aber mein Kind," sagte Durstein, „du liebst ja Eugen, du hast es deiner Mutter entdeckt. Bedenke doch, du kannst keine bessere Verbindung schließen."

„Nie, nie, mein Vater!" erwiederte Sophie schluchzend.

Sophie war die einzige Tochter, und hatte vollkommene Gewalt über ihren Vater, allein er wollte sich mit seinem Freunde Willforst nicht entzweien, darum sagte er: „Närrisches Mädchen! du wirst dich schon noch eines Bessern besinnen, ließ alle Vorbereitungen zur Hochzeit machen, und befahl seiner Frau, die Ausstattung auf's Glänzendste zu besorgen. Da aber Wochen vergingen und Sophie immer bei ihrem „Nie, nie!" stehen blieb, so sah er sich endlich gezwungen, dem alten Willforst Alles zu erzählen, und dieser hinterbrachte es seinem Sohne.

„Du hast dich zu früh gerühmt, deinen ersten Prozeß gewonnen zu haben, sagte er zu diesem, Sophie liebt dich nicht." —

„Wie? Sophie?“ schrie der Jüngling wie aus den Wolken gefallen.

„Sie will von einer Verbindung mit dir nichts hören, es geschah gegen ihren Willen, daß man euch schon aufgeboten hat, und daß man für euch eine Wohnung zubereitet.“

„Unmöglich!“ versetzte Eugen.

Er lief zu seiner Braut, sah sie, überhäufte sie mit Klagen und Vorwürfen, und obschon er in ihren Augen weder Zorn noch Abneigung las, so sah er doch Thränen darin, und Sophie sagte ihm kurz, zwar mit schwankender Stimme, aber fest, sie werde sich nie verheirathen. Außer sich, eilte er hierauf zu Herrn Durstein: „Ihre Tochter liebt mich,“ rief er, „ich bin dessen gewiß, sie hat es mir ja gestanden, und es liegt dieser plötzlichen Weigerung ein unerklärbares Geheimniß zum Grunde! Allein, es muß klar werden; o, verlassen Sie mich nur nicht.“

Eugen erzählte nun das Vorgefallene allen seinen Freunden, und sprach auch bei Gerald davon; „Adele,“ sagte er, „können Sie diese Weigerung Ihrer Freundin begreifen? Sie weiß, wie ich sie liebe, anbete, auch sie hat mir ihre Neigung gestanden, und da ich nun um ihre Hand werbe, und diese mir zugesagt ist, so ist sie plötzlich wie verwandelt, und will nichts von einer Verbindung mit mir wissen. Adele! Ihnen, der Freundin ihrer Jugend, Ihnen, die sie nach mir am meisten liebt, muß sie auch ihre Liebe zu mir gestanden haben? O, sprechen Sie, erklären Sie mir —“

„Mir?“ antwortete Adele, „mir hat sie nie Etwas gestanden.“

„So haben Sie doch wenigstens unsre Blicke, unser Einverständniß, das Entstehen und Wachsen unserer gegenseitigen Neigung gesehen?“

Adele behauptete, Eugen traue ihr mehr Scharfsinn und Beobachtungsgabe zu, als sie wirklich besitze, sie bedauerte übrigens Eugen, meinte, er habe sich wohl getäuscht, und die ganz natürlichen Gefühle der Freundschaft zwischen zwei Personen gleichen Alters für Liebe genommen. Sie zeigte dem jungen Advokaten einige Theilnahme, war sanft, gut, zuvorkommend, und hätte Eugen's Leidenschaft nicht so tiefe Wurzeln in seinem Herzen geschlagen, es würde nur von ihm abgehangen haben in Adelen's Armen Trost und Ersatz zu finden. Allein, seine Liebe wuchs noch mit den Hindernissen, täglich besuchte er Sophien's Eltern, fragte, ob sich der Sinn der Tochter noch nicht geändert habe, flehte um ihre Fürsprache und Hilfe, bis er sich endlich immer mehr überzeugte, daß weder Liebe noch Beredsamkeit hier etwas ändern könnten, und daß sein erster, sein liebster, sein Herzenprozeß wirklich verloren sei.

Noch ein Mittel, obschon er es sehr ungerne anwandte, wollte er doch nicht unversucht lassen. Sophie hatte ein Kammermädchen gleichen Alters mit ihr, und von ihrer zartesten Jugend an mit ihr aufgewachsen und erzogen. An diese beschloß er sich zu wenden.

„Marie,“ sprach er, indem er ihr ein goldenes Kreuzelchen in die Hand drückte, „ich verlange von dir keinen Verrath an deiner Herrschaft, aber du siehst wohl den erbärmlichen Zustand, in welchem wir uns Beide befinden, du siehst Sophie weint immer, und ich kränke mich. Noch

vor wenigen Tagen schien sie mir mit ganzer Seele zugethan, und jetzt verwirft sie mein Herz und meine Hand. Marie! weißt du die Ursache dieser schnellen Umwandlung, so sage sie, rede, und du kannst uns durch deine Aufrichtigkeit Alle glücklich machen.“

„Nein, Herr Eugen! da läßt sich nichts mehr machen, was geschehen ist, ist geschehen.“

„Es ist also Etwas geschehen?“ fragte Eduard, und drang mit Bitten und Versprechungen in Marien. Diese, ihr goldenes Kreuzelchen anblickend, sagte: „Ja, wenn Sie mir versprechen wollten, nichts weiter zu sagen.“

„Ich gebe dir mein Wort.“

„Nun, so mögen Sie wissen, meine Mamsell liebt Sie, sie liebt Sie so stark, daß sie die ganze Nacht nicht schlafen kann, und wir Beide mit einander weinen, anstatt zu ruhen, aber sie wird Sie doch nicht heirathen.“

„Und die Ursache?“

„Die Ursache? ja die Ursache ist, weil sie Sie verloren hat.“

„Verloren?“

„Ja, Herr Eugen, verloren auf die Coeur-Dame.“

„Sie hat mich auf die Coeur-Dame verloren? Was sprichst du denn da für unsinniges Zeug.“

„Ja Unsinn ist es, wenn der Mensch mit dem Glück, mit dem Schicksale spielt. Sie werden sogleich Alles verstehen, hören Sie nur: Es gibt nicht mehr zwei Mädchen auf der Welt, welche einander mit so großer Freundschaft zugethan sind als meine Mamsell und Mamsell Adele Gerald.

Sie sind hier angekommen und beide entbrannten für Sie in heftiger Liebe.“

„Also auch Adele liebt mich?“

„Wie eine Wahnsinnige. Beide vertrauten einander ihre Leidenschaft, und fragten sich redlich, welche von beiden wohl den Sieg davon tragen werde? Diejenige, welcher Eugen den Vorzug geben wird, meinte meine Mamsell, allein das war nicht Adelen's Meinung, sie sagte ihre wechselseitige Freundschaft fordere, daß sie beide sich selbst darüber einverständen. „Herr Willforst,“ sprach sie, „will seinen Sohn verheirathen, und um ihn gut und in seiner Nähe zu verheirathen, könne er nur unter ihnen beiden wählen.“ Sophie betheuerte, daß sie von Ihnen geliebt werde, Mamsell Adele betheuerte dasselbe.“

„Das ist nicht wahr!“ schrie Eugen.

„Ich glaube es Ihnen,“ versetzte das Kammermädchen, „allein Mamsell behauptete es und Ihre Aufmerksamkeit, Ihr freundliches Benehmen ließen es meine Mamsell fürchten. „Übrigens,“ fuhr Adele fort, „wenn wir beide unsere wahren oder vermeinten Ansprüche auf Eugen geltend machen, so entzweien wir uns, da doch, wenn die Eine von uns ihre Ansprüche aufgibt und seine Hand fest verweigert, er die Andere heirathen wird, und ist es wohl der Mühe werth, daß sich zwei solche Freundinnen, wie wir, eines Mannes wegen entzweien?“

„So? Ein Mann ist also so wenig in Adelen's Augen?“

„Beide erhitzten sich immer mehr durch Reden und Hoffen, und endlich kamen sie überein, daß sie um Ihren Besitz

spielen wollten. Wer die Dame von Coeur bekäme, der sollte Sie besitzen, besitzen müssen, und wer Sie verlöre, sollte Lebenslange unvermählt bleiben. Sie setzten diesen Kontrakt auf, ich glaube sie ritzten sich mit Stecknadeln in den Arm und unterzeichneten ihn sogar mit ihrem Blute, und nun begann die verhängnißvolle Partie. Ich mußte dabei das Schicksal vorstellen, das Spiel Karten mischen, und nachdem Beide coupirt hatten, umschlagen. Ach, Herr Eugen, das hätten Sie mit ansehen sollen, es hätte Millionen gelten dürfen, man würde auf den Gesichtern der Spieler nicht mehr Angst, Hoffnung, Begierde zu gewinnen gelesen haben. So oft ich ein Blatt von Coeur umschlug und das Wort Coeur dazu aussprach, wurden beide zugleich blaß, und wenn darauf zehn oder sieben oder drei folgte, färbten sich beider Wangen wieder mit Blut. — Endlich — endlich — sie erschien lange nicht, kam die Coeur-Dame, fiel Mamsell Adelen zu, und diese hatte Sie gewonnen, Herr Eugen.“

„Das Spiel gilt nichts, der Einsatz war nicht gleich. Adele log es, daß sie von mir geliebt werde, und dennoch betheuerte sie es, sie hatte nichts zu verlieren, Sophie nichts zu gewinnen.“

„Das müssen Sie als Advokat besser verstehen,“ erwiederte Marie, „allein die Partie wurde von beiden Seiten angenommen, und so lange Mamsell Adele die Coeur-Dame in Händen hat, auf welche beide den Kontrakt schrieben, und unterzeichneten, heirathet Sie Mamsell Sophie nicht.“

„Nein, das geht nicht, das kann nicht gehen, sogleich eil' ich zu Sophien.“

„Um Gotteswillen machen Sie mich nicht unglücklich, und bedenken Sie, was Sie mir versprochen haben.“

„Wohlan! sei ruhig, Marie, ich will schweigen.“

„So so?“ sagte Eugen im Nachhausegehen zu sich selbst, „ich werde also ausgespielt, und auf die Coeur-Dame gesetzt, und Mamsell Adele wagt es zu behaupten, daß ich sie liebe, und mich zu gewinnen!“

Viel ruhiger, als er früher war, kam er nach Hause, verkündete seinem Vater daß seine Vermählung nächstens werde vollzogen werden, legte sich zu Bette und schlief ruhig. Am nächsten Morgen machte er einen Besuch bei Gerald's. Madame Gerald ergriff sorgfältig jede Gelegenheit, Eugen mit ihrer Tochter allein zu lassen. Bald saßen die beiden jungen Leute allein einander gegenüber.

„Haben Sie Sophien schon lange nicht gesehen?“ fragte Adele.

„Gestern.“

„So? Heute noch nicht?“

„Nein, und nie mehr. Ich war gestern zum letzten Male dort. Ich sehe nun ein, Sie hatten recht, ich irrte mich, Sophie hat mich nie geliebt. Ich glaubte einer jener Täuschungen, die den Liebenden eigen sind, und worüber sie sich selbst wundern, wenn ihnen der Schleier vom Auge fällt. In meinen Träumen war nichts wahr, als meine Liebe, ja jetzt glaube ich sogar Sophie haßt mich.“

„Ach! Haß! Gott bewahre, Gleichgiltigkeit, sonst nichts.“

„Mag es seyn, was es wolle, ich muß darauf Verzicht leisten. Es war meine erste Liebe, eine wahre, innige Lei-

denschaft, reden wir nicht mehr davon. Ich will auf Reisen gehen, will Frankreich verlassen.“

„Wie, Eugen?“ rief Adele erblassend, „Sie wollten von uns gehen?“

„Ja, ich bin entschlossen.“

„Aber ihr Stand?“

„Ich bin reich genug um keine Prozesse führen zu müssen.“

„Ihr Vater!“

„Er will mich verheirathen, und ich habe mich bereit erklärt, der Tochter eines seiner Freunde in Amerika meine Hand zu geben.“

„Ohne sie gesehen zu haben?“

„Ja. Nach dem, was mir begegnet ist, gilt mir das Einerlei. Übrigens will ich Ihnen die reine Wahrheit nicht vorenthalten. Mein Vater hatte den Plan um Ihre Hand für mich anzuhalten.“

„Wirklich?“

„Ich war damals in Paris und durch innige Freundschaft mit einem Jüngling verbunden, der so glücklich war Sie zu kennen, und eine so heftige Neigung zu Ihnen gefaßt hatte, daß er, als er das Projekt meines Vaters vernahm, mich als seinen Nebenbuhler ansah, und mich mit dem Degen in der Hand zwingen wollte, jene Ansprüche auf Sie aufzugeben, die ich mir noch nicht einmal erworben hatte. Sie können wohl begreifen, daß ein Mann von Ehre eine solche Aufforderung annehmen muß. Unsere Degen waren bereits gezogen, als sich mehre unserer gemeinschaftlichen Freunde unserm Zweikampf widersetzten, und uns eine

minder gefährliche Ausgleichung vorschlugen, welche ich nur der Achtung, die man Ihnen, mein Fräulein, schuldig ist, nicht würdig halte, und daher auch nicht weiß ob ich —“

„Verhehlen Sie mir nichts. Sagen Sie Alles, ich fordere es.“

„Wir haben Ihren Besitz auf den Carreau-Buben gesetzt, und ich — verlor. Das war ein Universitätsstreich, ich erkenne es, allein Sie werden ihn einem Unglücklichen wohl verzeihen, der heute Alles verliert, was er liebt, und morgen sein Vaterland verläßt, um es nie mehr zu sehen.“

Also sprechend küßte Eugen Adelen's Hand und verließ sie.

Wir wissen nicht, ob Adele begriff, daß diese ganze Geschichte nur erfunden war, oder ob sie, dieser Fabel Glauben beimessend, etwa fürchtete, nach dem mit Sophien geschlossenen Kontrakt immer Jungfrau bleiben zu müssen, so viel aber haben wir erfahren, daß Sophie noch an demselben Abend ihre Coeur-Dame zurück erhielt mit einigen Zeilen begleitet, daß sie den Kontrakt für aufgelöst ansehe, und alle Ansprüche auf Eugen Willforst aufgebe.

Eugen hatte dann nicht große Mühe, Sophien zur Verbindung mit ihm zu bereden.

„Wie hast du es denn angefangen, deinen fast verlornen Prozeß wieder zu gewinnen?“ fragte der alte Willforst seinen Sohn.

Lieber Himmel, durch ein Kartenspiel. Ich hatte die Coeur-Dame gegen mich, aber der Carreau-Bube hat mir die Partie gewonnen.

Die verbrannten Hauben.

Novelle.

I.

Es war im Jahre 1814, als das ***sche Regiment durch das kleine Städtchen **Berg zog, um die Hauptarmee aufzusuchen, und die Braven zu ersetzen, welche die feindlichen Kanonen niedergemäht hatten. Das Regiment hielt hier Rasttag, und die Soldaten wurden bei den Bürgern einquartirt, welche sich zwar nicht sehr darüber freuten, aber doch schwiegen, weil sie nicht reden durften.

Drei Soldaten lenkten ihre Schritte gegen ein bürgerliches Haus, welches zwar einfach war, aber von Wohlhabenheit zeugte. Dahin lauteten ihre Einquartirungszettel. Dieses Haus war von Herrn Spitzbaum bewohnt, der einst Krämer in diesem Städtchen war, sich ein nicht unbedeutendes Vermögen zusammgekramt hatte, weßwegen er auch schon vor zehn Jahren seinen Handel aufgab, und nun von den Interessen seines Kapitals lebte. Herr Spitzbaum war Junggeselle, aber doch nicht kalt gegen das weibliche Geschlecht. Er zählte fünfzig Jahre und hatte einen ungeheuren Bauch. Mit zwanzig Jahren war er häßlich, und

die Zeit hatte ihn nicht verschönert, indessen zählte er viele neue Thaler in seinem Kasten, und er dachte, mit Geld triumphirt man wenigstens immer, wenn man auch nicht gefällt. Viele Leute denken so, und leider beweisen so viele Begebenheiten, daß sie recht haben.

Herr Spitzbaum hatte seit zwei Jahren ein junges Mädchen, Namens Suse zu sich in den Dienst genommen, eine arme Waise braver Landleute, welche im Elend gestorben waren. Suse besaß nichts als ein schönes Gesicht, einen schlanken Wuchs, herrliche blaue Augen, und ein anmuthvolles Lächeln. Das ist wenig und viel, es kommt darauf an, wie man sich damit benimmt.

Spitzbaum hatte die schönen blauen Augen Susen's bemerkt, und ihr angetragen, als Magd bei ihm einzutreten, oder vielmehr sein ganzes Hauswesen zu leiten; das junge Mädchen hatte dies dankbar angenommen; ohne Eltern, ohne Verwandte, glaubte sie in Herrn Spitzbaum einen Beschützer, einen Vater zu finden. Die Zukunft zeigte, daß sie sich geirrt habe.

Spitzbaum sah seine Magd mit lüsternen Augen an, und behandelte sie Anfangs zuvorkommend und freundlich. „Abraham," sagte er zu sich selbst, „that seiner Magd Hagar auch schön, und war doch verheirathet, ich aber bin's nicht, und wird Suse meine Liebe erwiedern, so werde ich sie nie aus meinem Hause jagen, wie es der jüdische Patriarch gethan hat." Allein Suse, welche alle Höflichkeiten ihres Herrn nur für freundschaftliche Zuneigung gehalten hatte, war nicht wenig erstaunt, endlich wirkliche Erklärungen zu vernehmen, welche ihr über Spitzbaum's

wahre Gesinnungen keinen Zweifel mehr übrig ließen. Suse war arm, aber keineswegs ehrgeizig. Sie liebte weder die großen Bäuche, noch die alten Libertins, sie nahm die Flamme, die sie in jenem Herzen angezündet haben sollte, sehr übel auf, und da er ihr die Erklärung eben am Heerde machte, so war sie schon Willens ihm den heißen Schaumlöffel um den Mund zu schlagen, und dann auf und davon zu laufen; allein sie mäßigte sich wieder, und der Alte kam mit einem heißen Spritzer davon. Allein Suse erklärte bestimmt, daß sie ähnliche Erklärungen nicht mehr hören, oder sogleich sein Haus verlassen wollte. Spitzbaum war darüber nicht wenig erstaunt, biß sich in die Lippen, versprach über diesen Gegenstand zu schweigen, und hielt auch einige Zeit sein Wort.

Indessen herrschte der Friede nicht mehr, wie früher in dem Hause des Kaufmanns. Suse las wohl in den Blicken ihres Herrn, daß er auf seine Hoffnungen nicht ganz verzichtet hatte, und war auf ihrer Huth. Spitzbaum nicht wenig darüber ärgerlich, daß eine Magd seine Huldigung zurückwies, gab ihr oft harte Worte, die mit spitzigen Antworten erwiedert wurden. Es war ein fortwährender kleiner Krieg, in welchem aber Suse sich immer im Vortheile befand.

So standen die Sachen, als sich die drei Soldaten mit ihrem Einquartirungszettel bei Spitzbaum zeigten. Suse öffnete auf ihr Pochen die Hausthür, blieb ein wenig betroffen unter derselben stehen, und fragte: „Was wünschen Sie meine Herren?“

„Ein Quartier! — Logement bei dir, mein schönes Kind," antwortete der Kleinste der drei Soldaten, indem er die Zunge über seine Lippen gleiten ließ, um damit seinen röthlichen Schnurbart links und rechts zu lecken, und indem er den Kopf um eine Spanne höher empor warf.

„Ein Quartier?" wiederholte Suse.

„Ja, Goldschatz!" sagte der zweite Soldat, ein runder Mensch mit einem fröhlichen Gesicht, indem er den, welcher vor ihm stand, in die Thüre stieß, „wir sind Deutsche du bist eine Deutsche — also ist hier nichts zu reden. — Auch sind wir dem Geschlechte immer zugethan, von dem unsere Frau Mutter abstammt."

„Aber drei Soldaten auf einmal?" versetzte Suse, „das ist ja doch zu viel; das Haus meines Herrn ist nicht so groß."

„Wir wollen uns schon behelfen," erwiederte der Runde.

Der dritte Soldat, welcher bisher noch nicht gesprochen hatte, war ein schöner Junge mit einem lebhaften stolzen Blicke und gut gebaut, dieser sagte nun zu Susen, indem er die umgekehrte Hand grüßend an seinen Czako legte: „Liebes Kind, es thut uns sehr leid, Ihnen Ungemächlichkeit verursachen zu müssen; aber es ist nicht unsere Schuld. Hier ist der Zettel ihres eigenen Stadtschultheissen, der uns hieher weiset. Übrigens werden wir ja morgen wieder abmarschiren, und Ihnen daher nicht lange beschwerlich fallen."

Die Art, womit sich der dritte Soldat so verschiedenartig gegen seine Kameraden ausdrückte, bewirkte, daß Suse die Augen zu ihm empor hob, und ihn theilnehmend

betrachtete; der Soldat that dasselbe. Ich glaube an die Sympathie und Anziehungskraft schöner Augen, und finde einige Ähnlichkeit in dieser und der Anziehungskraft gewisser Thiere, wodurch sie ihre Opfer in ihrem Dunstkreise fest halten.

Während nun Suse und der Soldat sich betrachteten, sie erröthend, er lächelnd, rief eine näselnde Stimme von dem ersten Stockwerke herab: „Was gibt's denn da unten zu schwätzen? Was will man? Mit wem redest du Suse?“

„Das ist vermuthlich der Kommandant der Festung?“ sagte der erste Soldat. — „Mädel sei so gut und conduisire uns auf unser Zimmer.“

Bevor noch Suse geantwortet hatte, kam Spitzbaum herab, er zog die Brauen zusammen, als er die Soldaten erblickte, allein sie hatten ihren Einquartirungszettel, da war nichts zu thun; indessen murrte er doch: „Bei mir werden Sie sehr schlecht bequartirt seyn, meine Herren.“

„O wir sind nicht häckelig, nicht wahr großer Pfeifer?“

Großer Pfeifer war der Spitzname, den man im Regimente dem runden Soldaten beilegte, weil er immer pfiff, wenn ihm etwas Unangenehmes begegnete. Den kleinen rothbärtigen Soldaten hießen jene scherzweise Schönkerl, und der dritte junge hieß Einsiedler, weil er gewöhnlich sich von allem Lärmen und Saus seiner Kameraden absonderte und am liebsten allein war.

„Suse! führe die Herren auf ihr Zimmer,“ sagte Spitzbaum, „im zweiten Stocke, wo die Wäsche aufgehängt wird, und mache ihnen dort, so gut es gehen will ein

Nachtlager. Ich bin nicht dazu verpflichtet, sie auch zu verköstigen, will ich hoffen?“

„Verpflichtet? nein, aber wenn Sie so komplesantig seyn wollen uns was zu geben, werden wir's nicht ausschlagen, ein langer Marsch macht durstig.“

„Wir haben sehr gutes Wasser,“ sagte Spitzbaum, „und davon steht so viel zu Euern Diensten, als ihr wollt, und damit entfernte er sich. Die Soldaten aber folgten Susen, welche sie in ein Dachzimmer im zweiten Stockwerke führte. Diese Zimmer waren sehr heiß im Sommer, und sehr kalt im Winter. Es war eben Dezember und es fror sehr stark.

Der große Pfeifer und Schönkerl sahen sich überall nach einem Ofen um, es war keiner da. „Wo kann man sich denn hier wärmen?“ fragte Pfeifer, indem er seinen Tornister und sein Gewehr ablegte, und Schönkerl setzte hinzu: „Wenn Sie hier Wäsche trocknen müssen, meine appetitliche Mamsell, so wird das Reissen in allen Gliedern nicht lange ausbleiben; denn das ist ja ein Teufelszug der Luft.“

Der Einsiedler sagte garnichts, begnügte sich Susen mit den Blicken zu folgen, welche die Stube reinigte, und ein Bett machte.“

„Wenn Sie kalt haben, meine Herren und Sie wollen in die Küche hinabsteigen, dort brennt ein lustiges Feuer,“ sagte endlich Suse.

„Ob ich will, tausend Patrontaschen — freilich will ich. Meine Hände sind ja ganz starr, kommst du auch mit Schönkerl?“

„Allerdings, ich nehme mir vorerst eine Ration Ofenhitze mit, und dann geh' ich beim Feldwebel unsere Rationen zu fassen. Wo ist denn die Küche?"

„Wenn Sie über die Stiege hinabkommen gleich links."

Großpfeifer und Schönkerl sind hinabgestiegen, auch Einsiedler thut ein paar Schritte, als wollte er ihnen folgen, hält aber an und tritt zu Susen, die neuerdings erröthet, als sie den jungen, bildschönen Burschen sich so nahe sieht. „Liebe gute Mamsell," spricht er, „wir machen Ihnen wohl viele Mühe?" „O nicht doch mein Herr, ich wollte Ihnen ein recht gutes Lager machen, aber es ist eben nur Platz für ein Bett." — „Meine Kameraden sollen darin ruhen, ich werde mich schon mit Stühlen behelfen." — „Ach, das laß ich nicht zu, ich werde ein Bett neben diesem auf die Erde machen." — „Eine Matratze ist hinlänglich." — „Aber halt, da fällt mir etwas ein, Sie werden noch ruhiger in dem kleinen Kämmerchen seyn, welches gleich neben diesem Zimmer ist; dahinein mach' ich Ihnen ein Bett, man wird so müde beim Kriegführen, es ist wohl das wenigste, daß man manchmal die Glieder ausstrecken kann." — „Ich liebe Mamsell, habe noch nichts mitgemacht, ich bin noch nicht lange Soldat, ich gehe zum ersten Mal in's Feuer." — „O mein lieber Himmel, da müssen Sie sich recht fürchten." — „Nein, liebe Mamsell, mich schlagen ist das Ziel all meiner Sehnsucht; denn ich möchte nicht gerne lange gemeiner Soldat bleiben." — „Ja, Sie haben Recht, aber da müssen Sie sich eben sehr in Acht nehmen, daß Sie keine Kugel trifft, Sie haben gewiß Ver-

wandte zu Hause, welche Sie sehr beweinen würden.“ — „Ich habe einen Vater, den ich freilich recht schwer verließ.“

Bei diesen Worten wurde der junge Soldat traurig und seine Blicke senkten sich zur Erde. Suse stand vor ihm am Bett, welches sie gemacht hatte, und betrachtete ihn sehr theilnehmend, da trat Herr Spitzbaum herein.

„Was machst du da im Zimmer? Die Hände in den Schoß legen?“ schrie er Susen an. — „Herr antwortete sie, „ich mache das Bett für die Soldaten, und räumte in der Angst die Polster ab.“ — „Das sollte schon lange geschehen seyn.“ — „Ja, ganz recht, aber die Herren meinten es wäre ihnen so zu kalt.“ — „Ei, wenn man schläft, so weiß man nichts davon,“ und zum Einsiedler gewandt, fragte er diesen: „Wo sind denn Eure Kameraden?“ — „Sie sind hinabgegangen in die Küche, um sich zu wärmen.“ — „In die Küche?“ schrie Herr Spitzbaum, „in meine Küche? Ach! mein armer Abendbraten!“ und Susen aus dem Zimmer stoßend, stürzte er selbst hinaus, und nahm vier Stufen statt einer, um nur bald seinen Braten zu retten. Einsiedler aber rief ihm nach: „Herr! Wir sind Soldaten und keine Räuber und von meinen Kameraden wird Ihr Braten unberührt bleiben, und wenn's ein wäls'cher Hahn wäre.“

Spitzbaum fand in der Küche nur Großpfeifer, der am Feuer eingeschlafen war. Schnell packt der Hausherr seinen Braten ein, Suse deckte ihm den Tisch, und er befahl ihr, es ihm zu melden, wenn seine unwillkommenen Gäste schlafen gegangen seyn werden.

Indessen kommt Schönkerl mit den Rationen der

Soldaten, und mit der Ordre zurück, sich Punkt 6 Uhr marschfertig zu halten. Die Soldaten verzehren ihr Abendmahl und Suse setzt ihnen heimlich dazu eine Bouteille Wein hin. Sie verspricht auch noch eine zweite, unter der Bedingung, daß ihr Herr Schönkerl keine dummen Schönheiten mehr sagt, und daß ihr Großpfeifer nicht mehr auf den Arm tappe. Die Soldaten versprechen artig zu seyn, übrigens ist Einsiedler da, um sie im Zaum zu halten.

Das junge Mädchen würde lieber in der Küche bleiben und ihren Gästen zuhören, allein alle Augenblicke läßt sich Herrn Spitzbaum's Glocke vernehmen. Der Alte fürchtet, Susens Reitze könnten Eindruck auf die Soldaten machen, und er weiß recht wohl, daß diese gleich Sturm laufen. „Suse!“ spricht er daher zu ihr, „du solltest heute in der kleinen Kammer neben meinem Schlafzimmer schlafen,“ und dabei faßte er ihre Hand, die sie ihm aber gleich wieder entzieht. — „Warum das, Herr Spitzbaum?“ — „Weil wir diese Nacht drei Soldaten beherbergen, und ein junges Mädchen, wie du, vielen Gefahren unter einem Dache mit ihnen ausgesetzt ist.“

„Und wenn ich Ihnen folgte, Herr Spitzbaum? — dann wäre ich sicherer?“ — „Ei, ei, ei! was redest du da? Freilich auch der Weiseste sündigt siebenmal des Tages und David —“ — „O, schweigen Sie mir mit Ihren weisen Sündern, diese Soldaten sind honnete Leute, Einer ist dabei, der hat ja ein so gutes, sanftes, freundliches Gesicht, und trauert um seinen Vater.“ — „Ach! weißt du das Alles schon?“ —

„Auf jeden Fall Suse verbiete ich dir in deiner gewöhnlichen Kammer zu schlafen, welche gleich neben dem Soldatenzimmer ist; du begibst dich heute in das kleine Gastzimmer, worin ein Bett steht.“ — „Wie Sie wollen, es soll geschehen —“ „und schließe die Thüre gut ab.“ — „Ja, ja, seien Sie unbesorgt.“

Während Spitzbaum dieses Gespräch mit seiner Magd führte, stieg dem Großpfeifer und dem Schönkerl der Wein in die Köpfe, und sie dissputirten über Sonne und Mond, während Einsiedler an Susen dachte. „Ich sage dir —“ nahm Großpfeifer das Wort, welches aber in seinem Munde schon etwas schwerfällig klang, „ich sage dir, daß du dich auf den Himmel gar nicht verstehst, ich aber habe alle Himmelskörper bei unserm alten Viehhirten studiert, der Thiere und Menschen kurirt.“ — „Ei was geht mich dein Viehhirte an, meine Augen sagen mir, daß sich die Sonne dreht, daß sie aufsteigt und hinabgeht, und das wird mir kein Mensch ausreden, alle neun- und neunzig tausend Patrontaschen.“ — „Und ich sage dir es ist nicht so, mein Viehhirte beweist es klar, daß wir uns drehen, und nicht die Sonne!“ — „Ha! ha! das ist ja eine fürchterliche Ochsheit! bist du denn besoffen, daß du glaubst, du dreheſt dich? Nur ein dummer Mensch kann so etwas nachsagen.“ — „Du Schönkerl! keine Anzüglichkeiten, das bitt' ich mir aus. Ich will dir nur einen Beweis geben. Sage mir, was hast du lieber, die Sonne oder den Mond?“ — Schönkerl dachte über diese Frage eine Weile nach, und antwortete dann: „Mordelement auch, der Mond ist mir lieber.“ — „Und warum ist er dir lieber?“ —

„Weil er bei der Nacht leuchtet, indessen die Sonne scheint, wenn's ohnedies Tag ist!" Großpfeifer war durch diesen schlagenden Beweis auf einmal wie vernichtet, aber bald fing der Disput wieder an, und hitziger als früher, die beiden Soldaten waren schon auf dem Punkt sich die Gläser an den Kopf zu werfen, wegen Sonn und Mond, als Susen's Dazwischenkunft den Frieden wieder herstellte. Das Mädchen bittet die Soldaten nicht zu streiten, und die kurze Zeit, die ihnen noch übrig bleibt zur Ruhe zu verwenden. Sie bringt es dahin, daß sie sich die Hände reichen, die Gläser anstoßen, und einander versprechen, nicht mehr über Sonne und Mond zu disputiren.

Einsiedler wünscht, bevor er schlafen geht, noch an seinen Vater zu schreiben, dem er versprochen hat, Nachricht von sich zu geben, so oft es ihm möglich seyn wird. Er bittet Susen um die Erlaubniß, noch länger in der Küche bleiben zu dürfen, um beim warmen Feuer seinen Brief zu schreiben. Das junge Mädchen willigt ein, verschafft ihm Schreibgeräthe, zündet dann eine Lampe an, um sich selbst in ihr Kämmerlein zu begeben. Sie ruft ihm noch eine freundliche gute Nacht und sagt: „Ihr wißt wohl, wo Eure Schlafstelle ist, in dem kleinen Gemach, gleich neben dem Zimmer Eurer Kameraden!" — „Ja Mamsell," antwortet Einsiedler mit bewegter Stimme, „und ich werde Ihre Güte nie vergessen. Wir marschiren morgen schon mit dem frühesten ab, und ich werde Sie wohl nicht wieder sehen, aber ich werde mich gewiß immer an dieses Städtchen und an Sie erinnern, und vielleicht wird es mir einst so gut, die schöne Suse wieder zu sehen."

Suse senkte die Augen und antwortete nicht, sie hielt die Lampe, und hing vermuthlich mit ganzer Seele an den Worten des schönen Jünglings, darum bemerkte sie auch nicht, daß ihre rechte Hand, welche die Lampe hielt, ihrem Kopf näher kam, die Flamme anfangs ihre Haube, und endlich auch ihre Haare ergriff, dann that sie plötzlich einen lauten Schrei, und ließ die Lampe fallen, aber Einsiedler war schon zu ihr geeilt, hatte mit seinen Händen die Flamme ausgelöscht, dann aber das liebe Köpfchen an sich gedrückt, und zum öftern geküßt. Geschah dies auch noch um die Flamme auszulöschen, oder eine neue zu entzünden, ich weiß es nicht."

Suse, welche wohl fühlte, daß nebst der verbrannten Haube und den Haaren auch ihr Herz entzündet sei, dankte dem jungen Retter schnell, und entfernte sich. Sie stieg langsam die Treppe hinauf, und legte sich, um den Wunsch Spitzbaum's zu erfüllen, in das kleine Gastzimmer, welches auch im zweiten Stockwerke am Ende des Ganges war. Allein das, was ihr begegnet war, hatte sie so sehr ergriffen, daß sie das Licht auslöschte, und sich zu Bette legte, ohne an etwas anders zu denken, als an die Gefahr, die ihr gedrohet hatte, und an die Art, wie sie der junge Soldat gerettet.

Die beiden Soldaten lagen schon im tiefen Schlafe und schnarchten um die Wette. Einsiedler saß noch in der Küche am Tische, worauf sich Tinte und Papier befand. Er hielt die Feder in der Hand, und hatte den Brief noch nicht anfangen können. Es geht ihm doch sonst so flink von der Hand, wenn er an den Vater schreibt. Warum kratzt er sich denn jetzt an der Stirne, und stampft ungeduldig mit dem Fuße? Susen's anmuthige Gestalt, die Küsse, welche er

ihr geraubt, wollen ihm nicht aus dem Kopfe, und als er endlich den Brief angefangen, muß er ihn wieder zerreißen; denn er bemerkt, daß er seinem Vater Susen's schöne Augen beschrieben habe. So fängt er den Brief zehnmal an, und will es auch das eilfte Mal thun, allein er kann nicht mehr, das Licht ist ausgebrannt. Da er nun nicht weiß, wie er sich wieder Licht verschaffen soll, denn er will sich nicht erlauben in einem fremden Hause einen Kasten zu öffnen; so entschließt er sich, sein Schlafgemach im Dunkeln zu suchen. Er tappt die Treppe hinauf, und denkt: „das Zimmer werd' ich ja wohl finden, es steckt gewiß der Schlüssel an der Thür."

Wirklich findet er an einer Thür einen Schlüssel, öffnet, tritt hinein, fühlt ein Bett, und kleidet sich aus, bei sich denkend: „Ich bin gewiß in dem Zimmer, welches mir die gute Seele zubereitet hat, und ich werde hier eine recht gute Nacht haben, und von ihr träumen."

Allein, er hatte sich geirrt, dieß Zimmer war jenes, welches Spitzbaum Susen zu bewohnen befohlen hatte, damit sie weiter von den Soldaten entfernt sei. Suse hatte vergessen, den Schlüssel abzuziehen.

Ob der junge Soldat, als er seinen Irrthum bemerkt, schnell davon gelaufen sei, ob Suse nicht so geschrien habe, daß das ganze Haus darüber erwacht sei, darüber will ich nichts sagen. Die Folge wird es lehren. Nur bitte ich meine Leser, den Stab nicht über zwei junge Wesen zu brechen, welche der Zufall nun einmal zusammenführen wollte, und wenn er auch gleich für den Augenblick Alles verdarb, doch in der Folge Alles wieder gut machte — aber genug, es wird sich zeigen.

Am andern Morgen, bevor noch der Tag graute, rebellte der Tambour schon durch die Straßen. Großpfeifer und Schönkerl hatten ihre Tornister und ihre Gewehre genommen und riefen nur: „He, Einsiedler, komme doch, hörst du denn den Tambour nicht?“

Wo Einsiedler gewesen, das weiß ich nicht — jetzt stand ein junges Mädchen vor ihm, welches bitterlich weinte, und ihn beschwor, sie nicht zu verlassen und zu vergessen, und er antwortete: „Ich vergesse dich nie, nie, ich werde dich immer lieben, und komme gewiß wieder, als Offizier komme ich wieder, und heirathe dich dann.“ — Hierauf mußte er sich aus den Armen der Weinenden losmachen und rief ihr noch an der Thür zu: — „Ich komme wieder!“

II.

Seit langer Zeit hatte das Regiment schon das Städtchen verlassen. Suse war darnach immer trauriger geworden und die Rosen ihrer Wangen waren mit ihrer Fröhlichkeit entflohen. Sie dachte nur an Jenen, der ihr das Liebste auf der Welt geworden war. Herr Spitzbaum bemerkte diese Veränderung, aber errieth nicht ihre Ursache, nur verdoppelte er seine Liebenswürdigkeit gegen Susen. Diese dachte nur an Einsiedler und wiederholte sich immer seine letzten Worte. „Ich komme wieder, ich komme gewiß wieder.“ Indessen verging ein Monat nach dem andern, und er kam nicht wieder. Andere Regimenter waren von dem Kriegsschauplatze her durch das Städtchen gezogen. Suse hatte sich bei mehren Soldaten um ihren Herzliebsten erkundigt, allein Niemand konnte ihr Nachricht von ihm geben.

Wenn sie von Einsiedler sprach, sagte man ihr immer, er müsse einen andern Namen haben, das sei gewiß sein Spitzname im Regimente. —

Suse hatte noch andere neue, größere Beweggründe zu Unruhe und Gram. Das arme Mädchen fühlte unter ihrem Herzen ein Pfand der steten Erinnerung. Sie schauderte vor dem Gedanken zurück, Mutter zu werden. Dieser Name, der süßeste, den eine menschliche Zunge aussprechen, ein Menschenohr hören kann, er wird zum Dolchstoß für die Arme, die ihn trägt, ohne Gattin zu seyn. Sie weinte, erröthete, verzweifelte fast, und wiederholte immer: „Ach mein Gott, mein Gott! warum war ich auch so ungeschickt, meine Haube zu verbrennen?“

Suse hatte es noch nicht gewagt Spitzbaum ihren Fehltritt zu bekennen, sie schmeichelte sich übrigens, daß er ihr verzeihen werde. Seine fortwährenden Erklärungen gaben ihr diese Hoffnung. Sie dachte, da er immer selbst sagt, es sei ganz natürlich mich lieb zu haben; so wird er's ja auch bei einem Andern nicht gar so unnatürlich finden. Das arme Kind betrog sich gewaltig.

Als sie Herrn Spitzbaum zu einer guten Stunde, wie sie glaubte, Alles entdeckt hatte, was vorgegangen war, wurde er wüthend, sein Gesicht blies sich auf, seine Augen sprühten Flammen, er schien zu zerplatzen, und spie nur ganz mühsam alle Schandtitel auf die weinende Unglückliche aus. Fort mußt du Elende! auf der Stelle fort aus meinem Hause, ich leide keine Soldatenmetze bei mir, dieß war das Ende seiner Strafpredigt. Das arme beschämte trostlose Mädchen konnte nichts antworten, sondern schnürte nur mit

Thränen ihren Bündel, und verließ alsogleich das Haus. Spitzbaum sah sie mit trokenem Auge gehen.

Suse suchte sich ein kleines Kämmerchen, und hoffte durch ihre Händearbeit sich durchzubringen, sie konnte ja gut nähen und stricken, und dachte, in ihrer Lage werde man ihr ja aus Mitleid Arbeit geben. Das gute Kind betrog sich wieder. Herr Spitzbaum hatte im ganzen Städtchen erzählt, wie schändlich sie sich betragen habe, und daß er gezwungen gewesen, sie fortzujagen. Ein Chorus von Indignation beantwortete seine Erzählung. Suse war ein freches, sittenloses Geschöpf, dem sich alle Thüren verschließen mußten, und das thaten auch die Thüren jener Leute, die für tugendhaft galten. Suse aß schwarzes Brot mit ihren Thränen befeuchtet, sie verkaufte all das Wenige, was sie besaß, und sollte nun in kurzer Zeit Mutter werden, und noch immer kam Einsiedler nicht zurück.

Glücklicherweise wurde ein Landbewohner in der Umgegend, vermuthlich weniger tugendhaft als die Übrigen, von ihrer entsetzlichen Lage theilnehmend bewegt. Er besaß einen Pachthof, 10 Meilen von dem Städtchen entfernt, und machte Susen den Vorschlag sich dorthin zu begeben, und in seine Dienste zu treten.

Mit Freude nahm Suse diesen Vorschag an, und bat nur vor ihrer Abreise die Personen, bei denen sie wohnte, wenn ein junger Soldat nach ihr fragen sollte, ihm ihre Adresse, welche sie zurück ließ, zu übergeben. Übrigens verließ sie ohne Gram ihren Geburtsort, wo man ihr das Brot verweigerte; unser eigentliches Vaterland ist jenes Land, wo wir Mittel finden glücklich zu seyn.

Kaum im Pachthofe angelangt, gebar Suse zwei schöne Kinder, einen Knaben und ein Mädchen. Dieß wäre wohl ein großes Geschenk der Vorsicht für glückliche Menschen gewesen, allein manchmal ertheilt die Vorsicht zu freigebig ihre Wohlthaten. Suse nannte ihre Tochter Rosa, und ihren Sohn Paul. Sie stillte beide selbst, und trachtete noch dabei im Pachthofe durch ihre Arbeit die Wohlthat zu vergelten, daß man ihr erlaubt hatte, ihre Zwillinge hier zur Welt zu bringen und zu erziehen.

Die Zeit verfloß, Suse hoffte noch immer, daß Einsiedler wiederkehren werde und oft sagte sie, indem sie ihre Kinder umarmte: „Ach, wie wird er sich freuen, eine so hübsche Tochter zu haben, und einen Sohn, der ihm so ähnlich sieht. Aber Einsiedler kehrte nicht wieder, und sie tröstete sich nur durch die Liebe zu ihren Kindern. Die Kleinen waren dafür auch nicht undankbar, und so klein sie noch waren, sprachen sie schon: „Wenn wir größer werden, wollen wir für dich arbeiten Mutter, damit du ruhen kannst, und wir werden viel verdienen, du wirst es schon sehen!“

Rosa war ein liebliches kluges Kind, welches Alles, was man ihm sagte oder zeigte, sogleich begriff und lernte. Paul war ein runder bausbackiger Junge, der zuhörte, die großen Augen weitmächtig aufmachte, und gar nichts begreifen konnte, aber beide besaßen ein gutes Herz. Suse konnte lesen, schreiben, nähen, waschen, Alles dieses lehrte sie Rosen und sah mit großem Vergnügen, wie ihre Tochter mit guten Talenten begabt; und mit großer Liebe zur Arbeit frühe sehr schnelle Fortschritte machte. Paul war leider das Gegentheil, er begriff schwer, aber er war kräf-

tig und stark, und dabei körperlich beweglich, so daß ihm Knaben von doppeltem Alter im Balgen nichts abgewannen.

Die Kinder wurden größer, aber ohngeachtet ihres guten Willens und ihres Eifers zur Arbeit konnte Rosa im Pachthofe doch nicht sehr nützlich werden, denn ihr schwacher zarter Körperbau erlaubte ihr nicht, sich lange der harten Feldarbeit hinzugeben; ihre kleinen Hände hatten nicht die Kraft schwere Lasten zu tragen, und ihre lieblichen Füßchen ertrugen keine große Anstrengung. Rosa war oft sehr traurig darüber, wenn der Pächter sprach: „Die Kleine kann man zu gar nichts brauchen."

Paul war stark und konnte sich überall nützlich machen, aber es stieß ihm bei jeder Arbeit irgend ein Unfall zu. Gab man ihm eine Heerde zu weiden, so verlor er richtig ein Stück davon, ritt er die Pferde in die Schwemme, so kam eines in Gefahr zu ersaufen; sollte er die Kühe melken, so verschüttete er die Hälfte Milch, kam er in den Geflügelhof, so verwundete er aus Ungeschicklichkeit ein Thier, und Alles zerbrach er, was er nur in die Hände bekam. Die Pächtersleute hatten wirklich schon alle Geduld mit ihm verloren. Der brave Mann, der den Pachthof besessen und Susen dahin genommen hatte, war gestorben, und der neue Besitzer hatte nicht dasselbe Mitleiden mit Susen.

Die Zwillinge hatten ihr fünfzehntes Jahr erreicht, Paul hatte durch Ungeschicklichkeit einen großen Heuschober angezündet, man wollte ihn sammt seiner Schwester fortschicken, Suse wollte ihren Kindern natürlich folgen, als ein Nachbar zu ihr sprach: „Hört, Frau Suse! Ich reise, meiner Geschäfte wegen, morgen nach der Hauptstadt. Als

ich das letzte Mal dort war, wünschte man in einem honetten Hause ein Landmädchen in Dienst zu nehmen. Ich bin gewiß Eure Tochter, und vielleicht auch Euren Sohn unterbringen zu können. Wollt Ihr mir Eure Kinder anvertrauen, so nehm' ich sie mit mir. Der Dienst in der Hauptstadt ist nicht so beschwerlich, und was Sie dort zu thun hat, wird Eure Rose wohl aushalten können, nun und Paul wird doch auch einmal klüger werden. Vielleicht machen die Kinder dort ihr Glück."

Obschon sehr betrübt ihre Mutter verlassen zu müssen, baten sie die Kinder doch selbst, sie reisen zu lassen. Endlich muß sich Suse dazu entschließen, was will sie auch sonst thun, und die Worte: „Vielleicht machen die Kinder dort ihr Glück!" bestimmen sie dazu. Sie weiß wohl, daß die Hauptstadt gefährlich ist, allein sie kennt Rosen's Herz und Paul's Redlichkeit. Sie gibt ihnen keine Sittenpredigt zum Abschiede, sondern begnügt sich damit ihnen zu sagen: „führt euch gut auf, Kinder, wenn ihr wollt, daß ich glücklich seyn soll. Möge uns der Himmel bald wieder vereinigen. Du, meine theure Rose, nimm dich vor Allem in Acht, ein Licht zu nahe zu deiner Haube zu bringen."

Am andern Morgen weinte Suse bitterlich, denn ihre Blicke suchten umsonst ihre Kinder. Rose und Paul waren schon auf dem Wege nach der Hauptstadt."

III.

Rose trat bei einer Krämerin, Namens Frau Solberg, in Dienst. Ihre außerordentliche Jugend und ihr zarter Körperbau befremdeten zwar ihre Dienstfrau anfäng-

lich, als sie ihr vorgestellt wurde, allein sie sah so gutmüthig aus, und ihr bescheidenes und sittsames Betragen nahmen so für sie ein, daß sie behalten wurde. Rosa ward als Magd aufgenommen, aber wie sollte man einem Kinde harte Arbeit zutheilen, das gemacht zu seyn schien, um bedient zu werden, nicht um Andere zu bedienen? Indessen entzog sich Rosa keiner Arbeit, sie that Alles, wodurch sie ihrer Gebieterin gefällig seyn konnte. Ihre Anmuth, ihre Sanftmuth, ihr Verstand machten sie der Frau Solberg bald unentbehrlich, und anstatt sie in der Küche zu verwenden, wozu sie Rosa angenommen hatte, nahm sie das Mädchen zu sich, lehrte es sticken, schlingen, Hauben machen, und manche andere kleine Arbeiten, worin Rosa große Fortschritte machte.

Auch Paul wurde bei einem Pastetenbäcker untergebracht. Der Mund lief dem Jungen voll Wasser, als er seinem Herrn vorgestellt wurde, und in dessen Gewölbe alle die guten Bäckereien erblickte. Indessen wandte er alle Mühe an, in der Stadt nicht so ungeschickt zu seyn, wie auf dem Lande, er begriff zwar seine Arbeiten nicht so leicht, wie seine Schwester die ihrigen, aber man erkannte wenigstens seinen guten Willen.

Suse erhielt oft Nachricht von ihren Kindern, und ihr Wohlsein und gute Verwendung trösteten die arme Mutter in ihrer Einsamkeit, indessen war sie nicht wohl. Kummer und Elend hatten sie kränklich gemacht, was sie aber Rosen in ihren Briefen verschwieg.

Ein Jahr war verflossen. Rosa war sehr geschickt und sehr schön geworden. Paul hatte es schon so weit gebracht,

daß er Torteletten machen konnte. Die jungen Männer, welche an Frau Sollberg's Kramladen vorübergingen, guckten durch ihre Lorgnetten auf das schöne Ladenmädchen und kauften wohl auch eine Kleinigkeit, um ihr Schönheiten sagen zu können. Allein Rosa hörte sie nicht an, schlug die Augen nieder, und antwortete nur auf das, was den Handel betraf, auch stellte sie sich nie unter die Ladenthür, um zu gaffen und begafft zu werden.

Paul hatte unterdessen einige Dutzend Tortelettes verbrannt aus dem Ofen gezogen, weßwegen ihn auch der Pastetenbäcker davon jagen wollte, allein er klagte es weinend seiner Schwester, diese that Fürbitte, und ihr zu lieb behielt man ihn wieder.

Allein eines Tages kam ein Bewohner jenes Dorfes, wo der Pachthof war, zu Rosen, und meldete ihr, daß ihre Mutter sehr kränklich und schwächlich sei, und zwar meistens aus Gram, daß sie ihre Kinder nicht sehe. Rosa hörte das mit Schrecken, fragte nicht weiter, sondern lief nur geschwinde zu ihrer Frau, und sagte ihr, daß sie fort müsse, auf das Land, fort zu ihrer Mutter, und um ihre Entlassung bitte. Der Frau Sollberg kam dieß sehr ungelegen. „Wie," sprach sie zu Rosa, „du wolltest mich verlassen?" — „Meine Mutter ist krank, ich muß zu ihr." — „Ich brauche dich nothwendig in meinem Magazin, bleibe bei mir, ich gebe dir einen Antheil an meinem Handel, und strecke dir Geld vor, das du deiner Mutter schicken kannst." —

„Ich danke Ihnen vielmal für Ihre guten Gesinnungen, aber ich muß meine Mutter sehen, erlauben Sie mir, meine Mutter mit hieher bringen zu dürfen, und ich komme auf

der Stelle wieder zurück.“ — „Das kann nicht seyn, ich kann deine Mutter nicht unterbringen. Du bist eine Undankbare, ich habe dich Alles gelehrt, was du kannst, und nun verläßt du mich. Wenn du wirklich gehst, so ist dir meine Thüre auf immer versperrt!“ —

Rosa antwortete nichts mehr, machte ihren Bündel, nahm ihr Gespartes und ging zu ihrem Bruder: „Paul!“ sagte sie, „unsere Mutter ist krank, und will uns sehen.“ Paul warf seine Schlafmütze in die Höhe, band sogleich seine weiße Schürze ab, zog seine Jacke an, und ging seinem Lehrherrn Lebewohl zu sagen. — „Wie dummer Junge,“ rief der Pastetenbäcker, „jetzt da es den Anschein hat, als wollest du doch etwas begreifen, willst du fortgehen?“ — „Nun, Herr, was ich weiß, will ich mir schon merken, und wenn ich wieder komme —“ — „Zu mir darfst du nicht wieder kommen.“ — „Nun, so wünsch' ich Ihnen wohl auf zu verbleiben.“

Rosa hatte sich schon ein kleines Sümmchen erspart, Paul hatte nichts als Löcher in Schuhen und Strümpfen. Rosa nahm zwei Plätze bei einem Landkutscher, um schneller bei ihrer Mutter zu seyn. Die Zwillinge betrauern weder ihren Abgang von der Hauptstadt, noch die Hoffnungen, welche sie dort zurücklassen, sie denken nur an das Vergnügen, ihre Mutter wieder zu sehen und zu umarmen.

Der Wagen fuhr eine halbe Stunde vor dem Dorfe auf der Landstraße weiter, und setzte die beiden Kinder ab, welche den Seitenweg so schnell liefen als sie konnten. Endlich erblickten sie den Pachthof, leise traten sie hinein, denn sie wollten Susen überraschen, sie öffneten die Thüre, da

zog sich ihr Herz zusammen, ihre Augen füllten sich mit Thränen, der Anblick ihrer Mutter erfüllte sie mit Beben. Sechzehn Monate hatten sie älter gemacht, als es sonst zehn Jahre zu thun im Stande sind. Der Kummer übereilt noch die Zeit.

Rosa und Paul liegen in den Armen ihrer Mutter, die ihrem Glücke kaum traut. — „Aber welchem Zufalle dank ich es Euch wieder zu sehen?“ rief endlich Suse. — „Wir wußten, daß Du krank seiest, krank aus Liebe zu uns, konnten wir da zögern, zu Dir zu eilen, um Dich nie mehr zu verlassen?“ — „O ihr lieben Kinder! Ihr wart doch in der Hauptstadt schon auf so gutem Wege Euer Brot zu verdienen.“ — „Ei ja freilich,“ rief Paul, „Rosa konnte schon die schönsten Frauenarbeiten machen, und ich fing schon an Torteletten zu verbr — — zu backen, wollt' ich sagen.“ — „Ei was,“ sagte Rosa fröhlich, „der Mutter Zufriedenheit gilt über Alles, und wir werden auch jetzt schon hier Beschäftigung finden.“

Rosa und Paul nahmen ihre Wohnung in einem Bauernhause neben dem Pachthofe. Die ersten Tage verflossen schnell unter der Freude wieder vereinigt zu seyn, und die Farbe des Wohlseins schimmerte wieder empor auf Susen's blassen Wangen. Die Kinder suchten sich Arbeit zu verschaffen, aber Paul war nicht geschickter geworden, und träumte nur von seinen Torteletten, Zuckerplätzchen und Zwieback. Rosa's Händchen, so geschickt bei der Nadel, hatten auch nicht mehr Kraft erhalten, Suse bemerkte das wohl und sprach: „Ihr habt die Hauptstadt verlassen meine guten Kinder, um mich wieder zu sehen, allein ihr müßt

jetzt wieder dahin zurückkehren; hier gibt es für euch nichts zu thun, und ihr würdet mir zu Liebe eure schönste Zeit verlieren. Thut es also mir zu gefallen und geht wieder dahin zurück. Ich hab' euch jetzt gesehen, einige Zeit mit euch vereinigt gelebt, und das wird mich wieder stärken."

Rosa umarmte ihre Mutter, und weinte, Paul schlenkerte mit den Armen und schwieg, allein es fand sich keine Beschäftigung für die Kinder und Rosa's Erspartes ging zu Ende. „Arme Kinder!" rief Suse, indem sie beide an ihr Herz drückte. „Der Himmel wird eure Liebe zu eurer Mutter gewiß vergelten, und euch auch dafür entschädigen, daß ihr von Euerm Vater verlassen seid."

Zum Unglücke geschah es auch, daß die Eigenthümer des Pachthofes, die nun eine ihrer Töchter verheirathet hatten, Susen ankündigten, daß sie sie nun nicht länger bei sich behalten könnten, und so wurde die arme Familie auf's Äußerste gebracht, Paul sprach davon, er wolle Soldat werden, worüber sich die Mutter sehr ängstigte. Rosa hatte den braven Nachbar, welcher ihr schon den ersten Dienst zugebracht hatte, inständig gebeten, ihr wieder einen Platz zu verschaffen, wo sie mit ihrer Mutter eintreten könnte. Der gute Nachbar kam zurück, er hatte einen Platz gefunden, aber nur für Rosa allein, in einem großen Hause, bei einem reichen Herrn, der eine vertraute Person zur Führung seiner Hauswirthschaft nöthig hatte.

Der Nachbar sagte, ein so vortheilhafter Platz würde nicht so bald wieder vorkommen, weil Rosa da eigentlich nicht als ein Dienstbote angesehen seyn würde, und weil der Herr, zwar freilich etwas heftig, und nicht sehr liebens=

würdig, doch ein sehr gerechter, braver und großmüthiger Mann sei.

Suse bat ihre Tochter diesen Platz anzunehmen. Rosa that es nur mit der Bedingung, daß ihre Mutter und Paul mit ihr nach der Stadt gingen, und sich dort in ihrer Nähe einquartirten, sie versprach es, so viel in ihren Kräften stehe, in Allem für sie zu sorgen. Susen hielt nichts mehr in dem Dörfchen zurück, sie reiste also mit ihren Kindern nach der Hauptstadt, miethete für sich und Paul ein kleines Stübchen in der Vorstadt, wozu ihr der brave Nachbar das Geld vorgestreckt hatte, und Rosa begab sich mit diesem in das Hôtel des Baron von Witzdorf in der breiten Straße.

IV.

Baron von Witzdorf war ein gedienter Militär, zwar noch nicht sehr alt, aber zahlreiche Wunden, die Fatiquen mehrer mitgemachter Campagnen, hatten ihn frühzeitig kränklich und mürrisch gemacht, und bei seinen oft wiederholten Gichtanfällen bedurfte er einen Lehnstuhl, und litt mehr als gewöhnlich, sein Blick war daher auch strenger und sein barscher Ton erschreckte die arme Rosa.

„Du bist noch sehr jung, wirst du wohl auch meinem Hauswesen vorstehen können?“

„Ich bin 19 Jahre alt,“ antwortete Rosa, „und werde mir alle mögliche Mühe geben.“

„Nun im Grunde kömmt's wohl auch auf's Alter nicht an,“ versetzte der Baron etwas gütiger. „Ich hatte eine Haushälterin von 50 Jahren, die mich bestahl, da ist mir eine honette Person von 19 Jahren doch lieber,“ setzte er lächelnd

hinzu: Man hat mir viel Gutes von dir gesagt, aber ich bin gewohnt, nur das zu glauben, was ich sehe. Da hast du die Schlüssel zur Speisekammer, zum Wäschkasten, zum Keller, sieh zu, wie du dich zurecht findest."

Rosa ging, und dachte bei sich selbst, ich will wenigstens durch genaue Erfüllung meiner Pflichten und strenge Redlichkeit sein Vertrauen zu verdienen suchen. Die Kleine wollte aber noch mehr, sie wünschte ihren Herrn zu zwingen mit seiner so jungen Haushälterin zufrieden zu seyn, und darum suchte sie sich schnell in die Kenntniß aller Gewohnheiten im Hause zu setzen. Es waren vier Domestiken da, welche sie zu überwachen hatte. Ein Kutscher, ein Jäger, eine Köchin und ein Thorsteher. Rosa wußte sich so gut zu benehmen, daß sie die Liebe eines Jeden ihrer Untergebenen schnelle gewann, man gehorchte ihr ohne Murren, und wenn Jemand seine Schuldigkeit nicht that, so zankte Rosa zwar, aber mit so gutmüthigem Tone, daß man nicht böse auf sie werden konnte.

Baron Witzdorf ging nicht oft aus, und empfing nur sehr selten Gesellschaft bei sich, nur ein Neffe kam oft sich um die Gesundheit des lieben Onkels zu erkundigen. Dieser Neffe war 25 Jahre alt, nannte sich Eduard, war ein hübscher Junge, aber etwas leicht und leichtsinnig, was einen jungen Menschen oft eben so gut ansteht, als die Sittsamkeit einem Mädchen.

Eines Morgens, als Eduard eben wieder zu seinem Onkel kam, begegnete er Rosen auf der Stiege, das junge Mädchen machte dem Verwandten ihres Herrn eine ehrfurchtsvolle Verbeugung, und entfernte sich erröthend.

Eduard folgte ihr mit dem Blicke, und als er bei dem Onkel eintrat, war seine erste Frage: „Was ist denn das für ein allerliebstes Mädchen, das Sie da bei sich haben, lieber Onkel?“

„Das ist meine Haushälterin.“ — „Wie? das junge Kind? Sie scherzen wohl!“ — „Nein, du weißt, daß ich kein Freund vom Scherze bin.“ — „Aber lieber Himmel, dieses Geschöpf und diese Jugend.“ — „Was liegt daran, wenn sie ihre Schuldigkeit thut?“ — „Wer hat sie Ihnen denn empfohlen?“ — „Ein Mann vom Lande, den ich sehr genau kenne.“ — „Sie hat eine sehr anmuthige Gestalt.“ „Schlagen Sie sich das aus dem Sinne, Herr Neffe! Aber wie sieht's mit dir aus Bursche? fängst du endlich einmal an, klüger zu werden? — O ja, sehr klug.“ — „Aber wie heißt sie denn Onkel?“ — „Rosa heißt sie. Tanzest du, und spielst du noch immer ganze Nächte?“ — „Ei der Himmel bewahre! Das Mädchen kann ja kaum 18 Jahre haben!“ — „Zum Henker auch, was geht dich meine Haushälterin an? Mir scheint fast sie interessirt dich mehr, als meine Gesundheit, um die du noch nicht gefragt hast.“

Der Jüngling entschuldigte sich, und sprach von andern Gegenständen, aber er blieb zerstreut, und der Onkel zankte ihn aus. Am andern Morgen kam Eduard wieder, und am nächstfolgenden auch, und so fort alle Tage, und manchmal auch zweimal des Tages, man sah ihn nie vorher so oft bei seinem Onkel, aber er begegnete auch alle Tage Rosen, die immer erröthete, ihm eine Verbeugung machte, und verschwand. Aber obwohl sie den Jüngling nur im Vorbeigehen gesehen, dachte sie doch oft an ihn, ihr Herz pochte, wenn an der

Thüre geklingelt wurde, und wenn er es wirklich war, zitterte sie, und wußte nicht, sollte sie bleiben, oder fliehen. Ach, es ist nicht wahr, daß die Liebe nur mit der Zeit kommt, daß sie mit der Zeit geht, das ist richtiger.

Eduard benützte immer die Gelegenheit, wenn er Rosa allein fand, er setzte sich neben sie, wenn sie an ihrem Tischchen arbeitete, und faßte ihre Hand; allein Rosa antwortete ihm ganz verkehrt, und machte sich gleich etwas Anderes im Hause zu thun, um von ihm los zu kommen. „Er muß wohl glauben, daß ich recht dumm bin, weil ich ihm nicht Rede stehe, dachte sie dann bei sich selbst, aber mir ist es doch lieber, er glaubt das, als wenn der Herr Baron über unser Geschwätz böse würde.“ Rosa fühlte wohl auch, daß dieses Geschwätz für sie gefährlich werden könnte. Eduard hatte eine Art sie anzusehen, daß es ihr durch Mark und Bein ging, und da war es wohl das Klügste weit vom Schuße zu seyn.

Indessen war Eduard nicht der Mann, seine Pläne so leicht aufzugeben. Eines Abends ging er zum Onkel, da er doch wußte, daß er nicht zu Hause sei. Als er in den Salon trat, sagte er dem Jäger, er wolle seines Onkels Nachhausekunft erwarten, allein statt im Salon zu bleiben, stieg er die kleine Treppe zur Kammer der Haushälterin hinauf.

Rosa saß wie vom Schlage gerührt, als sie den Jüngling eintreten sah, dießmal war kein Mittel zu entfliehen.

„Ich erwarte meinen Onkel,“ sagte Eduard, „allein ich will lieber in Ihrer Gesellschaft warten, als im Salon ganz allein.“ — „Wenn Sie befehlen,“ antwortete Rosa,

„so will ich mit Ihnen in den Salon hinabgehen.“ — „Ei nicht doch, es ist hier recht hübsch und heimlich. Ach! liebe Rosa, wie lange wünschte ich schon einmal allein mit Ihnen sprechen zu können.“ — „Warum das?“ fragte Rosa, indem sie ihre Bangigkeit zu verbergen suchte. — „Warum? Haben Sie denn das nicht schon in meinen Augen entdeckt? Ich bin Ihnen gut, ich, ich liebe Sie, werde Sie ewig lieben!“ — „Wo denken Sie hin, Herr Baron? ein armes Mädchen, die Magd Ihres Herrn Onkels!“ — „Rosa, du bist nicht zum Dienen geschaffen, alles an dir gefällt mir, entzückt mich.“ — „Ach sagen Sie mir das nicht, ich darf es nicht hören.“ —

Rosa rückte ihren Stuhl immer weiter von jenem Eduard's weg, der den seinen immer mehr näherte, endlich stand das Mädchen auf, nahm das Licht und sagte: „Herr Baron ich muß Sie ernstlich bitten, meine Kammer zu verlassen. Kommen Sie, ich will Sie in den Salon hinabführen.“ — Eduard seufzte, traurig blickte er Rosen an, und sprach: „Rosa, Sie wollen mich also nicht hören, Sie hassen mich?“

Das gute Mädchen aber war weit entfernt, denjenigen zu hassen, der so zu ihr sprach, im Gegentheil seine Blicke entflammten eine so süße Empfindung in ihrem Busen, daß sie zitternd unentschlossen, das Licht in der Hand haltend, stehen blieb.

Plötzlich stößt der Jüngling einen Schrei aus. Rosa's Haube hatte Feuer gefangen, diese bemerkt es, wirft den Leuchter weit von sich, allein Eduard ist schon beschäftigt die Flammen mit seinen Händen zu löschen, welche die schö-

nen Locken zu ergreifen drohen, dann faßt er den Kopf in seine beiden Hände, und drückt heiße Küsse auf die schönen Augen, Mund und Wangen, welche Rosa nicht zu verwehren wagt. Das arme Mädchen brannte innerlich immer mehr, je mehr der Brand von Außen gelöscht war, und schwere Traurigkeit war auch bei ihr die Folge des unglücklichen Zufalls.

Am andern Morgen ließ Baron Witzdorf Rosen zu sich rufen. Die arme Kleine kam zitternd, sie glaubte, er wisse schon Alles und werde sie fortjagen, indessen war sie fest entschlossen, ihm in jedem Falle die Wahrheit zu gestehen.

Der Baron saß in seinem Stuhl, sein Blick war freundlicher als gewöhnlich, allein Rosa sah das nicht; denn sie wagte es nicht die Augen aufzuschlagen.

„Tritt näher," sprach der Baron, „ich habe mit dir zu reden, du bist nun 6 Monate bei mir, und ich kann mir dazu nur Glück wünschen, du benimmst dich vortrefflich, und mein Hauswesen ist in der schönsten Ordnung. Ich will deinen Fleiß und deine Treue belohnen."

Rosa hörte staunend diese Worte, und fühlte sich ihrer Schuld bewußt, durch diese Güte nur noch mehr gedrückt.

„Mein Kind," fuhr der Baron fort, „ich glaube jenen Lohn für dich gefunden zu haben, der dich am meisten erfreuen wird. Ich habe Erkundigungen über dich eingezogen, und weiß, daß du eine Mutter und einen Bruder hast, die du sehr liebst, die hier in der Vorstadt wohnen, und von dir unterstützt werden. Wohlan, ich will deine Mutter auch zu mir nehmen, sie soll mit dir mein Hauswesen führen." — „Gnädiger Herr! wäre es möglich?" — „Ja, mein Kind,

und auch dein Bruder soll kommen, es wird sich schon auch ein Geschäft für ihn finden. Ich habe um deine Familie gesandt, sie müssen bald kommen, und sollen noch heute mit dir wohnen.“ — „Ach gnädiger Herr,“ rief Rosa, vor dem Baron auf ihre Knie stürzend, „diese Güte, diese Großmuth! Gott, wie glücklich könnt' ich seyn, wenn ich sie verdiente! Ach, mein Himmel! wenn ich nur meine Haube nicht verbrannt hätte.“

Rosa weinte bitterlich, in des Barons Gesicht zeigte sich Verwunderung, er nahm das Mädchen bei der Hand, zog sie zu sich und wiederholte: „Wie? deine Haube hast du verbrannt?“ — „Ja, gnädiger Herr! ach wenn es im Kopfe brennt, ist man nicht mehr seiner mächtig. O verzeihen Sie mir, großmüthiger Mann. Ihr Herr Neffe überraschte mich auf meiner Kammer —“ — „Was sagst du Rosa, mein Neffe?“ — „Ja, er sagte mir, daß er mich liebe, ach, und ich bin ihm auch gut, ich kann nichts dafür, und ich hatte just das Licht in der Hand, meine Haube fing Feuer, und er löschte es mit seinen Händen, und — nein, nein! ich bin eine Abscheuliche, und verdiene nicht, was Sie für mich thun wollen.“

Sie bedeckte knieend mit Küssen und Thränen die Hände des Barons. Dieser wurde nachdenkend, und wiederholte nur vor sich hin: „Die Haube verbrannt, das ist sonderbar!“

In diesem Augenblicke öffnete sich die Thür, und Suse und Paul traten ein. Als Suse ihre Tochter in Thränen aufgelöst zu den Füßen des Barons sah, lief sie zu ihr, hob sie auf, schloß sie in ihre Arme, und fragte den Baron, was ihre Tochter verbrochen habe. Der Baron schwieg, aber

Rosa, ihr Gesicht am Busen ihrer Mutter verbergend, murmelte schluchzend: „Ach Mutter! ich habe deine Warnung vergessen, und meine Haube verbrannt.“

Während Rosa der Mutter ihr Vergehen gestand, lehnte Paul in einem Winkel, seufzte, und sah eine große Gypspagode an, welche sich auf dem Ofen befand. Der Baron schien in Gedanken versunken, und nachdem Suse das Bekenntniß ihres Kindes angehört, rief sie: „Ach! auch mir ist einst etwas Ähnliches begegnet, auch ich wurde schuldig durch eine verbrannte Haube, komm an mein Herz, ich verzeihe dir! Du sollst einen Zufluchtsort finden am Mutterbusen, und nicht hinausgestoßen werden, unbarmherzig und hilflos in die Welt, wie es die arme Suse ward.“

„Suse!“ schrie der Baron, indem er die Mutter anstarrte! „Sie heißen Suse?“ — „Ja, Euer Gnaden“ — „Und wo verbrannten Sie ihre Haube?“ — Sie nannte das Städtchen. — „Und diese Kinder, wer ist ihr Vater?“

Suse erzählte die Geschichte ihrer Jugend und schloß damit, daß sie sagte: „Sie sehen, gnädiger Herr, ich bin eben so schuldig, als mein armes Kind, ach verstoßen Sie sie nicht, wie es mein unbarmherziger Herr gethan hat!“

Der Baron hatte Susen's Erzählung mit lebhafter Bewegung angehört und öfters sein Gesicht mit seinen beiden Händen bedeckt. In diesem Augenblicke trat Eduard ein, er blieb verlegen stehen, als er zwei ihm unbekannte Personen und Rosa in Thränen bei seinem Onkel sah.

„Eduard,“ redete ihn der Baron mit strengem Tone an, „du hast eine große Schuld an diesem armen Mädchen gut zu machen, du mußt es als Mann von Ehre thun.“ — „Lie-

der Onkel, ich liebe Rosa wahrhaft und innig." — "Wenn das ist, so mußt du ihr deine Hand reichen." — "Ist das Ihr Ernst, Onkel?" fragte Eduard mit zweifelhaften, aber freudigen Blicken. — "Ja, sagte der Baron, indem er Susen's Hand faßte;" denn Rosa ist meine Tochter und jener Junge dort mein Sohn! Suse, arme Suse! was hast du meinetwegen gelitten? Erkenne in mir den Soldaten Einsiedler, der sich schnell emporschwang und nun General ist. Er will nun an dir und seinen Kindern gut machen, was er an Euch verbrochen hat."

Suse konnte nicht antworten, sie war plötzlich zu glücklich. Die Kinder theilten die Freude ihrer Mutter.

Man sagt, Rosa sei bald darauf mit Eduard getraut worden, und eine brave und treue Gattin gewesen, ohngeachtet sie ihre Haube verbrannt hatte.

Paul wurde Soldat, und kam nach einer sechsjährigen Dienstleistung — wieder zurück, wie er ausmarschirt war.

Der blasse junge Mann.

Erzählung aus dem Leben.

I.

„Schon bald 10 Uhr und noch nicht angekleidet! Aber Hannchen! so beeile dich doch!“

Also sprach Marie, die junge und reizende Tochter des reichen Kaufmannes Felling, zu ihrem Stubenmädchen, und drehte dabei voll Ungeduld das Armband mit der Brillanten-Agraffe zurecht. Wer hätte diese Ungeduld des sechzehnjährigen Mädchens nicht ganz der Begierde nach dem glänzenden Balle zugeschrieben, den sie zu besuchen im Begriffe stand? Wer hätte in diesem klaren Auge, welches so sanft in den Spiegel hinein lächelte, etwas Anderes gesehen, als eine naive Koketterie? Wer hätte geglaubt, daß dieses Köpfchen etwas Anderes beschweren könne, als die frischen Camellien, welche in seinen Locken prangten? Und doch war es so. Es existirte ein junger Mann, wie ihre Freundinnen behaupteten, der einen tiefen Eindruck auf dieses junge Herz gemacht hatte. In der verflossenen Nacht, auf dem Ball des —schen Legationsrathes, hatten diese Freundinnen einander geheime spöttische Zeichen gegeben, und unter einander leise gezischelt.

„Seht nur," sagte die Eine, „sie tanzt nur mit ihm!"

„Aber wer ist er denn?"

„Ein Journalist, glaub' ich."

„Nun, einem solchen Menschen wird doch das reiche Fräulein Felling nicht ihre Liebe schenken?"

„Hm! sie hat oft gar exaltirte Ideen; erst vor einigen Tagen hörte ich sie sagen, es sei endlich einmal Zeit, daß das Talent mehr gelte, als Geburt und Reichthum."

„Eine wahre Journalphrase!"

Und die Freundinnen lachten und schüttelten die Lockenköpfchen. Alles, was sie übrigens gesagt hatten, war wirklich so. Fräulein Felling liebte Arthur Nellheim. In einem Pensionate erzogen, von ihrer Familie entfernt, hatte Marien's Geist in seinen Träumen und durch Lektüre eine Überspannung erhalten, die sie zwar auf einer Seite vor gemeinen Verirrungen bewahrte, sie aber auf der anderen zu gefährlichen Thorheiten verleiten konnte. Indem sie das menschliche Glück vielleicht zu hoch stellte, war es ihr nicht möglich, sich in ein Leben zu fügen, in welchem der morgige Tag eben so verfließt, wie der heutige, wo alle Epochen nur mit Zahlen bezeichnet werden, und wo die Eindrücke keine Erinnerung zurücklassen. Zwar berührte es sie oft schmerzlich, wenn sie bemerkte, wie kalt und theilnahmlos ihr Aufstreben nach dem Höheren von ihren Gespielinnen betrachtet wurde, allein sie konnte sich doch nicht dazu herbeilassen, die schalen Vergnügungen derselben zu theilen, vertrauend folgte sie ihren Träumereien, bedauerte Diejenigen, welche sich in Gleichgiltigkeit wie in einen Mantel gegen den Schmerz hüllen, und welche es vorziehen, lieber

nie von einem Sonnenstrahle beleuchtet zu werden, als sich einem Tröpflein Schweiß auszusetzen.

Für Diejenigen, welchen die Welt nie den frommen Kinderglauben geraubt hat, bietet sie noch allenthalben Bewunderungswerthes dar, nicht als ob sie das wahre Schöne von dem falschen Flitter nicht zu unterscheiden wüßten, sondern darum, weil die geistige Schönheit ihrer Seele sich in Allem spiegelt, so wie ein Sonnenstrahl dem Glase einen Diamantglanz verleiht. O Zeit voll süßen Zaubers, wo wir bei der Darstellung eines schlechten Drama's noch im Innersten ergriffen werden; wo wir glauben, ein Roman, den wir lesen, entlocke uns bittere Thränen, indessen diese Thränen nur Demjenigen fließen, was in unserm eigenen Herzen geschrieben ist. In diesem Alter lehnt sich das Mädchen an das Fenster, und lauscht der Harmonie, welche sie in säuselnden Abendlüften vernimmt; in diesem Alter träumt sie von Demjenigen, den sie mit aller Liebe ihres Herzens umfaßt, am nächsten Tage blickt sie dann in der Menge herum, und sucht Denjenigen, der ihr im Traume erschienen ist, und wenn ihr auf dem Wege eine Gestalt begegnet, die der geträumten auch nur entfernt ähnlich ist, so pocht ihr Herz, und ihr Schicksal ist entschieden.

So erging es auch Marien. Nachdem sie von einem Engel geträumt hatte, sah sie Arthur mit seinem blassen Gesicht, seinen großen Augen und seiner sanften Stimme, und fühlte sich im Innersten ergriffen. Von diesem Augenblicke an waren ihre Blicke auf den jungen Mann geheftet, sie beobachtete alle seine Bewegungen. Sie hatte bemerkt,

daß er immer in einer Art Zerstreuung umher ging, und daraus schloß sie, daß sein Geist in höheren Regionen schwebe; sie sah ihn auch aus dem Tanzsaale gehen, sich im Nebenzimmer in eine Fensterbrüstung setzen, und mit den Fingern auf seinem Hute trommeln — ein Beweis, daß ihn die lärmende Unterhaltung langweile. Er war arm, und man hatte Marien versichert, daß daran nicht seine Kenntnisse die Schuld tragen, sondern daß ihm nur Mittel fehlten, sich empor zu schwingen. Natürlich, daß sie in Arthur ein Genie erblickte, das, von seinem Jahrhunderte verkannt, den Weltschmerz in seinem Busen trug. Sie malte sich aus, wie süß es für eine Frau seyn müßte, diesen gedankenschweren Kopf auf ihren Schultern ruhen zu lassen, und sie wünschte diese Frau zu seyn. Wie konnte es auch anders seyn? Sie war sechzehn Jahre alt, und die Erfahrung hatte noch kein Samenkorn des Zweifels in ihre Seele gestreut.

Daher, wenn Arthur's schwarzes Auge weniger trübe und sanfter auf sie blickte, war ihr zu Muthe, als ob ihr vom Himmel nichts mehr zu erbitten übrig bliebe.

Der junge Mann bemerkte das wohl, und Beide verstanden sich. Marie sah ihn nun täglich, und liebte ihn immer mehr. Auch diesen Abend sollte er auf den Ball kommen, für welchen sie sich geschmückt hatte, er hatte es ihr gestern versprochen. Und jetzt wirst du begreifen, mein lieber Leser, warum Marie so ungeduldig war, und ihr Mädchen auszankte.

II.

Es war 9 Uhr, die zum Ball bestimmte Stunde, aber der gute Ton verlangt es in neuerer Zeit, daß man lieber etwas später kommt. Arthur saß an seinem Kamin mit jener ungeduldigen Zerstreuung eines Mannes, der etwas Wichtigeres erwartet, als die Ballstunde. Raimund Wilker trat ein.

Arthur und Raimund hatten sich Beide zur selben Zeit der Literatur gewidmet. Beide unbekannt, beide ohne Protektion, wohl fühlend, daß sie nur auf ihren wechselseitigen Beistand rechnen durften, hatten sie sich einander genähert, und die Gleichheit ihrer Lage hatte das festeste Band der Freundschaft um sie geschlungen. Raimund Wilker war einer von jenen Menschen, welche, statt gegen die moralische Erniedrigung zu kämpfen, zu welcher sie von dem Schicksale gezogen werden, sich behaglich und breit in ihre Lage hineinsetzen. Er wußte jedes Gefühl in seinem Innern hintan zu halten oder zu unterdrücken, das ihn manchmal beschleichen wollte. Arthur, ohne eben eine erhabene Seele zu besitzen, war doch weniger frei im Ausdrucke seiner Wünsche; die Verbindung mit Raimund brachte ihn daher auch manchmal in Verlegenheit. Er schämte sich immer, wenn Raimund mit kecker Offenheit, und ohne ihn beleidigen zu wollen, ihm irgend einen niedrigen Gedanken klar machte, der unbewußt und verborgen in seiner Seele schlummerte. Er fühlte sich beschimpft durch jene Nachsicht, welche zwischen ihnen eine Gleichheit herstellte, die er sich nicht zu gestehen wagte, und erröthete über diese Verbindung

zweier Seelen, die nur in ihren Fehlern einen Berührungspunkt hatten. Übrigens hatte Raimund die Kälte Arthur's nicht bemerkt, und war mit ihm stets im gleichen familieren Verhältnisse geblieben. Kaum war er eingetreten, so hatte er sich auf den Divan geworfen, schmeichelte seinem blonden Schnurbärtchen und that einige müßige Fragen. Endlich sagt er plötzlich: „Freund, du bist ein aufgelegter Mensch, dein Ruf ist im Sinken, und dein Journal stirbt an der Auszehrung. Übrigens kannst du dich trösten, du hast jetzt eine bessere Aussicht.“

„Wie das?“

Raimund schlug höhnisch lächelnd die Füße über einander und antwortete: „Nun, hast du nicht diesen Abend auf dem Balle ein Rendezvous mit Fräulein Felling?“

Arthur wurde verlegen. Wenn ein Anderer plötzlich unsere Gedanken erräth und ausspricht, so ist die Empfindung einem Stoße nicht ganz unähnlich. „Was willst du damit sagen?“ fragte Arthur. Allein Raimund fuhr, ohne hierauf zu antworten fort: „Ein Heirathsgut von zehntausend Gulden lohnt schon der Mühe, die Kunst zu seufzen zu erlernen.“

Arthur antwortete mit jener übertriebenen Würde, welche stets ein Beweis ist, daß die wahre Würde mangelt: „Es gibt Beschuldigungen, worauf es überflüßig wäre zu antworten. Ich weiß nicht, was auf die Vermuthung führen kann, daß ich Absichten auf Fräulein Felling habe.“

„Ah, das ist etwas stark!“ rief der Journalist laut auflachend. „Glaubst du denn, wir haben keine Augen um zu sehen, daß die deinigen seit drei Monaten nach den Kasse=

truhen des reichen Banquiers schielen? Es gibt nur ein vernünftiges Ziel, und alle Wege sind gut, auf welchen man dahin gelangt: Geld, Geld, Geld! das ist das Leben, das ist das Jahrhundert, das ist Alles. Ich will Geld, und ich schreibe nur um Geld. Ich bin freilich gezwungen, mir beim Aufheben des Straßenkothes, den ich auf Andere werfe, die Hände zu beschmutzen, aber was thut das? Meine Artikel werden gut bezahlt; man glaubt mir nicht, aber man lies't mich. Deine Hoffnungen, auf diesem Wege weiter zu kommen, verschwinden, und du schlägst einen andern ein, das ist klug. Eine Heirath ist besser, als die Schriftstellerei, und die Revenüen, die man von seinem Geiste zieht, sind nicht so sicher, als jene von Häusern und Obligationen. Ein Lustspiel in einem Akt schreiben kostet mehr Mühe, als für 100,000 Gulden Coupons herabschneiden. Ich sage dir, deine Aufmerksamkeit für Fräulein Felling ist nichts Anderes, als eine gute Actie auf eine einträgliche Spekulation. Seufze immerhin zu mein Freund!"

„Es gibt Leute, welche Alles herabziehen," antwortete Arthur etwas bitter. „Zugegeben, daß ich Fräulein Felling wirklich den Hof mache, was berechtigt dich an der Aufrichtigkeit meiner Gefühle zu zweifeln? Freilich, ein Mensch, der Geld für das Höchste hält, kann nicht begreifen, daß Herzen sich verstehen können, ohne daß die Augen nach dem Geldsacke schielen."

„Das kennt man," versetzte Raimund mit einer gemeinen Geberde; „du bist einer von Denen, die bei einem Mädchen, das sie wählen, nichts als eine Engelsseele be-

gehren, so wie ich nur Geld begehre. Du gestehst doch übrigens selbst, daß du Absichten auf Marien habest.“

„Nein, ich erblickte in Marien wirklich einen Engel, den man verehren muß, und ich liebte sie, ohne daß ich mich fragte, wohin diese Neigung führen sollte.“

„Wohin anders, als zur Ehe!“

„Das ist ein grausamer Scherz. Du weißt nicht, welche großen Hindernisse Vorurtheile zwischen ihr und mir aufthürmen.“

„Hm! Ich weiß keinen Mann auf der Welt, der eben geeigneter wäre, als du, sie diese Vorurtheile vergessen zu machen. Wenn ein Auge, wie das deinige, in einem Meere von Gefühl schwimmet; wenn ein Körper, wie der deinige, so viel Geschmeidigkeit hat, daß er nach Gefallen jene Attituden annehmen kann, die die Wirkung einer, unter dem Gewichte von Ideen niedergebeugten Seele zu seyn scheinen — welches Weib könnte da widerstehen? Und dann — du bist blaß, dieses Wort allein schließt alles Siegreiche in sich. Unsere Poeten haben die Blässe auf einen Punkt empor gehoben, daß man jetzt darüber im Reinen ist, die Blässe sei das Siegel und der Typus einer empfindsamen Seele. Blaß seyn ist ein Geschenk des Himmels, ein Mittel zu einer eigenen Stellung in der Gesellschaft, ein eigenes Metier möchte ich sagen. Man muß nur verstehen, Nutzen daraus zu ziehen.“

„Du bist ein Narr, und ein boshafter Narr.“

„Ich bin nur ein Hellseher, und du gestehst es nicht, weißt es aber recht gut, daß deine poetische Figur großen Dienst bei Marien geleistet hat. Das arme Kind macht

sich für den blassen jungen Mann täglich lächerlicher.“

„Genug, Raimund! Schieße deine giftigen Pfeile, wenn du willst, auf mich los, aber schone wenigstens sie. Wenn es wahr wäre, daß Fräulein Felling meine Liebe mit Gegenliebe lohnte, so wäre dies ein Unglück mehr, denn ihre Familie würde nie in unsere Verbindung willigen.“

Diese Einwendung Arthur's schien Raimund etwas nachdenklich zu machen, dann aber rief er: „Das, was du da sagst, ist nicht ohne Grund, aber wage einen verzweifelten Streich!“

„Wie meinst du das?“

„Suche Marien zu einem entscheidenden Schritte zu bewegen, zu einer Entführung zum Beispiel.“

„Ach!“ erwiederte Arthur, „das ist ein probates Mittel im Theater, aber im wirklichen Leben —“

„Das wirkliche Leben ist nicht für so ausgezeichnete Leute, wie ihr Beide seid.“

„Ihre Familie würde uns fluchen.“

„Das wäre wenig, aber enterben, das wäre viel. Doch ist dies nicht zu fürchten, Marie ist die einzige Tochter, und man wird ihr verzeihen. Mein Himmel, wenn ein Scandal einmal gemacht ist, so muß man ihn gut zu machen, nicht zu vergrößern suchen, und daß die Geschichte Aufsehen erregen soll, darin kannst du dich auf mich verlassen. Ich werde in meinem Journal erzählen, daß ein junges Mädchen aus edlem Stamme, einfach, natürlich, von dem Pesthauch der großen Welt nicht berührt, nur allein die Stimme ihres Herzens gehört, alle Vorurtheile von sich gestoßen, und

mit einem jungen Manne ohne Geburt und Vermögen, aber von dem Schicksale zu den höchsten Ehren berufen, wozu das Genie berechtigt, entflohen ist; ich werde die Personen so bezeichnen, daß kein Zweifel möglich ist, und Felling wird sich überglücklich schätzen, alles durch eine Heirath nieder zu schlagen."

Arthur's Stirne überzog sich mit einer zweideutigen Röthe, welche entweder der Ausdruck einer erniedrigenden Beistimmung im Innern, oder eines verachtenden Unwillens ist; er schwieg einen Augenblick, dann stand er auf, nahm seinen Hut, und sprach: „Genug des thörichten Geschwätzes, es ist Zeit zu gehen."

III.

Der Salon hallte von Musik und Tanz wieder. Das fröhliche Gekicher der jungen Mädchen, die artigen Ausrufungen junger Herren und das dumpfe Gemurmel der Zuseher bildeten ein betäubendes Ganzes.

Ein Ball bietet so viele Abwechslung dar und so viele Freuden! Die Stirne verliert ihre Runzeln, die von Wohlgerüchen geschwängerte Luft streicht über feuchte Augen hin, wie eine weiche geliebte Hand, die Tänzer vergessen Alles über der Bewegung ihrer Füße, und selbst der Unglückliche findet sich durch den Strom der allgemeinen Lust mit fortgerissen.

Unter allen diesen fröhlichen Figuren war aber eine die freudestrahlendste. Es war Marie. Einzig mit Arthur beschäftigt, blieb sie unbeweglich in der Mitte dieser allgemeinen Rührigkeit, ihr Blick schweifte über die Menge

hin, ohne sie zu sehen; die ganze Welt war aus ihrer Seele gewichen, um nur allein dem Gedanken an ihn Platz zu machen. Um den sich immer wiederholenden Aufforderungen zum Tanze zu entgehen, ging sie zu einem Fenster, öffnete die seidenen Vorhänge desselben, und trat auf den Balkon.

Es war eine schöne Märznacht, zwar noch kühl, aber doch schon vom Athem des Frühlings durchhaucht, die aufbrechenden Knospen und die jungen Veilchen sandten ihre Wohlgerüche empor. Marie fühlte sich sehr erfrischt, sie lehnte sich über den Balkon, und betrachtete die sternenfunkelnde Nacht lange; dann von einem Gefühle der Frömmigkeit angeregt, faltete sie die Hände, wie zum Gebet.

Plötzlich vernahm sie das Rauschen eines Fenstervorhanges und einen leisen Schritt. Arthur stand neben ihr.

„Verzeihung,“ sprach er, „ich habe einen Engel in seinen frommen Betrachtungen gestört.“

Das Mädchen erröthete. „Der Abend ist so herrlich,“ sagte sie, „daß ich mich eines andächtigen Gefühles nicht erwehren konnte. Spotten Sie über diese Schwäche nicht!“

„Ich spotten? Meinen Sie, ich sei auch ohne Glauben, weil ich ohne Hoffnung bin!“

„Und warum ohne Hoffnung?“ fragte Marie etwas leiser.

„So fragen Sie, Marie? Kennen sie mein Herz nicht? Wollen auch Sie sich in jene Verstellung hüllen, welche gewöhnlichen Frauen eigen ist?“

„Nein!“ rief das Mädchen heftig, — „ich habe Sie verstanden. Aber Sie, Arthur?“

„Ich? Ich weiß, daß meine Liebe Ihr Herz getroffen hat, aber so viele Hindernisse thürmen sich gegen uns auf. Sie werden es müde werden, Marie, für einen Unglücklichen zu kämpfen, der Ihre Opfer nur durch neue Schmerzen bezahlen kann.“

„Sie sprechen von Opfern — ich habe daran nie gedacht, ich kenne nur das Glück, von Ihnen geliebt zu werden.“

„O meine Marie! Dies Geständniß öffnet mir einen Himmel, Sie lieben also? Sie lieben mich? — O wiederholen Sie mir dieses Wort, in dem meine ganze Seligkeit liegt.“

Erröthend antwortete das Mädchen: „Ja ich liebe Sie, und nie wird dies Herz für einen Andern schlagen, das schwör' ich Ihnen!“

Ein Blitz des Triumphes flammte nach dieser Versicherung aus Arthur's Augen. Das junge Mädchen lächelte wie ein Engel. Beide schwiegen einen Augenblick, während welchem Marien's Hand in jener Arthur's, und ihr Köpfchen auf seinen Schultern ruhte.

Plötzlich deutete Arthur auf einen Stern, der am Horizonte dahin flog und in der Nacht erstarb. „Siehst du, sagte er, „er leuchtete nur einen Augenblick, er durchlief die Bahn in einer Sekunde, wozu seine Brüder eine Ewigkeit brauchen; so wird vielleicht auch mein Schicksal seyn. Wer weiß, ob ich nicht in diesem Augenblicke alles Glück erschöpfte, welches für mich aufbehalten ist.“

„Sei nicht schwach, Arthur, und lass' dich nicht von einem Mädchen beschämen, das auf Gott und dich vertraut.“

In diesem Augenblicke gab die Musik, welche bisher geschwiegen hatte, auf's Neue das Zeichen zum Tanze. „Laß' uns zur Gesellschaft zurückkehren," sprach Arthur, „eine längere Abwesenheit könnte bemerkt werden."

Er ging der Erste, das Mädchen folgte ihm. Als sie an einer Gruppe von Frauen vorüber ging, welche nahe am Fenster standen, vernahm sie ein schlecht verhehltes Kichern, dann eine Stimme, welche spöttisch bemerkte: „Sie haben Beide frische Luft geschöpft!"

Marie hörte diese Worte, wie die Seligen das Getöse der Erde hören; sie trug in ihrer Seele zu große Lust, als daß ein Scherz sie hätte betrüben können.

IV.

Arthur an Marie.

„Alle haben es mir gesagt Marie! Haben sie gelogen, oder hast Du mich hintergangen? Gelogen? Und warum sollten sie? Was kann ihnen daran liegen, ob Du die Gattin des reichen Grafen von Winnenstein, oder des armen Künstlers Arthur Rellheim bist? — Und doch, sie haben es gesagt, weil es so ist, und Du hast geschwiegen, weil du mir versprochen hast, ewig die Meinige zu seyn. Ich sehe es wohl ein, Du wolltest meine Hoffnungen nicht mit einem Male vernichten. Und doch hätte es ein einfaches Mittel gegeben, mir mit wenigen Worten Alles zu entdecken, ohne zu erröthen. Du hättest nur zu sagen gebraucht: „Ich heirathe einen reichen Grafen," und ich hätte Alles begriffen. Denn außer Deinem kindlichen Gehorsam, weiß

ich auch, daß es Titel und Würden gibt, denen man nicht widerstehen kann.

Lebe wohl, und sei glücklich!“ Arthur.

Marie an Arthur.

„Wenn es auch in meinem Leben etwas gab, was ich Dir verschwieg, so verdiene ich doch deine Vorwürfe nicht. Ich wollte Dir nur einen Schmerz ersparen, der in unserer Lage nichts geändert hätte. Wenn ich Dich ruhig sah, so besaß ich nicht die Kraft, diese Ruhe zu stören.

Du bist immer voll Zweifel und Verdacht, ich nähre die vertrauenvolle Überzeugung Deiner Liebe. Sage mir, was gibt Dir das Recht, an meinem Willen, an meiner Kraft zu zweifeln? Hab' ich nicht für Dich allen Hohn und Spott ertragen? Hab' ich Dir nicht geschworen, daß ich nie aufhören werde Dich zu lieben? Hab' ich nicht gewagt Dir zu schreiben? Und alles Dieses verschwindet in Deinem Gedächtnisse bei den hingeworfenen Worten: Sie heirathet! Ihnen hast Du geglaubt, und von mir sagst Du, ich belüge Dich.

Nein, Arthur, ich war aufrichtig und meiner selbst gewiß, als ich Dir sagte: ich werde die Deinige, und dies war nicht einer jener Entschlüsse, die der nächste Hauch verweht. Weißt Du auch, was das für ein Mensch ist, an den man mich fesseln will? Hätt' ich Dich auch nicht gekannt ich würde ihn ausgeschlagen haben. Ich bringe kein halbes Opfer — ich habe Dir versprochen, und verspreche Dir noch: ich bin die Deinige.“

Marie.

Arthur an Marie.

„Du bist großmüthig, Marie, willst Dein Opfer vollenden, und die Meinige seyn! Ich danke Dir; aber ich träumte, eine Frau glücklich, nicht zu meinem Opfer zu machen. Ich müßte verzweifeln, sähe ich Dich in meinen Armen die Vergangenheit beweinen. Du hast dich schon der großen Verlegenheit ausgesetzt, mit mir zu sprechen, und einem armen Künstler zu schreiben, welchen Hohn und Spott müßtest Du noch erdulden, wenn Du seinen Namen trügest.

Nein, Marie! Du, schön, reich und von Allen beneidet, kannst nicht mein Weib werden. Gott hat seine Sterne nicht für stürmische Nächte erschaffen. Du darfst Deinen Antheil an den Freuden der Welt nicht hinopfern. Dein schöner, weißer Nacken darf nur mit einem ächten Shawl bedeckt seyn, und Deine zarten Füßchen dürfen nur auf weichen Teppichen wandeln. Die Natur hat Dich zur Gattin eines Mannes bestimmt, der auf den Höhen der Gesellschaft steht, warum willst Du Dich dieser schönen Bestimmung widersetzen? Du liebst jenen Mann nicht? Was liegt daran? Du siehst wohl, daß Liebe nicht zum Glück führt.

Und dann — hast Du nicht der Beispiele genug, daß man mit der Hochzeit beginnt und mit der Liebe endet? Was hat denn der Mann Abschreckendes? Seine Hände sind weiß und immer mit reinen Glacéhandschuhen geziert, seine Wangen frisch, sein Mund lächelnd. Er ist ein vollkommener Mann und Du wirst eine glückliche Gattin.

Auf der anderen Seite, welch einem traurigen Dasein entgehst Du! Du weißt nicht, welche Entbehrungen das Leben eines Künstlers auferlegt. Was könnte ich Dir bieten?

Ein Paar Zimmerchen im obersten Sockwerke, mit weißen Gardinen und einfachen Möbeln, höchstens ein Rosenstöckchen und ein Vergißmeinnicht vor dem Fenster, oder Blumen in einem Glase, die ich selbst gepflückt habe. Ein Rohrsopha, nur für uns Beide breit genug. Ich würde Dich da mit meinen Armen umschließen müssen, damit wir Beide bequemer säßen, Du würdest meine Stimme hören, nur meinen Mund Dir zulächeln sehen.

Im Winter würdest Du Dich mit etwas Lectüre begnügen und die eigenen Erzeugnisse meiner Muse von mir anhören müssen. Du würdest keine Besuche empfangen, und langsam und langweilig würden Dir die Stunden verfließen, mit mir allein, den Du schon ganz kennst, dessen Herz Du in seinen tiefsten Tiefen erforscht hast, und der Dir Deine Aufopferung nur mit einem zärtlichen Blick oder mit einem Händedruck belohnen könnte. Nein, nein! Du würdest zu viel verlieren. Bleibe an Deinem Platze, Marie, und lebe wohl!

Arthur."

Marie an Arthur.

„Was hab' ich Dir gethan, Grausamer, daß Du mich so betrübst? Ich habe Dir meinen Schwur freiwillig gegeben, und hätte ich es nicht, ich würde ihn noch leisten. O nein, nein! ich bringe Dir kein Opfer, mein Freund, denn ich kann nur in Dir und mit Dir leben. An Deiner Seite wandelt sich mir Alles zu Freuden um, und die bezahlten Freuden der Welt ekeln mich an.

Du hast spottend mir das Bild meines künftigen Lebens mit Dir entworfen, und für mich war es das angenehmste Gemälde.

O wie freue ich mich auf die Paar Zimmerchen im obersten Stockwerke, wenn ich sie mit Dir bewohnen kann! Ich werde nicht hinauf schleichen, sondern hinauf springen; die Blumen, welche Du gepflückt hast, sollen meine einzige Zierde seyn. Du wirst schon sehen, ob mich Gott für die große Welt bestimmt, und ob ich mein kleines Hauswesen nicht zu führen verstehe. Nein, ich bin nur für die reinen, heiligen Freuden der Häuslichkeit geschaffen. Meine Wangen werden nicht erblassen, sondern neu erröthen, und mein Busen sich unter einem leinenen Tuche höher und freudiger heben.

Dein Brief hat mir nur durch den Gedanken Schmerzen verursacht, daß Du selbst leidest. Lebe wohl, und liebe mich, es ist jetzt Deine Pflicht.

Marie."

Arthur an Marie.

Verzeihung, Verzeihung, Marie, daß ich Dein treues Herz verwundete. Aber Du weißt nicht, was ich leide, wenn ich bedenke, daß meine ganze Erdenseligkeit mit einem Male vernichtet seyn kann.

Vergleiche unsere beiden Lagen nicht. — Du bist der Engel, an welchen jeder Mensch sein Erdenschicksal knüpfen möchte, ich bin ein Paria, von Allen zurückgestoßen. Kann es unter den Vielen, die um Deine Liebe buhlen, nicht Einen geben, welcher Dir mehr Liebe verspricht, als Du von mir hoffen kannst?

Bedenke wohl! Du mußt nicht nur mit einem Vorurtheile, nicht nur mit der Welt, sondern mit Deiner ganzen

Familie brechen, wenn Du mir angehören willst. Glaubst Du denn, ich allein werde Dir Alles ersetzen können, was Du von Dir wirfst? Ich fühle die Kraft nicht in mir, Dich ganz glücklich zu machen, wirst Du genug Kraft besitzen, es zu seyn? Hoffest Du vielleicht, Deine Familie werde endlich nachgeben? Du irrst! Sie würden Dich eben so gut einem Galeerensklaven, als mir, zum Weibe geben. Auch ich bin ein Galeerensklave Eures Geldadels. Auf meiner Stirn habt Ihr die Worte: „Arm und bürgerlich“ eingebrannt, und in diesen Worten allein ist alle Schmach vereinigt. Bedenke, Marie, welche Kraft dazu nöthig ist, gegen alle eingewurzelten Vorurtheile der Welt zu kämpfen, und komme nicht zu mir, wenn Du Deiner nicht sicher bist, denn ich würde Deine Reue nicht überleben.

Ich habe nun meine Pflichten erfüllt, Dir Alles vorgestellt, nun wähle zwischen Deiner Familie und Deinem

Arthur.“

Marie an Arthur.

„Ich wähle Dich, Dich, Arthur! Kannst Du noch zweifeln? Aber warum deßwegen mit meiner Familie brechen? Ich würde Vater und Mutter tödten, wenn ich sie verließe. Können wir nicht warten? Ich bin ihr einziges, ihr geliebtes Kind, sie werden endlich nachgeben, ich darf es Dir versichern, denn sie werden mich ohne Dich unglücklich sehen — dann werden sie Dich ihren Sohn nennen.

Ich wiederhole Dir noch einmal, ich liebe Dich mehr, als alles Andre, was ich liebe, aber diese Liebe darf nicht

das Leichentuch seyn, welches ich über die ganze andre Welt werfe. Du bist ein guter, edler Mensch, und dieser Edelmuth ist es eben, der mich an Dich zog und an dir festhält. Warum wolltest Du nicht einige Monate unsers Glückes für die Ruhe meiner Eltern opfern? Laß' uns harren und hoffen!

Marie."

Arthur an Marie.

„Ich habe Dir bereits gesagt, Marie, der Muth eines Kindes, welches die Augen zudrückt, um den Gegenstand seines Schreckens nicht zu sehen, und so blind auf ihn zugeht, genügt hier nicht. Laß' uns harren und hoffen! sagst Du, und zu welchem Zwecke? Je mehr Dich Deine Eltern lieben, desto unerbittlicher werden sie sich zeigen, Dir ein bescheidenes Glück zu gönnen, da sie Dir ein außerordentliches bestimmt haben. Rang und Vermögen sind die himmlischen Gefilde, in welche sie Dich versetzen wollen, ihre Meinung ist gut, und auch Du wirst wohl daran thun, ihnen als gehorsame Tochter zu folgen.

Nein, Marie, ich will nicht angstvolle Jahre in der Erwartung dessen, was nie kommen wird, dahinleben. Vielleicht hoffst Du auf jene Zeit, wo Du allein auf der Erde stehen wirst! allein wer weiß, ob dann, wenn Du um Dich nur Gräber erblicken wirst, nicht auch das einzige Herz, welches für Dich schlägt, schon gebrochen ist.

Wenn Du aber durchaus so willst, so laß' uns harren, damit Du zwischen zwei Särgen Deinen Brautkranz aufhängen kannst.

Arthur."

V.

Die Heirath Marien's mit dem Grafen von Winnenstein, früher als bloße Möglichkeit, dann als Plan besprochen, wurde jetzt als Bestimmtheit verkündet. Vergebens hatte das Mädchen gefleht, die Knie ihrer Mutter umfaßt — diese hatte sie mit Sanftmuth getröstet, aber ihren Bitten nicht nachgegeben. Sie war eine jener Frauen, die einen eisernen Arm unter einem sammtnen Handschuh haben.

Marie wollte, als alle Hoffnung verschwand, gestehen, daß Liebe zu einem Andern ihr Herz erfülle, aber bei den ersten vertraulichen Worten gebot ihr die Mutter Stillschweigen. Sie zog die Tochter lächelnd in ihre Arme, drückte sie an ihre Brust, und erklärte ihr mit ruhigem, aber gebietenden Tone, daß keine Gründe ihren Entschluß wankend machen können.

Marie war außer sich, ihr ganzer Muth gebrochen, sie besaß nur mehr die Kraft zu weinen, und die Hoffnung zu sterben.

Indessen war ihre Liebe dadurch nur noch gewachsen. Ihre romantischen Ideen hatten sich bei den Hindernissen, welche sich ihren Wünschen entgegen stellten, nur noch mehr exaltirt. Auch die Briefe Arthur's trugen täglich dazu bei, ihre Leidenschaft immer mehr anzufachen, und je unübersteiglicher die Schwierigkeiten sich zeigten, je größer die Opfer waren, welche gebracht werden mußten, je mehr fing sie an, ihre unglückliche Lage lieb zu gewinnen, und sie klammerte sich an einen Traum, den ihr der Gedanke an gänzliche Ergebung vergoldete.

Indessen wurde Arthur's Flehen immer dringender, und eines Tages erhielt Marie ein Billet, welches nur die Worte enthielt: „Entscheide! Entscheide! Was es auch immer sei, aber nur eine Entscheidung! Wenn du mir diese verweigerst, so hörst du nichts mehr von mir!“

Marie antwortete, und versprach Alles, bat aber noch um Zeit; sie hoffte noch auf Alles, worauf der Mensch noch hofft, wenn ihm die Vernunft sagt, daß er keine Hoffnung mehr habe. Arthur antwortete nicht. Zwei Tage verflossen, sein Schweigen dauerte fort. Marie bebte. Bald wurde ihre Ahnung Verdacht, ihr Verdacht Gewißheit. Sie schrieb dreimal an Arthur, ohne eine Antwort zu erhalten. Drei Nächte durchwachte sie, zum Himmel flehend, er möchte ihr ein Zeichen geben, was sie beginnen solle. — Vergebens!

Der Tag erschien, wo sie ihn in einer Gesellschaft gewöhnlich sah. Sie betrat den Saal in dem Augenblicke, wo man ihn erhellte. Sie wartete. Die Gäste kamen nach und nach an, nur Einer kam nicht. In jedem Augenblicke, wo die Bedienten die Thüre öffneten um einen neuen Ankömmling anzumelden, zitterte Marie, allein es schlug 10 Uhr und der ersehnte Name ward noch nicht genannt. Eine düstere Muthlosigkeit bemächtigte sich des armen Mädchens.

Endlich öffnete sich die Thür nochmal, Marie erhob sich, der Bediente meldete: „Herr Raimund Wilker!“ Marie sank wieder auf ihren Stuhl zurück.

Raimund, nachdem er ein Paar Mal im Salon auf und nieder gegangen war, und seine Artigkeiten links und rechts ausgespendet hatte, erblickte Fräulein Felling, trat auf sie zu, und sprach: „Ich hoffte kaum das Glück zu ha=

ben, Sie diesen Abend zu treffen, mein Fräulein, Sie werden so selten.“

„Ich gehe wenig aus,“ lispelte Marie, „auch war ich leidend.“

„Das erfuhr ich durch Arthur.“

Bei dem Namen Arthur erhob Marie lebhaft die Augen, als ob sie erst jetzt vernehme, daß Raimund Arthurn kenne.

„Haben sie ihn erst kürzlich gesehen?“ fragte sie ihn leise, aber heftig.

„Ich komme von ihm.“

„War er wohl?“

„Ja, hm! so so.“

„Und warum kam er nicht?“

„Ich weiß es nicht, er wollte nicht, er ist sehr traurig.“

Alle diese Antworten wurden mit sichtbarer Verlegenheit ertheilt, und Raimund's Gesicht wurde dabei plötzlich so ernst, daß sich Marie von einer Eiseskälte durchschauert fühlte.

„Mein Gott,“ rief sie, „ist Herrn Rellheim vielleicht etwas Unangenehmes begegnet?“

„Ich weiß es nicht, aber seine Lage beunruhiget mich; er gibt sich einem stummen Brüten hin, ich kenne die Ursache nicht, aber ich fürchte die Folgen.“

„Was sagen Sie?“

„Ich wollte diesen Abend bei ihm bleiben, allein er verweigerte es, und zwang mich, ihn zu verlassen, mit einer Art von Ungestüm, die ich mir nicht erklären kann, und als ich ihn verließ, drückte er mir die Hand mit seltener in=

nerer Bewegung, und ich glaubte eine Thräne in seinem Auge zu sehen. Mir scheint, er ist des Lebens überdrüßig."

Marie hörte nichts weiter, sie stieß einen lauten Schrei aus, und wurde ohnmächtig.

In der darauf folgenden Nacht stieg sie blaß, zitternd und geheimnißvoll in den Garten hinab. Die Nacht war dunkel, und eben schlug es 12 Uhr. Die Arme setzte sich in eine Laube, und Thränen entströmten ihren Augen. Nach wenigen Augenblicken ließ sich ein Geräusch vernehmen, die Gartenthüre öffnete sich, und Arthur's Arme umfaßten sie.

VI.

Drei Jahre nachher gingen mehre elegante Damen und junge Herren in der Allee spazieren. Eine offene Calesche fuhr auf dem daneben liegenden Fahrwege neben ihnen langsam daher.

„Ist das nicht Arthur Rellheim?" fragte eine Dame einen Herrn, der sie am Arme führte.

„Allerdings ist er's," antwortete dieser.

„Aber warum in Trauerkleidern?"

„Sein Schwiegervater ist gestorben. Diese Trauer trägt ihm eine jährliche Rente von wenigstens 40,000 fl. ein."

„Aber die Dame, die neben ihm sitzt, trägt keine Trauer."

„Ist auch nicht seine Frau. Ist die Tänzerin Belloni, mit der er ein Liebesverhältniß hat."

In diesem Augenblicke grüßte Arthur den jungen Mann, der gesprochen hatte.

„Kennen Sie ihn?"

„Sehr gut,“ antwortete Raimund lächelnd, „ich habe ihn ja eigentlich verheirathet.“

„Aber es soll ja eine Heirath aus Liebe gewesen seyn, und eine Entführung sogar Statt gehabt haben?“

„Allerdings. Die Eltern wollten nicht darein willigen, und da mußte das Mädchen durch verschiedene Komödiantenkniffe dahin gebracht werden, mit ihm zu entfliehen. Dazu trugen ich und die Blässe Arthur's am meisten bei.“

„Ich habe letzthin seine Frau gesehen, sie sieht sehr leidend aus,“ fiel ein junger Herr ein.

„Sie ist krank, und welkt hin,“ antwortete Raimund.

„Ja, das kommt von den überspannten Romanenideen,“ sagte die Dame achselzuckend.

„Die wird am Ende noch im Narrenhause enden, wenn sie nicht bald hinüber geht,“ zischelte ein dicker Herr. „Ich habe meiner Tochter verboten, mit ihr umzugehen.“

„Ganz recht,“ riefen Alle, und setzten ihren Spaziergang fort.

Die Ohrgehänge.

Erzählung aus dem Leben.

Ein reicher Weinhändler in einer Hauptstadt am Rheine, dessen Keller voll von den vorzüglichsten Gewächsen war, Herr Wilke, ein Mann schon über die sechzig, nahm in dem Zimmer hinter seinem Verkaufsgewölbe mit einem jüngern Freunde, der auch mit Weinen handelte, das Frühstück ein. Beide kosteten eine Bouteille Laubenheimer, und schlürften denselben als wahre Kenner durch die Lippen, um sein Bouquet und seinen Geist ganz zu genießen, als ein Getöse im Verkaufsgewölbe ihre Blicke nach der Glasthür lenkte, welche in das Verkaufsgewölbe führte. Ein halbes Hundert Bouteillen waren von der Stelle herabgefallen und lagen auf dem Boden in tausend Scherben und in ihrem kostbaren flüssigen Inhalt.

„Ach! mein Johannisberger! mein Johannisberger!“ schrie Wilke aufspringend, aber gleich setzte er sich wieder, drückte die Daumen ein, wie ein Mensch, der seinen Zorn zurückzuhalten versucht, und trank seinen Wein.

Es war eine alte Frau, die Dienerin im Magazine, welche die Ungeschicklichkeit begangen und den Schaden verursacht hatte. Während sie nun die Scherben auflas und den Boden reinigte, sagte Wilke's Freund zu ihm:

„An Ihrer Stelle jagte ich die alte Person fort. Wie viel kostet Sie dieser Wein?“

„Vierzig Kreuzer die Bouteille.“

„Und wie theuer verkaufen Sie ihn?“

„Einen Gulden dreißig Kreuzer.“

„Da haben Sie also 75 Gulden verloren. Sie sind doch sonst etwas heftig. Sie haben schon mehre Commis um viel geringeres Vergehen weggejagt, ich begreife Ihre Nachsicht für dieses alte Weib nicht.“

„Wollen Sie, daß ich Ihnen eine kleine Geschichte erzähle?“ fragte Herr Wilke.

Der Gast merkte wohl, daß Wilke eine unangenehme Erinnerung verscheuchen wollte, er füllte sein Glas und antwortete: „Erzählen Sie, ich höre.“

Wilke begann:

„Im Jahre 1803 besaß diese Weinhandlung ein gewisser Kanter, ein feiner, auch etwas geiziger Mann, der nachdem er sich zu dieser Zeit ein kleines Vermögen erworben hatte, sein Lager aufzuräumen und seine einzige Tochter zu verheirathen suchte, welche ihn als Witwer etwas genirte. Sein Lager war gut, seine Tochter hübsch und artig, die beiden Geschäfte konnten also ohne Schwierigkeit vereint abgemacht werden. Und er hatte auch einen Commis Namens Jakob, einen jungen lebhaften und ehrgeizigen Burschen, dem Handlung und Tochter sehr willkommen gewesen wären. Nicht als ob Jakob in Rosinen verliebt gewesen wäre, nicht im mindesten, aber er sah sie für eine gute Partie an und für ein haushälterisches, arbeitsames Mädchen, die einem Geschäfte wohl aufhelfen konnte, und wenn ich

noch dazu füge, daß Jakob erst vor Kurzem von seinem Oheim eine kleine Erbschaft gemacht hatte, so begreifen Sie wohl, daß er ohne großer Eigenliebe um Rosinen werben und auf das Jawort hoffen durfte. Eines Morgens, als eben keine Kunden im Magazin waren, und Kanter majestätisch in seinem Comptoir saß, sprach er zu Jakob: „Junge! du wirst dir einen anderen Dienst suchen müssen.“

„Warum das, Herr?“

„Weil ich meine Handlung verkaufen und meine Tochter verheirathen werde.“

„Und an wen denn?“

„An einen gewissen Herrn Dorner, der ein braver Mann ist und Thaler besitzt. Es ist ein gutes Geschäft für ihn und für mich.“

„Und Mamsell Rosine?“

„O! die wird gehorchen. Das Mädel lies't keine Romane und hat keine Liebeleien, sie wird thun, was ihr Vater will. Ich weiß keinen Fehler an ihr, als daß sie sich gar zu gerne putzt, aber das wird mit der ersten Liebe schon vergehen.“ —

„Und die Sache ist schon abgeschlossen?“ fragte Jakob.

„Morgen wird sie es werden. — Aber was kümmert das dich?“

„Ja, sehen Sie,“ antwortete Jakob etwas verlegen, „wenn Sie wollten, so würde ich Ihre Handlung kaufen und Ihre Tochter heirathen.“

„Du?“ fragte Kanter, in lautes Lachen ausbrechend, „du? O mein armer Junge! dazu gehört Geld, um meine

Handlung zu bezahlen, und was meine Tochter anbelangt, nu du siehst ja doch auch den Unterschied zwischen ihr und dir.“

„Was wollen Sie für ihre Handlung haben?“

„Mindestens 8000 Thaler.“

„Und was geben Sie Ihrer Tochter als Mitgift?“

„Ich werde ihr 4000 Thaler mitgeben.“

„Ihr künftiger Schwiegersohn muß also noch 4000 Thaler daraufgeben.“

„In guter Münze, mein lieber Jakob.“

Jakob zog eine alte Brieftasche aus seinem Sack und öffnete sie langsam, indem er zu Kanter sagte: „Sie kennen mich, Herr Kanter, ich verstehe das Weingeschäft, bin fleißig und sparsam, ich möchte gerne auch einmal Herr werden und ich hoffe, ich werd's dahin bringen. Wenn Sie mir nur ein bischen helfen wollten, so ließe sich die Sache machen.“

„Helfen? ja wie? du hast ja kein Geld.“

„O ja, ich besitze 2000 Thaler;“ und also sprechend zog er 4 Bankbillets, jedes zu 500 Thaler aus seiner Brieftasche und breitete sie vor Kanter aus. „Geben Sie mir,“ fuhr er fort, „Ihre Tochter zum Weibe und vier Jahre Zeit, um Ihnen die noch schuldigen 2000 Thaler sammt Interessen abzuzahlen.“

Der alte Kanter besah die Papiere, erkannte ihre Giltigkeit, dann gab er sie mit den Worten zurück: „Ich gebe keinen Credit, damit verliert man sein Geld und seine Kunden;“ verließ das Comptoir und stieg, ohne mehr ein Wort zu sprechen, in sein Zimmer hinauf.

„Der alte Geizhals!“ murmelte Jakob zornig vor sich hin, „er kennt nur was klingt.“ Er steckte seine mäßige Habe wieder in den Sack und setzte sich an's Comptoir. Eine Bouteille Rüdesheimer stand aber vor ihm, er schenkte sich ein Glas ein und trank, indem er die reichen Leute verwünschte, die gar nichts für einen Armen thun wollen. Er trank ein zweites Glas, und ein drittes, das Blut rollte ihm schneller durch die Adern und sein Kopf wurde heiß, die Luft im Comptoir schien ihm drückend und da eben ein zweiter Commis, sein Kamerade, zurück kam, so verließ er das Comptoir, um im Freien seine üble Laune und die Aufregung, die ihm der Wein verursacht hatte, zu verlieren.“

Herr Wilke trank bei diesen Worten auch ein Glas Laubenheimer, schöpfte frischen Athem und fuhr in seiner Erzählung fort.

„Ich rede hier von einer Zeit vor vierzig Jahren. Damals war in unserer Stadt noch ein Spielhaus, welches jetzt, dem Himmel sei Dank, abgeschafft ist. Jakob stand vor demselben, er war nicht betrunken, allein er hatte auch nicht seine gewöhnliche Ruhe und Überlegung, er wollte sich auch zerstreuen und trat in das Spielhaus ohne Zweck, ohne Lust zu spielen, blos um die Zeit zu vertreiben und ein für ihn neues Schauspiel zu sehen. Bald aber blendete ihn das Gold, welches er auf dem grünen Teppich rollen sah, er folgte dem Spiele mit großer Aufmerksamkeit, und bemerkte wie Dieser und Jener die gesetzte Summe verdoppelte und vervierfachte. Er durfte ja nur auf die Farbe setzen, die erscheinen wird, und sein Einsatz ist verdoppelt, der Gedanke, sein Glück zu versuchen, wurde in ihm rege, er suchte ihn

Anfangs zu verscheuchen, aber bald wurde er vertrauter mit ihm und die Hoffnung, daß er in wenigen Minuten seine Habe verdoppeln, dann die 4000 Thaler vor Kanter hinlegen, seine Handlung kaufen und seine Tochter heirathen könne, ergriff ihn allgewaltig. Es schien ihm endlich sogar unmöglich, daß er verlieren könne, doch zauderte er noch, eine so bedeutende Summe zu wagen. 500 Thaler auf einmal, eine große Summe! Aber er hatte nur die vier Banknoten jede zu 500 Thaler bei sich, und er dachte nicht daran, daß er an einem Orte sei, wo man ihm nach Wunsch jede Summe in kleinere umsetzen kann. Zitternd also, und nachdem er eine der Banknoten zweimal entfaltet und wieder zugemacht hatte, warf er sie endlich auf den grünen Teppich hin. Von dem Augenblicke an sah er aber auch gar nichts mehr, nicht die Spieler, die ihn umgaben, nicht den Croupier mit seinem Rechen bewaffnet, Alles schwamm ihm vor den Augen, und er hörte nicht einmal die Stimme, welche Verlust oder Gewinn verkündete.

„Mein Herr!“ sagte endlich einer seiner Nachbarn zu ihm; „wollen Sie immer fort auf Roth setzen? Die Farbe schlägt nun schon dreimal ein.“

„Dreimal? Was wollen Sie damit sagen? Was ist mit meinem Einsatz geschehen.“

„Er ist da! Sie können all das Geld nehmen, und an Ihrer Stelle würde ich es auch thun und das Glück nicht weiter versuchen.“

„Wie? alle die Banknoten sind mein?“

„Freilich. Zählen Sie nur, Sie haben 500 Thaler gesetzt und gewonnen, das macht 1000, sie haben das Ganze

stehen gelassen und von Neuem gewonnen, das macht 2000, dann haben Sie zufällig mit dem Ärmel 1500 Thaler zu sich gestreift und noch 500 stehen gelassen und damit wieder 500 gewonnen und somit besteht Ihr ganzer Gewinn in 2000 Thalern."

„Ich habe 2000 Thaler gewonnen!" schrie Jakob, indem er sich über die Banknoten warf, die er auf der Stelle zurückzog, und in die Tasche steckt. In wenigen Augenblicken war er auch aus dem Spielzimmer, aus dem Hause und saß vergnügt an der Seite des Herrn Kanter, den er schon als seinen Schwiegervater ansah. Übrigens beschloß er, das Mittel nicht zu entdecken, wodurch er sich das Geld verschafft hatte, sondern eine kleine unschuldige Lüge zu wagen.

„Wohlan, Vater Kanter," sagte er, „jetzt, hoffe ich, werden wir einig werden, ich bringe die 4000 Thaler."

Kanter machte große Augen. „Ja, wenn du die 4000 Thaler hast," antwortete er, „so sind meine Handlung und meine Tochter dein, denn ich muß dir gestehen, daß ich dich dem Dorner vorziehe. Allein es fehlten dir diesen Morgen 2000 Thaler, und jetzt hast du sie? Du hast sie also zu leihen genommen, das beweist, daß du Credit hast."

„Ich schwöre Ihnen, daß dieses Geld mein Eigenthum ist, und daß ich keinen Heller zu leihen genommen habe."

„Dann hast du mir diesen Morgen vorgelogen."

„Nein, ich habe Ihnen nur nicht alle meine Hilfsmittel genannt. Ich habe diese Summe, welche mein ist, bei meinem Notar erhoben."

Das Geld wurde vorgezeigt, und Handel und Heirath abgeschlossen. Kanter wollte die ganze Sache mit der ge-

hörigen Formalität abmachen; er stellte die Brautleute einander vor, obwohl sie sich schon kannten, und erlaubte Ihnen eine Stunde mit einander spazieren zu gehen und sich den Leuten zu zeigen. Sie lebten mit einander schon lange unter Einem Dache, ohne daß zwischen ihnen die Rede von Liebe oder Heirath war, und sie mußten sich daher Vieles zu sagen haben. Jakob kletterte in sein Dachstübchen hinauf, um ein wenig Toilette zu machen. Rosine zog ihr hübschestes Kleid an, und sie gingen Arm in Arm mit einander fort. Sie kamen auf den großen Marktplatz und Jakob glaubte mit einer kleinen Galanterie beginnen zu müssen. Er sagte dem Mädchen, daß er es schon lange im Stillen liebe, und daß ihn die Einwilligung des Vaters zum Glücklichsten der Menschen mache, dann sprach er von ihrer Zukunft und wie sie trachten wollten, ihr Vermögen in Kurzem zu verdoppeln. „Unter uns gesagt, liebe Rosine," fügte er hinzu, „Vater Kanter versteht den Weinhandel nicht am besten, das Alter hat ihn furchtsam gemacht, das Haus muß anders geführt werden; ich werde zuerst eine Reise nach Frankreich vornehmen, um dort Verbindungen anzuknüpfen und Geschäfte einzuleiten."

Rosine antwortete auf diese Vorschläge mit Mäßigung und Bescheidenheit, sie war nicht abgeneigt das Geschäft etwas auszudehnen, aber sie besorgte, Jakob möchte sich zu weit führen lassen, was gefährlich war. Der Jüngling war entzückt darüber, in seiner Lebensgefährtin eine so mäßige Person gefunden zu haben, und wünschte sich Glück zu seiner Wahl. Bald aber bemerkte er, daß Rosinen's Wünsche mit ihren Worten nicht gleichen Schritt hielten,

und daß sie ganz etwas Anderes im Kopfe habe, als die Ausdehnung ihrer Geschäfte. Rosine liebte, wie ihr Vater gesagt hatte, den Putz, und sie dachte schon an alle die schönen Kleider und kostbaren Sachen, die ihr Jakob zum Brautgeschenk machen werde. So gingen sie auf dem großen Marktplatze dahin, als Rosine plötzlich an dem Laden eines Uhrmachers stehen blieb und ausrief:

„Ach Jakob! Jakob! Sehen Sie nur einmal das schöne kleine Ührchen.“ Im Auslagkasten hing eine kleine Damenuhr, deren Gehäuse emaillirt und mit einer doppelten Reihe feiner Perlen verziert war.

Jakob sah die Uhr gleichgiltig an, antwortete: „Sie haben recht, das ist eine schöne Uhr und —“ ging weiter.

Einige Schritte weiter befand sich das Gewölbe eines Juweliers. Rosine blieb wieder am Auslagkasten stehen und auf ein prächtiges paar Ohrgehänge deutend, rief sie: „O lieber Jakob, Sie wollen mir gewiß zum Brautgeschenke etwas kaufen, was mir recht große Freude macht, wenn Sie noch nicht gewählt haben, so kaufen Sie mir diese Ohrgehänge. Sie werden mir eine Erinnerung für's ganze Leben seyn, daß Sie meinen ersten Wunsch liebreich erfüllt haben.“

Jakob zögerte einen Augenblick, als er aber in Rosinen's Augen las, daß ihr eine abschlägige Antwort großen Schmerz verursachen würde, sagte er: „Wohlan! so gehen wir in das Gewölbe, um die Ohrgehänge näher zu besehen.“

Und sie traten in das Gewölbe. Der Kaufmann zeigte ihnen die Ohrgehänge, und legte sie in die Hände des Mädchens. Als Rosine sie berührt und bewundert, und als der

Kaufmann versichert hatte, daß dies die reinsten und schönsten Diamanten seien, die man finden könne, verdoppelte sich ihre Begierde sie zu besitzen.

„Wie theuer halten Sie die Ohrgehänge?“ fragte Jakob.

„Ich habe vor wenigen Tagen 200 Thaler ausgeschlagen, aber ich gebe sie Ihnen für 180 Thaler.“

Bei diesen Worten that Jakob einen Schritt zurück. — „Das ist sehr theuer!“ sagte er endlich mit einem schlecht zurückgehaltenen Seufzer.

„Nicht im Geringsten,“ antwortete der Kaufmann, indem er den Schmuck wieder in den Auslagkasten zurückstellte.

„Wir wollen uns besinnen,“ versetzte Jakob, indem er Rosinen mit sich aus dem Gewölbe zog und fortging.

Die einfachste und unschuldigste Frau besitzt doch immer das Talent, den Mann, der von ihr etwas erwartet, zu dem zu bewegen, was sie will, und Jakob bedurfte ja ihrer Einwilligung zur Heirath. Die beiden künftigen Ehegatten sprachen lange kein Wort, aber Rosinen's Schweigen war um so beredter und als sie zum Hause des Vaters kam, sprach Jakob nur noch die Worte: „Seien Sie ruhig, Rosine, Sie sollen die Ohrgehänge haben.“

Jakob bedachte nun freilich, daß Rosinen's Verlangen unbescheiden, ja sogar lächerlich sei. Doch das Mädchen sehnte sich nach den Ohrgehängen und er hatte versprochen sie zu verschaffen. Das ging über seine Kräfte, allein da die Weinhandlung und Rosinen's Hand miteinander vergeben wurden, so mußte er sich ihr gefällig beweisen. Er sah wohl ein, daß eine Hochzeit sehr kostspielig sei. Er be-

durfte Geld zu Brautkleidern, zu Hochzeitsgeschenken, zur Ceremonie selbst und er möchte doch auch ein Sümmchen für den Anfang seiner Ehe und seiner Handlung voraus haben. Es waren ihm also wohl noch einige hundert Thaler unumgänglich nothwendig, da seine Barschaft nur eben so viel betrug, um den alten Kanter zufrieden zu stellen.

Wie sollte er sich da heraus winden und zwar so schnell als möglich, denn er wußte wohl, daß er an Dorner einen reichen Nebenbuhler habe. Es gab nur ein Mittel: sich dort wieder Geld zu holen, wo er das erste gefunden hatte. Ein gewagtes Mittel, denn das Glück ist veränderlich; allein er war ja im Glücke, Fortuna hatte ihm so freundlich gelächelt, sie wird ihm ja nicht so schnell den Rücken kehren. Und was verlangte er denn auch? 500 Thaler. Er trat in das Spielhaus mit dem festen Vorsatze auch nicht einen Heller mehr gewinnen zu wollen als 500 Thaler. Er setzte sich an den grünen Tisch gegenüber von dem Herrn, der den verhängnißvollen Geldrechen hielt. Dieser empfing ihn mit einem Lächeln, er hatte ihn erwartet, er wußte wohl, daß ihm durch den Gewinn der Köder hingeworfen worden sei, an dem er sich werde angeln lassen. Jakob sah diesen freundlichen Empfang als eine glückliche Vorbedeutung an. Er besah sich einige Augenblicke die Chancen des Spieles und wagte dann eine Banknote von 100 Thalern auf die ihm so günstige rothe Farbe. Er verlor. Nun fehlten ihm 100 Thaler an der Summe für Kanter. Er warf 200 Thaler auf den grünen Tisch und verlor wieder. „Die rothe Farbe ist mir nicht mehr günstig,“ sagte er, und setzte auf Schwarz, so ging es fort und in wenigen Minuten hatte er Alles ver=

loren was er früher gewonnen hatte, und es blieben ihm nur seine 2000 Thaler, die kleine Erbschaft, welche ihm ein großmüthiger Oheim hinterlassen hatte, sein ganzes Vermögen. Da tauchte ein Blitzstrahl der Vernunft in ihm auf. „Fort, fort!“ schrie er, „ich will denken ich habe geträumt. Ich gebe Herrn Kanter sein Wort zurück, Rosine wird Herrn Dorner heirathen, und ich besitze doch noch so viel, um ein kleines Geschäft zu beginnen.“ Aber es ist so hart auf ein Glück zu verzichten, das man schon erreicht zu haben glaubt. Es drohen dem armen Jakob die Vorwürfe des Vaters und der Spott der Tochter. Er konnte ja wieder gewinnen was er verloren hatte, und vielleicht grollte ihm das Glück nur einen Augenblick, um ihn im nächsten ganz zu begünstigen. Er setzte wieder eine Banknote, zwei, vier, alle — und in zehn Minuten war sein Portefeuille geleert.

Es wäre mir schwer,“ fuhr Herr Wilke nach einer kurzen Pause in seiner Erzählung fort, „Ihnen den Zustand zu beschreiben, in welchem sich Jakob befand, er wollte den Tisch umstürzen, den Croupier tödten, sich selbst an den leblosen Gegenständen rächen, welche ihn umgaben, allein diese Heftigkeit führte zu nichts. Er verließ in Verzweiflung das Haus, und befand sich unbewußt bald auf dem Marktplatze vor dem Gewölbe des Kaufmannes, dem Besitzer der unglücklichen Ohrgehänge, die ihn zu Grunde gerichtet hatten. Dieser stand eben vor der Thüre, erkannte ihn und rief ihm zu: „Nun, mein Herr! ich dachte wohl, daß Sie wieder kommen würden um die Ohrringe für das schöne Kind zu kaufen.“

„Gehen Sie zum Teufel,“ schrie Jakob mit wüthen-

der Stimme, „Sie, das Mädchen und diese entsetzlichen Ohrgehänge!“ und er eilte davon, entschlossen seinem Leben im Rhein ein Ende zu machen. Allein sein guter Engel hielt ihn zurück. Er brachte die Nacht mit Beobachtungen über die Gefahren des Spiels zu. Am andern Morgen schrieb er an Herrn Kanter, gab ihm sein Wort zurück, und nachdem er einige Thaler von einem Freund, einem Landsmanne, ausgeborgt hatte, verließ er die Stadt, den Wanderstab in der Hand, zu Fuße.

Jakob war ein braver, redlicher Junge, der Fehltritt, den er machte, verfolgte ihn sein ganzes Leben hindurch, und diese Erinnerung bewahrte ihn vor jedem Rückfall. Er kehrte zu seiner alten Mutter zurück, gestand seinen Fehler aufrichtig und suchte Arbeit. Mit zwanzig Jahren, wenn man Kraft, Willen, Geschicklichkeit und Fleiß besitzt, mangelt die Gelegenheit sich etwas zu erwerben nicht. Jakob griff Alles an, arbeitete fleißig, und gewann von Tag zu Tag mehr, zwar nicht so schnell, als man auf dem grünen Teppich gewinnt, aber um so fester und haltbarer. Er wurde endlich sogar reich, und er, der die Hauptstadt zu Fuße verlassen hatte, kehrte nun im eigenen Wagen zurück, aber ohne die Lust das Spielhaus wieder zu besuchen. Er bekümmerte sich auch weder um Kanter noch um seine Tochter; denn der Geiz des Vaters war eigentlich Ursache an seinem einstigen Unglücke und die Tochter hatte er nie geliebt. Ja er hatte sogar einen kleinen Groll gegen den Mann gefaßt, der ihm einen kleinen und kurzen Credit verweigerte.

Eines Tages aber wurden ihm diese alten Bekanntschaften wider seinen Willen in's Gedächtniß zurückgeführt.

Er suchte schon geraume Zeit ein Magazin, wo er ein Depot feiner Weine und ein Comptoir als Mittelpunkt seiner Operationen etabliren konnte, als er in der Zeitung las, daß das Magazin des Herrn Dorner in Folge seines Fallimentes zu vermiethen sei. Der Name frappirte Jakob eben nicht; denn es gab ja mehre Dorner, aber die bezeichnete Straße und Nummer bewiesen ihm, daß dies dieselbe Handlung sei, in welcher er vor vierzig Jahren gedient hatte. Er kannte die vortrefflichen Keller, und stand daher nicht an das Magazin zu miethen. Er etablirte sich daselbst, aber wie ganz anders als damals.

Eines Abends, als er in seinem Comptoir saß und die Monatseinnahme zusammen rechnete, trat eine bejahrte Frau ein und bat ihn um eine Unterredung.

„Was wünschen Sie, meine Gute?“ fragte er.

Sie war mit Lumpen bedeckt, ihre Haare grau, ihre Stirne gefurcht, ihr Körper durch Krankheit, Alter und wohl auch durch Elend gebeugt.

„Sie, mein Herr, sind der Nachfolger des Herrn Dorner?“ fragte sie.

„Ja.“

„Sie haben ein gutes Geschäft gemacht, indem Sie seine Handlung mietheten, und vielleicht sind Sie geneigt einiges Mitleid mit seiner Witwe zu haben; die viel von der Grausamkeit seiner Gläubiger erdulden muß.“

„Herr Dorner ist also gestorben?“

„Vor einem Monat.“

„Was kann ich für seine Witwe thun?“

„Für's Erste ihr Arbeit und dadurch Brot geben, und

dann — dann — —" Hier stockte die Frau, suchte Worte, fand sie aber nicht und zeigte überhaupt große Gemüthsbewegung. Jakob sprach ihr Muth zu, dann zog sie ein kleines Schmuckkästchen aus dem Sack, öffnete es und indem sie Jakob ein paar Ohrgehänge zeigte, sprach sie mit Thränen in den Augen: „dann könnten Sie noch ein gutes Werk thun, wenn Sie die Ohrgehänge kaufen wollten."

Obschon Jakob seit vierzig Jahren diese Ohrgehänge nicht mehr gesehen hatte, erkannte er sie doch auf der Stelle. Es waren dieselben, die ihm so theuer zu stehen kamen.

„Sind Sie die Witwe Dorner?" fragte er.

„Ach ja, mein Herr!"

Er wollte hinzufügen: „So sind Sie auch Rosine Kanter?" hielt aber an sich, und bot der Armen einen Stuhl. „Warum, liebe Frau," sprach er weiter, „wenden Sie sich lieber an mich, als an einen Andern? Es wäre wohl zweckmäßiger gewesen, sich mit den Ohrgehängen an einen Schmuckhändler zu wenden."

„Ach, mein Herr! diese Schmuckhändler sind wahre Juden. Diese Ohrgehänge haben 180 Thaler gekostet und man will mir jetzt nur 80 dafür geben."

„Vermuthlich sind die Diamanten im Werthe gefallen," erwiederte Jakob. „Allein Sie trennen sich vielleicht auch sehr schwer von diesen Ohrgehängen?"

„Im Gegentheile, mein Herr, seit vierzig Jahren haben sie mir nur Unglück gebracht."

„Wie so?" fragte Jakob heftig.

Hierauf erzählte Frau Dorner was Jakob ohnedies schon wußte. Sie fügte noch hinzu, daß, nachdem sie

Jakob verlassen hatte, ihre Begierde nach diesen Ohrgehängen so groß gewesen sei, daß ihr Besitz die erste Bedingung war, unter welcher sie Dorner ihre Hand reichte. Daß ihre Ehe dann sehr unglücklich gewesen sei, daß Dorner ein heftiger aufbrausender Mensch, ein Spieler und Säufer war, der ihr ganzes Vermögen verschwendet und nach einem schimpflichen Bankerott im Armenspital gestorben sei, ohne seiner Witwe auch nur einen Heller zu hinterlassen. „Ach, mein Herr!“ schloß sie weinend, „wären die abscheulichen Ohrgehänge nicht gewesen, so hätte ich einen braven jungen Mann geheirathet, der mich gewiß glücklich gemacht hätte. Ich beschwöre Sie, kaufen Sie mir diesen unheilbringenden Schmuck ab, Sie haben gewiß eine Frau oder eine Tochter, der Sie ihn zum Geschenke machen können.“

„Ich habe weder Frau noch Tochter, aber, Rosine! — ich kaufe Ihre Ohrgehänge.“

„Wie?“ rief die Frau, „Sie wissen meinen Namen, Sie kennen mich?“

„Ja, Rosine Kanter, und es ist nicht das erste Mal, daß ich diese Ohrgehänge sehe. Ich bin Jakob.“

Als Herr Wilke so erzählt hatte, faßte ihn sein Freund am Arme, um ihn zu unterbrechen.

„Was wollen Sie,“ fragte Wilke! „Ach der Laubenheimer ist zu Ende, eine frische Bouteille.“

„Nicht das,“ antwortete der Freund. „Sie heißen ja auch Jakob.“

„Ja, das ist mein Vorname.“

„Ich denke Sie sind es selbst.“

„Ja, es ist meine eigene Geschichte, die ich Ihnen erzählte. Ich habe nur noch hinzu zu fügen, daß ich die Ohrgehänge kaufte und Rosinen in meinem Hause behielt, die arme Frau mag meinetwegen einige Bouteillen zerbrechen, in's Himmelsnamen! Sie bleibt und stirbt in meinem Hause.“ Dann stand Wilke auf, öffnete seine Kassetruhe und zeigte seinem Freunde die Ohrgehänge. „Sehen Sie,“ sprach er, „diese Ohrgehänge, sie werden mich mein ganzes Leben hindurch daran erinnern, daß der Gewinn im Spiele zu Grunde richtet, statt zu bereichern, und daß das einzige dauernde Vermögen jenes ist, welches man durch Fleiß und Sparsamkeit erwirbt.“

Der Ehemann, der alle mögliche Sorgfalt für seine Frau hat.

Lebensbild nach P. de Kock.

Ihr erkennet einen solchen Ehemann auf der Stelle. Auf einem Spaziergange führt er das Kind, wenn er eines hat und richtet seine Schritte genau nach jenen seiner Frau, er hält den Sonnenschirm und trägt den Shawl und es vergeht keine Minute, ohne daß er sie mit besorgten, fast zärtlichen Blicken betrachtet und leise spricht: „Du wirst dich zu sehr ermüden, Liebe, willst du nicht umkehren, mein Schatz? Ich will einen Wagen nehmen, denn im Nachhausegehen wirst du die Sonne in den Augen haben. Gib Acht, da ist eine Grube. Wir wollen etwas langsamer gehen.“

Alle diese und viele andere Sorgfaltsbezeigungen des Mannes erhalten gewöhnlich statt aller Antwort eine Bewegung der Ungeduld.

Wenn ein solcher Ehemann seine Hälfte in's Theater führt, so ist ihm gewöhnlich kein Platz gut genug für sie. „Meine Gute!“ spricht er, „da sitzest du nicht gut, die Frauen vor dir haben alle große Hüte auf.“

Sie gehen weiter zurück, da ist ihm die Bank wieder zu hart für das zarte Frauchen. Auf der andern Seite des

Parterres zieht die Luft bei der Thüre herein, da könnte das Engelchen Schnupfen bekommen, dann kommt sie neben einer Frau zu sitzen, welche von Moschus riecht, und er duldet es ihrer zarten Nerven wegen nicht.

Die geplagte Frau, müde von dem vielen Herumgehen, setzt sich endlich fest, und geht ihm nicht mehr von der Stelle.

Das Stück fängt an, die Frau horcht aufmerksam zu, da flüstert ihr der besorgte Mann in die Ohren: „Kind, du bist blaß, fehlt dir Etwas?“

„Gar nichts, — was soll mir denn fehlen?“

„Sieh, lieber Schatz, ich meine nur, es könnte dir etwas fehlen, und du nur aus Gefälligkeit für mich da bleiben. — Das mußt du ja nicht thun.“

„Die größte Gefälligkeit wirst du mir erweisen, wenn du mich das Stück ruhig anhören lassest.“

Ist ein solcher Ehemann mit seiner Frau irgendwo zum Speisen eingeladen, so verliert er sie nicht aus den Augen, wenn er auch am andern Ende des Tisches sitzt, so ruft er ihr zu: „Meine Gute! iß nicht von dieser Speise, die Sardellen versäuern dir das Blut, — das Beafsteack ist zu unverdaulich für dich. Du hast heute schon über Leibweh geklagt, du wirst doch nicht von den kalten Forellen nehmen? — O ich bitte Sie, meine Herren! schenken Sie meiner Frau ja keinen Madera ein, er hitzt sie zu viel.“

Die Frau, ungeduldig über die lächerliche Sorgfalt ihres Mannes, wirft ihm einen bösen Blick zu, und ißt gar nichts, um nur seinen Bemerkungen zu entgehen, indessen ißt der Herr Gemahl für drei und trinkt von allen Weinen.

Geht das Ehepaar auf einen Ball, so läßt der Herr Gemahl zuerst die Toilette seiner Frau die Musterung passiren.

„Dieses Kleid ist zu weit ausgeschnitten, du wirst dich erkälten,“ oder: „das Kleid ist dir zu enge, es genirt dich, es muß dich geniren.“

„Ich versichere dich, lieber Freund, es genirt mich nicht im mindesten.“

„O ich kenne das, ihr wollt nur immer schlank aussehen, und wißt nicht, was ihr euch durch das Schnüren für Übel zuzieht. Da heißt es dann, Diese und Jene ist an einer Brustkrankheit gestorben, es ist doch sonderbar, sie war so gut gebaut, so frisch, — ja, glaub's gerne, sie hat sich so stark geschnürt, daß sich die Lungenflügel gar nicht ausdehnen konnten.“

„Du siehst ja aber wohl, daß ich meine Finger in meinen Gürtel stecken kann.“

„Finger in den Gürtel stecken, ja, weil du den Athem einhältst. Ich bitte dich, Liebe, zieh ein anderes Kleid an, ich fühle mich die ganze Nacht unglücklich, wenn ich dich in diesem auf dem Ball sehe.“

Um ein Ende zu machen, muß die Frau ein anderes Kleid anziehen, welches ihr weniger gefällt, und dies raubt ihr schon die Hälfte des Vergnügens, welches sie sich versprochen hat.

Auf dem Balle selbst, anstatt seine Frau ungehindert tanzen zu lassen, und sich selbst eine andere Unterhaltung zu suchen, verliert er sie nicht aus den Augen, nicht etwa aus Eifersucht, o nein! er ist überzeugt, daß seine Frau ihn anbetet, weil sie einsehen muß, daß es nicht einen Zweiten gibt,

der so viele Aufmerksamkeit für sie hat, aber hier, wie überall, will er seine Sorgfalt zeigen.

Kaum hat seine Frau einen Walzer getanzt, so tritt er zu ihr, fühlt ihr an die Stirne, wodurch er ihr die Locken in Unordnung bringt, und spricht: „Du bist sehr heiß, Liebe, du wirst doch die nächste Quadrille nicht mittanzen?“

„Ich muß, ich bin engagirt.“

„Das hättest du nicht thun sollen.“

Die nächste Quadrille ist kaum vorüber, und die Frau hat Platz genommen, als der bewegte Ehemann schon wieder vor ihr erscheint, sich neben ihr setzt, und spricht: „Du bist entsetzlich roth.“

„Nun ist es ein Wunder, daß man roth ist, wenn man getanzt hat?“

„Ja, roth ist schon recht, aber du bist Krebsroth, das Blut ist dir ganz in den Kopf gestiegen.“

Die Frau beugt sich zu einer Freundin und frägt sie, ob sie denn wirklich eine so ganz außerordentlich rothe Farbe habe?

„Ei, Gott bewahre!“ antwortet diese, „du siehst nur etwas belebter aus, dein Mann weiß nicht, was er spricht.“

Ein Bedienter tritt mit Eis hinzu, und präsentirt es der Frau, welche sich anschickt, es zu essen, da nimmt ihr der Mann das Löffelchen aus der Hand, und schreit: „Um Gotteswillen! Du wirst doch kein Eis essen?“

„Warum denn nicht?“

„Diese Frage schon ist eine Versündigung an der Gesundheit.“

„Aber sieh nur rundherum die Damen an, sie haben Alle getanzt, und essen doch Alle Eis.“

„Diese Damen sollen thun, was sie wollen, aber mein liebes Weibchen nicht. Ich kenne dein Temperament. Willst du warme Mandelmilch?“

„Du weißt, daß ich dieses Getränk nicht leiden kann, und Eis außerordentlich liebe.“

„Nein, das darf nun und nimmermehr seyn.“

Und der Herr Gemahl verschlingt nun das Eis, das für seine Frau bestimmt war, und ruft dabei aus: „Köstlich! himmlisch! besonders die frischen Erdbeeren!“

Ein Bischen später fängt das Orchester an, einen alle Füße bewegenden herrlichen Walzer von Strauß zu spielen. Die Frau walzt leidenschaftlich gerne, und gilt auch als eine der graziösesten Tänzerinnen. Ein junger Cavalier bittet sie dazu, sie folgt ihm, und schon haben sie den Saal zweimal auf und nieder getanzt, und Alles spendet ihnen Beifall, als unser Ehemann zu seiner Frau springt, Beide mitten im Walzer auffängt, und fast weinend spricht: „Aber Engel, was machst du denn, schon wieder walzen. Verzeih, aber ich muß dich an dieser Thorheit hindern.“

„Aber du weißt ja, ich walze für mein Leben gerne.“

„Ganz recht, aber ich darf nichts dulden, was gegen dein Leben ist. Du bist nervenschwach, und dieser Tanz regt dich zu viel auf.“

„Nur einige Touren, mein Herr! und dann führe ich die Dame selbst zurück,“ spricht der Cavalier.

„Ja, lieber Mann, nur ein paar Touren;“ fleht die Frau.

Allein der Mann ist unerbittlich, er faßt seine Frau am Arme, führt sie an ihren Platz, und wirft ihr Sacktuch, die Bajadere, und auch noch das Pelzpalatin um den Nacken.

Die Frau ärgert sich fürchterlich, wagt aber nicht etwas zu sagen, denn vor der Welt darf man nicht zanken, und Jedermann rühmt ihren Gemahl als einen sehr galanten und zuvorkommenden Ehemann, und preist sie als die glücklichste Frau. Sie sucht also ihren Unmuth zu verbergen.

Die Stunde zum Souper erscheint. Sie weiß von der Hausfrau, daß die Damen allein bei Tische sitzen werden, sie freut sich also darauf, wenigstens nach Gefallen essen zu können. Man nehme ihr das nicht übel, mir gefallen die Frauen, die Appetit haben, besser, als diejenigen, die bei jeder Speise sagen: „Ich danke.“

Allein eine Viertelstunde vor dem Souper erscheint der Mann, er wirft ihr den Wickler über die Schulter, und sagt: „Mein Schatz! Der Wagen erwartet uns.“

„Wie, willst du schon fort?“

„Schon? Es ist sehr spät.“

„Aber man geht ja sogleich zum Souper.“

„Eben deswegen, du könntest leicht versucht werden, etwas zu essen. Du weißt wohl, wir soupiren nie.“

„Ja, weil wir früh zu Bette gehen, aber wenn man eine halbe Nacht getanzt hat.“

„So taucht man zu Hause ein Bisquit in Wasser, und legt sich zu Bette, das ist gesünder. Komm nur, wir können die Pferde nicht lange stehen lassen, es ist sehr kalt.“

Der Mann zieht seine Frau fort, welche große Lust zu

weinen hat, und welche im Nachhausefahren verlauten läßt, sie wolle gar nie mehr irgend wohin gehen.

Glauben Sie wohl, meine lieben Leserinnen, daß die Frau eines Mannes, der alle mögliche Aufmerksamkeit und Sorgfalt für sie hat, glücklich sei?

Zum Glücke aber sind diese Ehemänner selten.

Inhalt.

Seite

Des Malers Abenteuer (Novelle) 5
Einäugig und hinkend (Eine kleine Erzählung) . . . 40
Der Affe (Traum eines Studiosi medicinae, von ihm selbst erzählt) 51
Die Kokette 66
Windig und kreuzweise (Humoristische Erzählung) . . 98
Eine Heirath (Gemälde aus dem Leben) 132
Ein Concert bei Napoleon (Kleine Erzählung aus dem Französischen) 155
Die Calville-Äpfel (Anekdote aus den Zeiten des Consulats in Frankreich) 171
Der Spürhund und der Hausmarder (Eine Räubergeschichte) 182
Das Opfer des Vaters (Erzählung) 199
Coeur-Dame und Carreau-Bube (Eine kleine Erzählung) 228
Die verbrannten Hauben (Novelle) 239
Der blasse junge Mann (Erzählung aus dem Leben) . 272
Die Ohrgehänge (Erzählung aus dem Leben). . . . 296
Der Ehemann, der alle mögliche Sorgfalt für seine Frau hat (Lebensbild nach P. de Kock). 313

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Castelli, J. F.

Ausgewählte Werke Sämmtliche Werke

Bd.: 9

Wien 1848

P.o.germ. 225 e-9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10106680-7